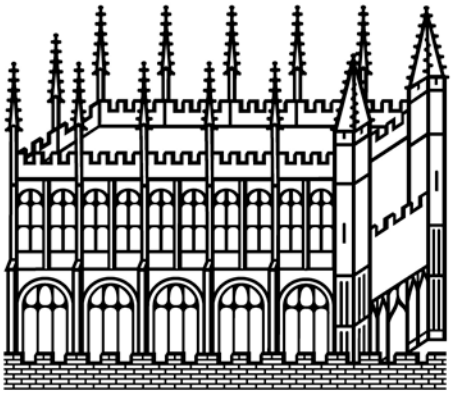


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

57/362

Vet. Ger. III B. 28

TAYLOR INSTITUTION

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

4 Bl., 45555.
coll. Z.

Philipp Bernstein,
6 Mai 1915.

Literarhiſtoriſches

Taſchenbuch.

Herausgegeben

von

R. E. Prutz.

Fünfter Jahrgang:

1847.

Mit Beiträgen von W. Alexis, E. Brinckmeier, K. G. Helbig, H. Köchly, E. Meyen, W. Rogge, J. W. Schaefer, K. Stahr und dem Herausgeber.

Hannover,
Verlag von C. F. Kius.

LIBRARY

K. W. Göttling,

Geh. Hofrath und Profeſſor in Jena,

widmet

dieſen fünften Band

des

Literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs

der

Herausgeber.

Dem

Literarhiſtoriſchen Taſchenbuch

haben ihre Theilnahme zugeſagt

die Herren:

W. Alexis in Berlin.
J. A. Altenhöfer in Augsburg.
Berthold Auerbach in Carlsruhe.
Agathon Benary in Berlin.
Theod. Bergk in Marburg.
Bernhardy in Halle.
Bock in Göttingen.
Brinckmeier in Halle.
Cybulski in Berlin.
Duncker in Halle.
Eckermann in Weimar.
Elliſſen in Göttingen.
Feuerbach in Bruckberg bei Ansbach.
Flügel in Meißen.
Gervinus in Heidelberg.
Göttling in Jena.
J. Grimm in Berlin.
W. Grimm in Berlin.
Haarbrücker in Halle.
Hagen in Heidelberg.
Haltaus in Leipzig.
Hand in Jena.
Helbig in Dresden.
Hertzberg in Elbing.
Herwegh in Paris.
Hiecke in Merſeburg.
Hoffmann von Fallersleben.
J. P. Jacobi in Breslau.
Jordan in Leipzig.
Jung in Königsberg.
Kahlert in Breslau.
Keller in Tübingen.
Klüpfel in Tübingen.
Koberſtein in Pforta.
Köchly in Dresden.
Köppen in Berlin.
Mayer in Oldenburg.
Meyen in Berlin.
Kanzler **von Müller** in **Weimar.**
Müller-Strübing in **Berlin.**
Oppermann in Hoya.
Paſſow in Meiningen.
Pott in Halle.
Rapp in Tübingen.
A. Reumont in Berlin.
Regis in Breslau.
Ritſchl in Bonn.
Rödiger in Halle.
Röpell in Breslau.
Roſenkranz in Königsberg.
Ruge in Leipzig.
Rupp in Königsberg.
E. Ruth in Heidelberg.
F. Sander in Altſtrelitz.
Schaefer in Bremen.
Schöll in Weimar.
Schücking in Köln.
Schwarz in Halle.
A. Stahr in Oldenburg.
K. Stahr in Stettin.
Strauß in Stuttgart.
Teuffel in Tübingen.
J. Tittmann in Göttingen.
R. Treitſchke in Leipzig.
Viſcher in Tübingen.
Wellmann in Stettin.

Inhalt.

Seite.

Anton Reiſer. Von W. Alexis 1

Die Geſchichtſchreibung der Griechen. Von W. Rogge . . . 73

Die Berliner Monatsſchrift. Von Gedike und Bieſter . . . 151

Don Diego Hurtado de Mendoza. Von Karl Stahr 223

Über die Epochen der deutſchen Literatur. Ein Vorleſung von J. W. Schaefer 277

Die politiſchen Gedichte der provencaliſchen Troubadours. Von Eduard Brinkmeier 319

Die Alkeſtis des Euripides. Von H. Köchly 359

Schubart. Von dem Herausgeber 391

Miscellen und Notizen:

I. Zur Chronologie der Schauſpiele des Jacob Ayrer. Von K. G. Helbig 442

II. Heinrich Janßen, der Bauernpoet, ein Zeitgenoſſe Hagedorns. Von J. W. Schaefer 445

III. Einige Bemerkungen zur Charakteriſtik des Dichters Reinhold Lenz. Von K. G. Helbig 453

IV. Eine Supplik G. A. Bürgers 457

Anton Reiſer.

Von

W. Alexis.

Im Jahre 1782 ſah man auf der Landſtraße von London nach Derbyſhire einen Fußreiſenden. Fußreiſende waren und ſind in England eine Seltenheit; Fußreiſen ſchien verdächtig oder verächtlich. Der lange, hagere Mann, von einer nicht ſchönen Geſichtsbildung, mit ſeinen plumpen deutſchen Stiefeln, ſeinem grauen, unſcheinbaren Überrock, erregte das Lächeln und die Neugier der Vorüberfahrenden. Die Kinder ziſchten, die Schüler von Eton gafften ihm verwundert nach; gute, ſolide Leute bemitleideten den armen Mann, der nicht einmal einen Platz auf der Outſide bezahlen konnte. In anſtändigen Wirthshäuſern ward er nur mit Widerſtreben aufgenommen, erhielt ſchlechte Koſt für theures Geld, ſchmutzige, finſtere Hinterſtuben, die er mit Domeſtiken theilen mußte, und ward noch oft am andern Morgen von einem verdrießlichen Kellner, einem ſchnippiſchen Stubenmädchen gemahnt, daß er nun nur gehen möchte, man wolle ihn nicht länger im Hauſe haben. An andern Orten ſchlug man ihm geradezu die Thür vor der Naſe zu, und er war zuweilen bei Einbruch der Nacht im buchſtäblichen Sinne in Verlegenheit, wo er ſein Haupt niederlegen ſolle. Daß er vor den Thoren den Staub von ſeinen Stiefeln geklopft, daß er Bezahlung verſprach und bezahlte, half ihm ſo wenig, als ſein Milton und Horaz, nebſt einem Hemde in der Taſche, ſein einzig Gepäck.

Dennoch ſchritt er froh und muthig vorwärts, ſo lange ein Geld und ſeine Geſundheit ausreichten, entzückt über Englands Naturreize, ſeine Freiheit, das blühende Menſchengeſchlecht, ſeine Induſtrie, Einrichtungen und den Comfort, von dem er ſo wenig genoß. An Entbehrungen und Verachtung gewöhnt, ließ er ſich ruhig erzählen, wie der Schornſteinfeger, der vor ihm in dem Bette geſchlafen, in welchem er die Ehre haben ſollte zu liegen, ſich nicht wie ein Gentleman, ſondern ſogar — Nobleman aufgeführt, was das Trinkgeld betrifft: und war doch Morgens wieder froh und glücklich, wenn er auf einer ſonnigen Höhe unter einem ſchattigen Baume ſeinen Milton, angehaucht von engliſcher Luft, leſen konnte, oder ſeinen Horaz, deſſen Reize, meinte man damals, den Geiſt in jeder Zeit, in jeder Luft erquicken müßten.

Nach unſern Begriffen ſah unſer Landsmann weniger von England, als der flüchtigſte Touriſt unſerer Tage. Und doch war dieſe Reiſe jener Zeit eine Begebenheit. Nachdem er in der Höhle von Caſtleton eine Erkältung ſich zugezogen, welche auf ſeine Geſundheit von dauernden Folgen war, kehrte er, auf der Outſide und in der Schoßkelle einer Stagecoach jämmerlich zuſammengeſchüttelt, nach London, und nachdem ſein Geld ausgegangen, eiligſt nach Deutſchland zurück.

Der Reiſende war Carl Philipp Moritz, damals Conrector am Grauen Kloſter in Berlin, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Die Reiſe hatte er beſtritten mit dem Honorar für ſeine »Deutſche Sprachlehre für Damen«, und noch im Jahr ſeiner Rückkehr erſchien ſeine »Reiſe eines Deutſchen in England«, in welcher die Schilderung jener Höhle in Derbyſhire, allerdings ein Meiſterſtück in ſeiner Art, objectiv eigentlich das einzige Bedeutende iſt. Aber Moritz war einer der erſten Deutſchen, welche eine Reiſebeſchreibung aus England, und zwar nach eigener Anſchauung geliefert; ſeine ganze Subjec-

tivität ſpricht ſich darin in ſo eigenthümlicher Weiſe aus, daß man auch heute noch dieſes ſeltſame Buch nicht ohne Theilnahme aus der Hand legt, obgleich man über den Gegenſtand, den es behandelt, wenig mehr erfährt, als wie die Themſe ſich krümmt, die Straßen ſich ſchlängeln und vor ſechszig Jahren von außen die Häuſer ausſahen, in deren Inneres zu blicken dem Reiſenden nicht vergönnt war. Seiner Zeit ward Moritz' Reiſebuch, das mehre Auflagen erlebte, von der deutſchen Leſewelt verſchlungen, wie nur die Reiſen des Fürſten Pückler und der Gräfin Hahn.

Und in England, das den armen Wanderer als Bettler und Vagabonden von ſeinen gaſtlichen Heerden ſtieß, lebte ſeine Erſcheinung und Erinnerung nach ihm noch ein Menſchenalter und darüber fort; ſie lebt vielleicht noch heute. Moritz ward unter allen deutſchen Schriftſtellern der bekannteſte und geleſenſte. Zu auffällig war dieſe Erſcheinung vom Continent dem Britten geweſen, daß er ihr nicht eine Aufmerkſamkeit ſchenken ſollen, auf die der arme Moritz, als er dort war, wirklich nicht gerechnet hatte. Wenn auf den Volkstheatern ein langer Mann mit hohen Waſſerſtiefeln, in grauem Überrock, einen Knotenſtock in der Hand, über die Bretter ſchritt und den Horaz aus der Taſche zog, um auf einem Stein am Wege darin zu leſen, ſo lächelte das Publicum: das iſt der deutſche Profeſſor.

Dieſe komiſche Erſcheinung verſchwand wieder; aber der deutſche Profeſſor iſt nicht verſchwunden. Bezaubert von der Schönheit der Themſeufer bei Richmond, ſchrieb Moritz: »O Richmond, Richmond! nie werde ich den Abend vergeſſen, wo du von deinen Hügeln ſo ſanft auf mich herablächelteſt, und mich allen Kummer vergeſſen ließeſt, da ich an dem blumigten Ufer der Themſe voll Entzückung auf und niederging. O ihr blühenden, jugendlichen Wangen, ihr grünen Wieſen,

und ihr Ströme in dieſem glücklichen Lande, wie habt ihr mich bezaubert!« Den Engländer dünkte dieſes Lob aus dem Munde des Fremden (vielleicht dachte er, des Barbaren) ſo poetiſch ſchön, daß es in einen Wegweiſer durch London aufgenommen ward, der, alljährig immer aufs Neue abgedruckt, in vielen hunderttauſend Exemplaren Carl Philipp Moritz dem Engländer bekannt machte, während Klopſtock, Herder, Göthe und Schiller ihm lange fremde, unbekannte Größen blieben.

Vier Jahre ſpäter, im November 1786, ritt ein junger deutſcher Schriftſteller von den Tibermündungen, die er mit einer Geſellſchaft von Freunden beſucht, nach Rom zurück. In der Nähe des Pantheons ſtürzte ſein Pferd auf dem ausgeglätteten, von einem Staubregen ſchlüpfrig gewordenen antiken Pflaſter. Er brach den linken Arm, und mußte bis zum Frühjahr das Bett hüten. Er war in Rom nicht verlaſſen. Sein Name war hier ſchon bekannt, ſeine Schriften geachtet; ſein lebendiger, reicher, raſtloſer Geiſt, mit welchem er die Wunderwerke des alten Roms, die Kunſtſchöpfungen ſeiner zweiten Blüthe durchforſchte, ſichtete, ſich und Andern erklärte, hatte ihm Freunde unter den Künſtlern aller Nationen verſchafft. Man beeiferte ſich, ihn zu tröſten, zu unterſtützen. Nicht hier allein, auch in ſeinem Wohnort, Berlin, regte ſich, nachdem ſein Unfall bekannt geworden, die lebendigſte Theilnahme für den Verunglückten, außer den körperlichen Schmerzen, auch durch andere Noth Gedrückten. Bieſter ſammelte für ihn unter den angeſehenſten Männern Berlins, und ſandte ihm zweihundert Thaler, die er nicht allein zu ſeinem Unterhalt, ſondern, auf den Wunſch der Freunde, auch zu einer Reiſe nach Neapel, wenn er geneſen, verwenden möchte.

Niemandes Zuſpruch aber war ihm erquickender, als der

Göthe's, welcher zur ſelben Zeit in Rom eintraf. »Es iſt eine Wolluſt, einen großen Mann zu ſehen. Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Göthe nirgend gewünſchter erſcheinen, als hier,« ſchreibt Moritz voll Entzücken nach Haus. Göthe ſchreibt nur: »Moritz iſt hier, der uns durch die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es iſt ein reiner, trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.« So in ſeiner ſpätern vornehm kühlen Art Göthe über einen ſeiner glühendſten Verehrer, während er ſich weitläufig in Entzückungen über Maler aus der Zopfzeit und ihre längſt wieder verſchwundenen Werke ausläßt. Aber durch die That geſteht er mehr, als durch jene Worte. Göthe war Moritz' treuer Pfleger auf dem Krankenlager. »Was ich dieſe vierzig Tage, heißt es an anderer Stelle, bei dieſem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminiſter und Geheimer Secretair erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen.« Später räumt er ein, daß er ſeine Iphigenia in Jamben zu überſetzen ohne Moritz' Proſodie nie gewagt haben würde, und daß er am Krankenbette des Verfaſſers einen Leitſtern gefunden, der ganz mit ſeinen Empfindungen übereinſtimme.

Moritz war auch damals noch ein armer deutſcher Gelehrter, an deſſen Körper Krankheit, Sorgen, der Fluch einer unglückſeligen Erziehung, an deſſen geiſtiger Ausbildung eine unerſättliche proteiſche Phantaſie gezehrt hatte: und Göthe war der berühmte Dichter, von Glück, Geiſt, Verhältniſſen gleichmäßig gehoben. Der Mann, auf den die Natur ihren ſchönſten Stempel gedrückt, der Göthe von Weimar, welcher eben ſeine Iphigenia vollendete, welcher, um Italiens Wonne ungeſtört zu genießen, in einer Art Incognito reiſte, damals, in der Blüthe ſeines Mannesalters, konnte mit dem verkümmerten, jüngeren Gelehrten, der erſt alle Kräfte anſtrengte,

um aus erdrückenden Verhältniſſen zu geiſtiger Freiheit, zur Klarheit mit ſich, zur Bedeutung in ſeinem Vaterlande ſich aufzuringen, nicht den Freundſchaftsbund ſchließen, welcher auf ein Ebenmaß von Forderungen und Anſprüchen gegründet iſt. Aber Anſprüche auf Göthe's Achtung hatte der Mann, deſſen Geiſt aus ſolchem Druck ſich ſchon ſo eigenthümlich gehoben hatte, der ſchon ſo weit über dem äſthetiſchen Niveau ſeiner Zeit ſtand, daß ſie, um der Anerkennung überhoben zu ſein, ihn als einen Sonderling gern bei Seite geſchoben hätte. Ein Mann, welcher in einer erſten Kritik die Welt neuer ſinnlicher und ſinniger Naturanſchauungen, die Göthe im Werther der Poeſie aufſchloß, im vollſten dichteriſchen Sinne gewürdigt hatte, ein Mann, ein deutſcher Philologe, ein Berliner Conrector aus den achtziger Jahren, der es wagte (und in Rom wagte) auszuſprechen, daß ihm der Geiſt der römiſchen Geſchichte erſt klar und lebendig vor Augen getreten, als er Shakſpeare's Julius Cäſar am Capitole las!

Beide hatten ein Ziel, ſie führte nach Italien eine Liebe und Begeiſterung für das Schöne in ſeiner menſchlich ſchönſten Entwickelung, in ſeinen erhabenſten Monumenten, welche eine zwiefache Vergangenheit dort zurückließ. Aber Göthe kam wie ein Mann, der daſſelbe längſt in ſeinem innern Organismus ſelbſtſtändig gefunden, der, zufrieden, geſättigt davon, ausruhen wollte, genießen, indem er die Offenbarungen des Schönheitsgefühls in einer andern Nation, in den ſtummen Zeugen aus einer untergegangenen Welt vergleichend betrachtete. Moritz kam zu ſuchen, was er noch nicht gefunden, die Harmonieen, wonach er mit heißer Sehnſucht aus den Mißklängen ſeines zerriſſenen kranken Daſeins verlangte. Beide fanden, was ſie wollten, beide die Befriedigung, nach der ſie trachteten; von beiden beſitzen wir die Ergüſſe ihrer Gefühle und Anſchauungen in zwei gleichzeitig

erſchienenen Reiſebeſchreibungen, die immer ihren Werth behalten werden. Und doch wie verſchieden ſind ſie als Producte! Göthe ſagt: »Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. — Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es, als wenn ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte als hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben.« Er wiegt ſich, wenn er ſchildert, wie ein Vogel, der in den lauen Lüften ſpielt; er ſpielt auch zuweilen, weil er zu ſicher iſt. Moritz gelangt zum ſelben Endurtheil. Auch er ſagt: »Alles ſtimmt doch hier zuſammen, um den Geiſt zu der Betrachtung des Großen und Schönen zu erheben.« Aber er muß ringen und kämpfen, immerfort lernen. Seine ſonſt ſo gefügige, warme Sprache bricht ſich an der Maſſe der Gegenſtände, die er zu überwältigen hat, ſie wird oft rauh, trocken, und nur zuweilen ſtrömt das innere Feuer in dichteriſchen Ergüſſen, im vollendetſten Ausdruck des innern Wohlbehagens aus. Auch Göthe hat viel gelernt in Italien, aber ein größerer Dichter, als er für Deutſchland ſchon war, kehrte er nicht zurück. Moritz erkannte hier, daß er kein Dichter ſei: aber der Begriff des Schönen gedieh in ihm zur dichteriſchen Anſchauung, und er legte ſie nieder in ſeinen theoretiſchen Werken.

Moritz beſchied ſich ſelbſt, wo er fühlte, daß ſeine Kraft nicht ausreiche; den Humor des Carnevals zu ſchildern, geſtand er, verſage ihm ſeine Feder, und er verweiſt auf die Beſchreibung des Dichters, der allein fähig ſei, die bunten Bilder des muthwilligſten Lebens in Schriftzügen wieder lebendig zu machen.

Mit Wehmuth ſcheidet Moritz von Rom. Er hat vom Thurm des Capitols an Herders Seite im Abendroth Abſchied

von der alten Weltſtadt genommen. »Mag denn der Vorhang fallen, ruft er, wenn das Schauſpiel vollendet iſt — tief in die Seele ſtreckt ſich das entſchwundene Bild, und die erhabene Muſik beginnt, worin des Abſchieds Kummer und jeder Schmerz ſich auflöſt.« Er war auch für ſein äußeres Schickſal nicht umſonſt in Rom geweſen. Von Göthe noch dort der herzoglich Weimarſchen Familie vorgeſtellt, fand er in Weimar ſelbſt, bei der Rückreiſe, in Göthe's Hauſe eine ehrende, liebreiche Aufnahme und Unterſtützung, und kehrte mit Empfehlungen des Herzogs und Göthe's nach Berlin zurück.

Dieſen verdankte Moritz, daß man ihn hier nun auch als einen berühmten Mann erkannte und ihm Ehren zu Theil werden ließ, nach denen ſein Sinn, nicht unempfänglich dafür, bis dahin vergebens geſtrebt. — Wer war Moritz? Wie war er nach Berlin gekommen?

Am Waiſenhauſe in Potsdam war 1778 ein junger Lehrer aus Deſſau vom Pädagogium herübergekommen, mit dem man eigentlich nicht recht wußte, was man mit ihm anfangen ſolle. Noch weniger ſchien er zu wiſſen, was er mit den Waiſenkindern anfangen ſolle. Ein excentriſcher Menſch, ſagten die Leute; er lief Tage lang in Wind und Wetter umher, ſchrie Monologe aus König Lear und Ugolino in den Sturm, und ſchlief mehr als eine Nacht unter freiem Himmel. Man war froh, und er auch, als er eines Morgens vom Waiſenhauſe Abſchied nahm, und, mit einem Empfehlungsbriefe an den Conſiſtorialrath Teller in der Taſche, die Reiſe von Potsdam nach Berlin antrat. Auf dieſem beſchwerlichen und langen Wege durch ermüdenden Sand nährte er ſich von den Wurzeln auf dem Felde. Es war nicht das erſte Mal.

Sein Vertrauen hatte ihn nicht getäuſcht. Büſching, damals Rector des Grauen Kloſters, fand an dem aufgeweck-

ten jungen Manne Gefallen. Er erhielt eine Lehrerſtelle mit zweihundertundfunfzig Thaler Gehalt, eine Summe, die Moritz ungeheuer dünkte, und ſchon ein Jahr darauf ward er Conrector an der Schule des Grauen Kloſters. Man war mit ihm zufrieden, ſeine Schüler liebten, verehrten ihn: er aber war bald nicht zufrieden, er langweilte ſich. Wann er konnte, war er auf Reiſen, immer zu Fuß, und wenn er Geld erhielt, ſo hatte er es nicht mehr. Mäßiger konnte Niemand leben, auch nicht unordentlicher. Auf ſeinen Anzug verwandte er außerordentlich viel; da er jedoch ein neues Kleid Tag für Tag anzog, in jedem Wetter, auch darin auf ſeinem Kanapee ſchlief, ſo war er niemals gut gekleidet. Ein koſtbarer Pelz, den er für ſein künftiges Gehalt gekauft, diente ihm ſchon in der nächſten Nacht als Deckbett und am Tage darauf als Pudermantel.

Moritz ſchrieb, dichtete und predigte. Als Freimaurer fanden ſeine Reden Theilnahme. Seine Predigten waren einfach und populär, gewöhnlich hatte er ſich nicht länger als ein paar Stunden vorbereitet. Zuweilen auch, daß er ſein Verſprechen, die Predigt zu übernehmen, vergeſſen, und man ihn aus dem Bette holen mußte, während der Geſang ſchon begann. »Er predigte zum Herzen, ſagt ein Zeuge, aber anſehen durfte man ihn dabei nicht, wenn man nicht unwillkürlich auflachen wollte.« In ſeinen ungeſchickten Geſten warf er nicht ſelten die Bibel von der Kanzel. Doch war die Kirche, wenn er predigte, immer gedrängt voll. Die Maſſe erbaute ſich an ſeiner Wärme, der Gebildete an den Gedanken. Sechs Gedichte auf Friedrich den Großen verſchafften ihm ein gnädiges Handſchreiben, in welchem der König die merkwürdigen Worte ſpricht: »Bemühten ſich alle deutſchen Dichter ihren Stil ſo zu bilden, wie Ihr, ſo würde die deutſche Sprache bald mit andern Sprachen wetteifern

können.« Übrigens waren es ſchlechte Gedichte. Moritz ſelbſt erklärte ſie dafür.

Dieſer Ruhm und der Ruf, den ſeine Reiſe nach England ihm verſchaffte, konnte indeß Moritz mit ſeinen Collegen nicht verſöhnen, welche durch ſeine Sonderbarkeiten auf den Kern ſeines Weſens zu dringen ſich abſchrecken ließen. Er hatte unter ihnen keine Freunde; dieſe mußte er ſich unter den begabteren ſeiner Schüler ſuchen, denen er auf Spaziergängen in geiſtreich ſprudelnder Unterhaltung mehr Kenntniſſe und Gedanken beibrachte, als in allen ſeinen Lehrſtunden.

Mit der Welt und ſich unzufrieden, ſtrebte er nach einer andern hinaus; aber einſtweilen war doch ſein Ehrgeiz, Profeſſor am wirklichen Gymnaſium zu werden. Büſching, der ihm noch immer wohl wollte, verlangte, er ſolle zuvor einer Hauptwiſſenſchaft ſich ganz widmen. Dann wäre er nicht mehr Moritz geweſen, zu deſſen Vortrag über Sprache und ſchöne Wiſſenſchaften, zu deſſen geiſtreichen Erklärungen des Horaz die Schüler ſich drängten. Wenn er eine Ode mit ihnen durchgegangen war, wenn ſein Herz über die Lippen floß voll Bewunderung des göttlichen Horaz, rief er wohl aus: Kinder, das iſt zu ſchön, das läßt ſich nicht ſprechen, das müſſen wir ſingen, um es ganz zu genießen! Und Lehrer und Schüler ſangen mit einander aus voller Kehle, daß die alten Mauern des Grauen Kloſters wiederdröhnten, und die Lehrer in den Nachbarklaſſen aufhören mußten. Kein Wunder, daß die Gymnaſiaſten zu ſeinen Vorträgen ſich drängten. Er machte ſeine Schüler mit den Meiſterwerken der vaterländiſchen Literatur bekannt, er bildete ihren Geſchmack für das Edle und Schöne, er flößte ihnen eine heilige Liebe für ihre Mutterſprache ein, und bewies, daß ſie an Reichthum und Würde mit allen Sprachen ſich meſſen könne. Aber es ſchickte ſich nicht für den Lehrer einer gelehrten Schule, das Deutſche dem

Lateiniſchen gleich zu ſtellen. Er bilde die jungen Leute zu Belletriſten, nicht zu Gelehrten, warnte man die Eltern. Der Conrector fühlte ſich unglücklich, er verbrachte Tage lang hinbrütend auf ſeinem Bette, ſeiner wild abſchweifenden Phantaſie huldigend. Er wollte nach Oſtindien, nach Amerika das Leben eines Bootsknechts ſei beſſer, als das eines Conrectors. Ulyß war heute ſein Ideal, morgen wollte er Soldat werden; dann überſchlichen ihn trübe Gedanken, die nicht zum erſten Mal verſuchend ſich ihm genaht, die ſeit dem Leſen des Werther ſchon oft dämoniſch angeklopft hatten.

Mendelsſohn war es, der ihn ſich ſelbſt wiedergab, der ihn lehrte, ſich an den Augenblick zu halten und in ſich den Quell der lauterſten Freude zu ſuchen. Er hielt nun öffentlich Vorleſungen über deutſche Sprache und ſchöne Wiſſenſchaften; auch für Damen über den Accuſativ und Dativ, da unſere Großmütter über den Unterſchied des mir und mich in bedenklichen Gewiſſenszweifeln ſchwebten, die noch heute nicht überall gelöſt ſein ſollen. Anleitungen zum Briefſchreiben, ſogar Unterſuchungen über den Märkiſchen Dialect beſchäftigten ihn, während eine neue Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, da die Sulzerſche ihm nicht genügte, Moritz beſtändig als Lebensaufgabe vor der Seele ſchwebte.

Aber die Ehrbegierde dieſer Welt ward in einem unmuthigen Augenblicke mächtiger, als alle Theorieen. Er wollte nicht mehr Conrector an der kölniſchen Schule, er wollte durchaus Profeſſor am Gymnaſium, den andern Lehrern gleichgeſtellt, ſein. Trotz aller vernünftigen Mahnungen ſeiner Freunde, trotz Büſchings ernſten Vorſtellungen dagegen, ſetzte er es beim Berliner Magiſtrat, dem Patron des Gymnaſiums, durch, und opferte ein ſicheres Einkommen von dreihundertunddreißig Thalern einer Profeſſur, die nur einhundertundzwanzig Thaler eintrug, und der Hoffnung, durch ſchrift-

ſtelleriſche Arbeiten das, was ihm fehlte (und das war immer viel), zu erwerben.

Er hielt wieder Vorleſungen, diesmal auch hiſtoriſche. Auf Büſchings erneutes Andrängen, ſich ein Hauptfach zu wählen, hatte er die Geſchichte genannt. Sie war ihm ziemlich fremd. Was er um fünf Uhr Nachmittags vortrug, darauf präparirte er ſich, auch lernte er es vielleicht erſt, von zwei bis drei in der Allgemeinen Weltgeſchichte. Dennoch riß er mit ſich fort, wenn das Thema für ihn ſelbſt intereſſant war; bei gewöhnlichen Kriegs- und Friedensbegebenheiten verfiel er in einen ſchläfrigen Ton. Auch ſeine Zuhörer ſchliefen nicht ſelten ein.

Der Dichter Burmann, ſeiner Zeit eine Notabilität in der Berliner Literatur, hatte die Redaction der Voſſiſchen Zeitung aufgegeben. Man bot ſie Moritz an. Eine neue Phantaſie tauchte in ſeinem lebendigen Geiſte auf, eine, welche ihn unſerer Gegenwart näher bringt. Ein Blatt für das Volk zu ſchreiben, dünkte ihn ſchon längſt eine würdige Aufgabe. So viele elende Scribenten hatten die große Idee mißbraucht. Aber als Zeitungsſchreiber konnte er ganz ihr ſich widmen; das Amt ſchien ihm plötzlich das ehrenwertheſte im Staate. Hatte ja auch Leſſing eine kurze Zeit über die Voſſiſche Zeitung redigirt. Sie ſollte unter ihm, wie er in einem beſonders darüber herausgegebenen Programm ſagt: »der Mund werden, wodurch zu dem Volke gepredigt, und die Stimme der Wahrheit in die Paläſte der Großen, in die Hütten der Niedrigen bringen; das unbeſtechliche Tribunal, wo Tugend und Laſter unparteiiſch geprüft, edle Handlungen geprieſen, Unterdrückung, Bosheit, Ungerechtigkeit, Weichlichkeit und Üppigkeit mit Verachtung und Schande gebrandmarkt werden ſollten.« — Es heißt, mit einem prophetiſchen Blicke in die Zukunft, in einer ſeiner Ankündigungen:

wenn je das Menſchengeſchlecht vervollkommt werden könne, ſo müſſe es von dieſer Seite geſchehen. Merkwürdig iſt, daß Moritz, vielleicht der erſte Deutſche in der modernen Zeit, auch die Verhandlungen vor den Gerichten, inſofern ſie zur öffentlichen Behandlung ſich eigneten, in die Zeitung aufnehmen wollte. Daß es nichts Öffentliches gab, war ſeiner Phantaſie entgegen; die Vorſtellung hatte er aus England herübergenommen.

Moritz vollbrachte es nicht, ſein Unternehmen ſcheiterte an der Cenſur: nicht an der Friedrich des Großen, die keinen Fortſchritt hemmen wollte, auch dann nicht, wenn er den Anſichten des Königs entgegen war: ſondern an der Cenſur des Publicums. Moritz hatte die Staatsactionen, welche man damals Politik nannte, zu ſehr gekürzt, um die Aufmerkſamkeit auf ausgezeichnete Menſchen, edle Handlungen, auf Genius und Talent mehr hinzulenken. Das große Publicum aber wollte Staatsactionen und nicht Moral und Fortſchrittsprincipien, die Gelehrten hielt es für abgeſonderte Weſen, die nicht zu ihm, und noch weniger in die Zeitungen gehörten. Das Theaterpublicum aber, und an ſeiner Spitze der damalige Director Döbbelin, war empört über Moritz' Theaterkritik. Daß er des Directors Matadorſtücke, Kabale und Liebe und die Räuber, verketzerte — deren häufige Wiederholung Moritz allerdings zu heftig tadelte *), als für Geſchmack und Sitten ſchädlich — ſetzte Döbbelin dermaßen in Wuth, daß er einſt im Parterre einen ernſthaften Angriff gegen den Kritiker unternahm, freilich nur mit Worten und

*) Moritz galt damals als ein gefährlicher Gegner des jugendlichen Schiller, was beſonders das Theaterpublicum ihm ſehr verübelte. Schiller ſelbſt war höchſt empfindlich über die Kritik der Voſſiſchen Zeitung. Indeſſen verſtändigten ſich Moritz und Schiller ſpäter, als jener dieſen bei einer Reiſe in Leipzig kennen lernte, und beide ſchieden als Freunde.

nur indirect gegen ihn gerichtet, aber ſo angethan, daß er bei einer minderen Gelaſſenheit von Seiten Moritz' leicht in Thätlichkeiten übergegangen wäre. Weit ſchlimmer: die Abonnenten gingen ab, weil ſie ſchon damals keine Verbeſſerung der Voſſiſchen Zeitung wollten, und Herr Voß ſah ſich genöthigt, Moritz zu entlaſſen, und Alles wiederherzuſtellen, wie es war.

Sein Streben in Ehren, ſo war Moritz, ſeines klaren, körnigen Stils, der Wärme, Einfachheit und Natürlichkeit ſeiner Darſtellung ungeachtet, doch ſchwerlich, um als Schriftſteller auf die große Maſſe zu wirken, in dem Augenblicke der Mann, wo ſein Kopf mit den Ideen einer neuen Theorie der ſchönen Künſte ſchwanger ging.

Die Vereitelung ſeiner Hoffnungen ſchmerzte ihn tief. Er iſolirte ſich aufs Neue, verſchloß ſich vor der Welt in ein Gartenhaus, ſeinen Grillen, ſeiner Melancholie, aber auch ſeiner Arbeit lebend. Er arbeitete viel und ſchnell: gegen fünfzig ſelbſtſtändige Bücher hat er, außer vielen Überſetzungen, in dreizehn Jahren geſchrieben; weil er des Geldes willen arbeiten mußte, fehlt den Werken der Stempel, und nicht allein der letzte, der Vollendung. Durch neue Fußreiſen, Flußbäder, im Winter durch kalte Wannenbäder, die oft erſt aufgeeiſt werden mußten, glaubte er ſeine phyſiſche und pſychiſche Geſundheit wieder herzuſtellen. Aber der Drang nach Veränderung, die Sehnſucht nach Italien war mächtiger als Alles. Bei jedem Bogen, den er in die Druckerei ſchickte, berechnete er, wie viel er noch ſchreiben müſſe, um mit dem Honorar nach Italien reiſen zu können. Eine unglückliche Liebe, ſeine erſte, kam hinzu. »Ich muß fort, wenn ich nicht zu Grunde gehen will,« ſchrieb er und brach raſch alle Feſſeln. Ohne Urlaub entfloh er mit Extrapoſt aus Berlin, ſchrieb von Braunſchweig aus an den Magiſtrat um ſeine

Entlaſſung, und mit hundert Thalern, ſeinen Erſparniſſen, zu denen Campe, a Conto einer künftigen Reiſebeſchreibung, einen Vorſchuß von hundertfünfzig hinzufügte, unternahm er die Reiſe nach Italien, um zwei Jahre daſelbſt zu bleiben.

Wir ſahen ihn dort; wir finden ihn, weil er vom Herzog von Weimar und Göthe empfohlen iſt, als berühmten Mann empfangen in Berlin wieder. Damit ging eine Prophezeihung in Erfüllung, welche ein myſtiſcher Italieniſcher Graf, Lanfranki, vor Jahren Moritz in Berlin geſtellt. Durch den Miniſter von Heinitz ward er Profeſſor der Theorie der ſchönen Künſte und Alterthumskunde in der Akademie der bildenden Künſte; das Reglement dieſer Akademie iſt ſein Werk. Er ward Secretär derſelben, dann auch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, einer ſeiner höchſten Wünſche; ja endlich ſogar königlich preußiſcher Hofrath. »Und, ſagt ſein Biograph, ſein Ehrgeiz war nun ganz befriedigt, und er war ſo glücklich, als ein Menſch von ſeinem Charakter ſein kann.«

Weiter nichts? fragen mich Viele. Weshalb denn einen Mann aus der Vergeſſenheit vorrufen, der vielleicht ſeiner Zeit von Bedeutung war, deſſen Perſönlichkeit und Werke aber im großen Strom der Bildung untergegangen ſind? Und wenn er für ſeine Stadt eine Notabilität war, ſo gehört er in das gelehrte Berlin: wozu aber eine allgemeinere Aufmerkſamkeit für ihn aufrufen wollen? — Moritz iſt als Schriftſteller nicht untergegangen. Zwar leben von ſeinen fünfzig Werken nur wenige fort, ſeine Reiſebeſchreibungen ſind veraltet, ſeine Schulbücher und Grammatiken von andern verdrängt; aber eines, wer kennt es nicht? Moritz' Götterlehre, lebt in immer erneuten Auflagen. Ja das ſchönſte Zeugniß für den friſchen Geiſt, mit welchem Moritz damals den deutſchen Kunſtfleiß zum Studium der Antiken zurückzu-

führen beſtrebt war, iſt die Antwort unſeres Schinkel, die er einſt auf die Frage gab, woher er die meiſten Anſchauungen ſeiner genialen Compoſitionen entnommen? Aus Moritz Götterlehre, ſagte er unbefangen denen, welche ein tiefſinniges, gelehrtes Studium verborgener Quellen erwarteten.

Es giebt Perſönlichkeiten, die für kommende Generationen leben, auch ohne Werke von ewiger Dauer hinterlaſſen zu haben. Der Zauber ihres Umganges, die Macht ihres Wortes, die anregende Kraft ihrer Lehre lebt in und durch ihre Schüler fort. Wir ſind entfernt davon, den Mann, von dem wir ſprechen, mit den großen Wohlthätern des Menſchengeſchlechts zu vergleichen, die keine Schrift hinterließen, und doch über alle Schrift hinaus leben: aber auch Moritz war ein Mann, der durch ſeine anregende Perſönlichkeit, durch den Zauber ſeiner Unterhaltung mehr und weiter auf die kommende Zeit gewirkt hat, als durch ſeine unvollkommnen Werke. So giebt ſeine gedruckte Reiſebeſchreibung, nach Verſicherung Aller, die ihn gehört, nur ein ſchwaches Bild von dem Feuer, der enthuſiaſtiſchen Liebe, mit welcher er von Italien, dem goldenen Lande der Kunſt, ſprach und ſeine Zuhörer fortriß. Viele ſeiner Gedanken und Anſchauungen ſind Gemeingut geworden, wir gebrauchen ſie, ohne zu wiſſen, wem wir ſie verdanken. So war er der Schöpfer einer deutſchen Proſodie; für die deutſche Grammatik ſuchte er nach Wurzeln auf vaterländiſchem Grund und Boden; er führte uns die mythologiſchen Gebilde der Alten zuerſt in einem anmuthigen, Allen verſtändlichen Reigen vor; die ewigen Geſetze des Schönen, das keinem Zwecke unterthan ſei, ſuchte er zu ergründen: Alles verdienſtliche Beſtrebungen, aber nicht die, welche ihn über ſeine Zeitgenoſſen hinaushoben. Zwar unter jenen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts in einer Reihe genannt, den Mendelsſohn, Sulzer, Büſching,

Meierotto, Bieſter, Gedike, Engel, Nicolai u. A., welche hier die Humanität an der milden Sonne der Aufklärung pflegten, war der Verehrer Shakſpeare's, der Bewunderer Göthe's doch nicht ihres Gleichen; ſein Streben ging hinaus über dieſen Kreis, in welchem Shakſpeare noch als großes, aber verdorbenes Genie galt, ohne Schönheitsſinn, Göthe als extravaganter Dichter. Selbſt nicht Poet und Philoſoph, ſelbſt noch befangen in den Vorſtellungen der Zeit, durch Kränklichkeit und eine ſchlechte Erziehung in ſeiner geiſtigen Spannkraft gelähmt, fühlte er doch, daß das, was hier geſchah, den Geiſt nicht ſo erhebe, wie es ihm Bedürfniß war, daß es anderer Potenzen bedürfe, ihn zu neuer großartigerer Schöpferkraft zu ſtählen. Ihm genügte nicht, was er um ſich fand: aber im Suchen vergaß er, was er ſuchte. Unruhig, unſtet tappte er umher, er klopfte hier an, er riß dort auf: zu einem Ziele kam er nicht. Er wollte Volksſchriftſteller werden, er ſprach die Sprache, die Jedem zum Herzen dringt, weil ſie freier Erguß des Gefühls iſt, das Product der Nothwendigkeit: und doch wollte er ſie wieder in Regeln zwängen. Den Werth der deutſchen Mutterlaute, der Volkslieder, erhob er in begeiſterter Vertheidigung gegen die Pedanterie der lateiniſchen Gelehrſamkeit: er konnte ſich doch nicht losmachen von der Autorität des Horaz. Die Aufklärung, die er vorfand, wollte er aus ihrer Mattigkeit, aus trivialer Sentimentalität herausreißen, ſie körnigen durch Anſchauung der Dinge, wie ſie ſind, mit dem ernſteſten pſychologiſchen Studium vertiefte er ſich in die Natur der Erſcheinungen: aber wo er auf dem ſicherſten Wege ſchien, verführte ihn ſeine Phantaſie, und er verfiel in Viſionen. Mit einer mächtigen Einbildungskraft drang er in die erſcheinende Natur, er erfaßte ihren Nerv, er berauſchte ſich an den Tönen des Sturmes und des Donners, das

ewige Weh der Menſchenbruſt, das dem Romantiker durch die Harmonieen der Sphären wiederklingt, der Schmerz der unerlöſten Natur klang auch an ſein wundes Herz, er wühlte das alte Chaos auf, um die Schöpfung zu beſingen: aber dieſer lang genährte Gedanke mußte vor dem der Schönheit weichen, nach deren Theorieen er ſuchen ging.

Moritz war der unbewußte Vermittler, der Übergang aus der abgelebten philoſophiſchen Humanitätsperiode zur Romantik, zur Naturphiloſophie. In ihm gährte die Revolution, welche der Philoſophie und Dichtung bevorſtand: aber die Elemente, die aus ihm herauswollten, fanden an den eingeſogenen Muttervorſtellungen noch zu ſtarken Widerſtand, und, das Schmerzlichſte für ihn! eine verkehrte Bildung hatte ſeine ſchöpferiſche Kraft gelähmt. Seine Phantaſie fand wohl heute im Glauben Nahrung, aber morgen ſprang ſie wieder zur Kritik über; das Chaos berauſchte ihn heute, aber morgen fand er wieder ſein höchſtes Vergnügen, den ſchön gegliederten Organismus der Dinge zu verfolgen *).

Nur auf einem Wege hat er etwas erſchaffen, was auch als Kunſtwerk Anſpruch auf längere Dauer hat, als er ſeine Kräfte nicht nach außen, ſondern nach innen wandte, als er mit ſeinen pſychologiſchen Studien ſich ſelbſt zu ergründen ſuchte, und in ſeinem Anton Reiſer für ſein Magazin zur Erfahrungsſeelenlehre den vollwichtigſten Beitrag lieferte.

Es iſt dieſes Buch, welches mich angeregt, Carl Philipp Moritz, der unter dem Namen Anton Reiſer ſein Leben beſchrieb und darin ſein geiſtiges Vermächtniß den Zeitgenoſſen

*) An eine ſeiner verdienſtlichſten Vermittelungen iſt neuerdings wieder erinnert worden. Jean Paul, als neuauftretender Schriftſteller überall zurückgewieſen von den Koryphäen der Literatur, der Bildung und des Buchhandels, fand in Moritz einen erſten Mann, der ſeinen Genius erkannte, würdigte und für ſeine Manuſcripte einen Verleger gewann.

niederlegte, zum Gegenſtande dieſer Betrachtung zu wählen. Einſt von Allen gekannt, geſchätzt, ein Gemeingut der gebildeten Deutſchen, von Göthe belobt, ein Seitenſtück zu Jung-Stillings Jugendgeſchichte, ſcheint es der jüngeren Generation faſt ganz aus dem Auge entrückt. Und doch ein biographiſches Werk, aus ſelbſt eigener ächt deutſcher Anſchauung hervorgegangen, wie unſere Literatur noch kein zweites beſitzt. Ich kenne viele mir Gleichgeſinnte, die in ihrer Jugend mit Entzücken es verſchlangen, mit der tiefſten Rührung es fortlegten, mit neuem Genuß es wieder ergriffen; die Bilder daraus mit unvergänglicher Schrift begleiteten ſie durchs Leben, und wenn ſie es im Mannesalter wieder aufſchlugen, übte es dieſelben Reize: als klänge wieder wehmüthig, lieblich, lockend eine längſt entſchwundene Zeit, eine Jugend mit kühnen Träumen und ſtiller Genügſamkeit, mit Sehnſucht, Hoffnungen, Wundern, wie ſie nicht wiederkehrt, wie unſere Jugend ſie nicht mehr durchlebt, wie ſie überhaupt nur in einer Jugend möglich war, der deutſchen.

Ich mag mich täuſchen, wenn ich der jetzigen Generation das Buch empfehle. Ich höre ſchon Stimmen, die, unwillig darin blätternd, mich fragen: was ſoll uns das intereſſiren? der Verfaſſer ſpricht ja nur von ſich ſelbſt und ſeinen Empfindungen? Allerdings ſind es Memoiren, weit verſchieden von dem, was wir heute darunter verſtehen. Heute betrachtet der Einzelne ſich als ein Theil des Ganzen, er knüpft ſeine kleinen Schickſale, ſeine Gedanken an die Geſchicke, die Strömungen der Zeit, ein Individuum pulſt mit dem Lebensſtrom ſeines Volkes, ja der ganzen Geſchichte; was natürlicher, als daß er ſein Ich aus dem Kleinleben heraus möglichſt hervorhebt und es in das Größere, Allgemeine zu verweben ſucht? In den heutigen Biographieen bekannter Männer ſpiegelt ſich mehr oder minder das ganze Bild ihrer

Zeit wieder. Anders war es bei unſern Vätern. Wem ſein Leben Bedeutung genug zu haben ſchien, um es zu beſchreiben, der wandte ſeine ganze Betrachtung auf ſich ſelbſt zurück. Die Welt, die Geſchichte, die Zeit ging ihren Gang für ſich, das Individuum auch. Was hatte der Einzelne, namentlich ein Schriftſteller, ein Gelehrter ſich um Königreiche und die Kämpfe der Staaten zu kümmern? Als Thatſachen verfielen ſie ihm erſt wieder, wenn ſie längſt geſchehen waren, um ſie in die Wiſſenſchaft einzuregiſtriren. Seine Welt war in ſeiner Bruſt, in den kleinen Kreiſen, in denen er ſich bewegte. Mit unendlicher Gewiſſenhaftigkeit ſchürft er in ſeinen Empfindungen und Gedanken umher, nicht den Grund der Dinge zu finden, ſondern ſich Rechenſchaft zu geben über ſich ſelbſt. Er iſt achtſam auf die unbedeutendſte Regung, er ſetzt allen Empfindungen, die er ſpürt, Daumſchrauben auf, ſie chemiſch zu zerſetzen, ſie zu rechtfertigen oder zu verwerfen. Viele dürften dieſe Zeit loben und der unſern als Muſter aufſtellen, die des ungöttlichen, eitlen Strebens nach dem Unerreichbaren, des ſündhaften Überhebens über ihre Kräfte angeklagt wird. Die Selbſtbiographie Reiſers dürfen dieſe Ankläger nicht zu ihren Gunſten citiren. Sie beweiſt nur (und das würden alle, mit gleicher Aufrichtigkeit geſchrieben, beweiſen), wie das Individuum auf dieſem Wege zu keiner größeren Reinigung und Heiligung gedieh, vielmehr wie das Streben, ſeinem Ich Selbſtbedeutung zu geben, auf dieſem iſolirten Wege der Eitelkeit noch mehr Thor und Thür öffnet, und der ſich immer ſelbſt Beſchauende in weit ärgere Stricke und Verſuchungen fällt, als wer in den Beſtrebungen, alſo auch in den Thorheiten der Welt, mit der er lebt, ſich fortbewegt.

Aber ſollte das ohne Intereſſe ſein, den beſchaulichen Lebensproceß unſerer Väter uns zu vergegenwärtigen, ſei es auch nur, um ihn mit der ganz anderen Gegenwart zu

vergleichen? Zurückzublicken in die ſtillen Werkſtätten beſchränkter Häuslichkeit, aus der die Mehrzahl der Geiſter hervorging, die im deutſchen Leben einen ſolchen Umſchwung hervorgebracht? Wie ſie kämpfen mußten mit Armuth, Kummer, Vorurtheil, wie aber das Licht, das zufällig in ihre Nacht ſchien, ſie zu ungeheurer Anſtrengung ſtählte; wie ſie mit ſelbſteigener Kraft auf mühſamen Umwegen erſt die Werkzeuge zur Arbeit ſich ſchaffen mußten, die uns ſchon in den Kinderſpielen an die Hand gegeben werden; wie ſie ſich Erziehungstheorieen bildeten, um ſich zu erziehen. Beſchränkt erſcheinen uns ihre Wünſche, aber ihr Ehrgeiz loderte nicht weniger hell und heiß. Wenn uns die Höhen des Lebens, die ſie erſtrebten, ein Lächeln abnöthigen, für ihren Standpunkt waren es Berge. Der arme Knabe, deſſen höchſtes Ziel war, in die lateiniſche Schule zu gehen, möglicherweiſe die Univerſität zu beziehen, und der berauſchende Gedanke, ein Mal die Kanzel zu beſteigen, zu predigen vor der Gemeinde, oder ſei es auch nur als Küſter dem Prediger das Buch zu tragen! Wie dann Schritt für Schritt der Zauber verſchwindet, mit ihren Wünſchen ihre Zweifel bis zur Verzweiflung ſteigen! Wie ſo oft Katheder und Kanzel mit der Schaubühne vertauſcht wurden! Dort glaubten ſie die Welt zu finden, die Löſung des innern unbeſtimmten Dranges nach Thätigkeit und Freiheit. Wie ſie aber ſo oft enttäuſcht zurückkehrten! Nun iſt die Welt nicht weit genug, ſie wandern und reiſen, Pilger ohne Ziel: aber der Muth erwacht wieder, und ſie finden, nach manchen Irrfahrten, noch den rechten Weg. Wie reich an friſchen Bildern dies Knabenleben in den Hütten, über deren niedrige Balken der Geiſt ſchon hinausfliegt! wie der Schüler in der geräuſchvollen Werkſtube des Handwerkers an dem einzigen Tiſche ſitzt, beim matten Schein eines dünnen Talglichts in einer Ecke zum künftigen

Gelehrten ſich vorbereitend, geſtört hier vom Bügeleiſen, das auf derſelben Tiſchplatte ziſchend hin und her fährt, dort vom ehelichen Gezänk, und halb vielleicht hinhorchend, wo auf der Ofenbank die Muhmen ſchauerliche Märchen erzählen! Ja, die Schauer der Märchenwelt aus der Ammenſtube ſpielen in dies Leben hinein. Ohne Glauben am Wunderbaren, wie könnte er die Drangſale überwinden! Nur durch unverhoffte Schläge des Glücks läßt ſich das Ziel erreichen. Feen gehören nicht in dieſe Bürgerlichkeit; aber warum kann nicht ein Schatz noch immer gefunden werden?! Der Knabe kann einem dürftig ausſehenden Fremden einen Dienſt erweiſen; der Fremde erkundigt ſich nach ſeinem Namen, es klopft, er tritt ein, er wirft den Mantel ab — und ein Graf, ein Fürſt erklärt, für ſein Schickſal ſorgen zu wollen! — Die Phantaſie iſt reich im Erfinden, ſie begnügt ſich aber auch mit Wenigem. Iſt es kein Schatz, der im Dunkel flimmert, ſo iſt's der Weihnachtsbaum hinter der verſchloſſenen Thür, ein Lieblingsgericht, ein neuer Rock, und der Sonntag, die Feſttage mit ihrem Feierkleide, die friſchen Reiſer, der weiße Sand, die Glockentöne, der Spaziergang im Freien. Keine Armuth iſt ſo arm, daß ſie, bei geſundem Sinne, nicht reicher iſt an Freuden als der Reichthum.

Wen erquickte nicht das ſtille Wehen des Hausgeiſtes, das Heimlich Trauliche der deutſchen Gemüthswelt in Jung-Stillings Jugendleben? Verwandte Töne klingen auch durch Anton Reiſers Knabenjahre. Aber es iſt ein finſterer Hausgeiſt, der alle Freuden ihm verbittert. Mit unſäglichen phyſiſchen und moraliſchen Leiden muß er kämpfen; Alles häuft ſich, den aufgeweckten, wißbegierigen Knaben zu erdrücken. Ausgeſtoßen aus der Reihe berechtigter Weſen, rächt ſich ſeine Natur, indem ſie in ihm eine Phantaſie erweckt, die unſtet ſchweifend die lebloſe Welt um ihn her belebt, und ihn heute

alle Wonnen der Seligkeit genießen läßt, um ihn morgen an den Abgrund der Verzweiflung zu reißen. Er macht alle Leiden der Einbildungskraft durch, eine Wonne, eine Plage, die ihn bis in ſein Mannesalter begleitete, und zum Erſatz für die Verachtung der Welt ſucht ſein niedergedrückter Geiſt ſich vor ſich ſelbſt eine Bedeutung zu erlügen. Da er als Menſch überall ausgeſtoßen, zertreten iſt, hüllt er ſich in eine Larve, er wird Schauſpieler und ſpielt vor ſich und Andern eine Rolle. Mißlingt die eine, ſo iſt bald eine andere fertig, eine dritte, vierte, ſeine Erfindungsgabe iſt unerſchöpflich; denn die Hoffnung, daß doch einſt ſeine eigene Wichtigkeit anerkannt werden müſſe, erhebt ſich nach allen Wetterſchlägen aufs Neue. Das iſt der rothe Faden in ſeinem Leben, der bis Berlin, bis an ſein Grab ſich fortſpinnt.

Doch dieſe Träume und Nebelbilder ſind nicht lasciver Art, es ſind nicht gaukelnde Irrlichte auf faulem Sumpfboden, ihr Grund iſt feſt und gut: die deutſche Familie, das Haus, die Ehren, welche Kirche, Schule, Kunſt und Staat damals einem Jünglinge bieten konnten. In Reiſers Subjectivität ſpiegelt ſich, ihm unbewußt, doch ein Mehres wieder, als er zu erzählen meint, eine kleine Welt von Ehemals, deren Schimmer ſchon verlöſchen. Wir ſehen das Schulweſen mit ſeinem mittelalterlichen Apparat, die Staatsactus, Reden, Komödien, die ſingenden Chorknaben, das ſtille Sectenweſen in den unteren Volksclaſſen und in denſelben eine theologiſche und philoſophiſche Bildung, freilich nur in Einzelnen, die, wegen ihrer Iſolirtheit, ſtarre, ungenießbare Erſcheinungen bleiben, aber immer ein merkwürdiger Beleg des ſtrebſamen Bildungsgeiſtes im deutſchen Stamme, Erſcheinungen, die in unſerer induſtriellen Zeit ganz ausgegangen ſind. Wo finden wir Schuhmacher, die über philoſophiſche Syſteme brüten, lateiniſch ſprechende Eſſigbrauergeſellen, Candidaten, die nicht

nach Ämtern trachten, ſondern ſich vertiefen, ein langes kümmerliches Leben durch, über die Erklärung eines Wortes, einer dunkeln Stelle der heiligen Schrift? Die Gelehrtheit, wo ſie Bildung wird, dringt ins Volk. Unter dieſer ſchönen Einwirkung der neuen Geiſtesſtrahlen auf eine rohe, aber geſunde Maſſe, wo Klopſtock in den Werkſtuben geleſen wird, Leſſings Blitze bis in die unterſten Schulſtuben zünden, wo das Theater, ein anderes, als das heutige, mit Schauſpielern, wie ſie nicht wieder gekommen ſind, das Volk erhebt, indem es ihm den Adel der Menſchennatur, die Vorzüge ſeiner Sprache zeigt, und, wenn auch nur dürftig, doch ſchon einen Nationalſtolz anzuflammen ſucht: in dieſer Zeit, ſage ich, wo der Geiſt der deutſchen Bildung, gehoben und getragen von mächtigen Genien, aus dem Gelehrtenſtande ins Volk überging und hier, rohe, ſchroffe, aber noch nicht blaſirte Gemüther findend, ſegensreich zu wirken anfing, in dieſe Zeit fällt Anton Reiſers Jugendgeſchichte.

Von armen Ältern **1757** im Hannöverſchen geboren, lernte Anton, faſt von der Wiege an, die Hölle auf Erden kennen. So erſchien ihm die Ehe ſeines Vaters mit ſeiner Mutter. Die erſten Töne, die er vernahm, waren gegenſeitige Flüche und Verwünſchungen des unauflöslichen Bundes, welcher zwei, in ihrem Weſen und Anſichten ganz getrennte Perſonen verband. Der Grund waren ihre religiöſen Stimmungen. Der Vater war ein Quietiſt, Anhänger der Lehren der Madame Guion, welche von ihren Jüngern ein völliges Ausgehen aus ſich ſelbſt und Eingehen in ein ſeliges Nichts, eine gänzliche Ertödtung aller Eigenheit und Eigenliebe fordert, und eine vollkommne, unſelbſtiſche Liebe zu Gott, woraus denn am Ende eine vollkommene ſelige Ruhe entſtehe, das

Ziel unſers Lebens. Die Mutter, eine gute Lutheranerin, wollte Liebe und Achtung von ihrem Manne, und konnte ſich nichts weniger als zur Selbſtertödtung und Vernichtung ihrer Gefühle erheben. Der Mann war kalt und lieblos, ſie zärtlich, empfindlich, leicht gekränkt. Sie hielt ſich oft und gern für beleidigt, um ein gewiſſes Mitleiden mit ſich ſelbſt zu empfinden, eine Krankheit, die auf ihren Sohn forterbte. Der arme Knabe wußte nicht, an wen er ſich halten ſollte; jeder Theil ſuchte ihn dem verhaßten andern zu entreißen, aber keiner ihn durch Liebe an ſich zu ziehen.

Dieſe trüben, erſten Eindrücke verwiſchten ſich nie in ſeinem Leben, ſie blieben der Quell zu ſchwarzen, melancholiſchen Gedanken. Er hatte auch keine Spielgenoſſen. Wenn ſein Herz zu Andern ihn hinzog, hielt ihn das niederſchlagende Gefühl der Verachtung zurück, die er von ſeinen Ältern erlitt, die Scham, in ſeinen armſeligen, zerriſſenen Kleidern den Glücklichern ſich zu nähern. Die grüne Natur war ſeine erſte Freundin, ſie blieb auch ſeine letzte. Woher verlangte ich denn noch Liebe von meinen Ältern, fragt er, da ich ja nie deren gewohnt war, alſo keinen Begriff davon hatte? Am Ende bekämpfte er dies Gefühl, es drückte ihn, als müſſe er eigentlich immer geſcholten werden; ein freundlicher Blick kam ihm dann ſonderbar vor.

Der Vater fühlte ſich endlich denn doch gedrungen, den achtjährigen Knaben, der durch einen jüngſt Geborenen noch mehr in den Hintergrund gedrängt war, leſen zu lehren. Furchtbare bibliſche Namen mußte er buchſtabiren: Nebukadnezar, Abednego; aber ſobald der Knabe merkte, daß hinter den ſchwarzen Buchſtaben wirkliche Gedanken verborgen waren, lernte er von ſelbſt weiter, und konnte in wenigen Wochen zum Staunen der Seinigen leſen. Die Leſewuth des kleinen

Autodidakten ward nun unerſättlich. Er las, was ihm in die Hände kam, mit gleichem Intereſſe, chriſtliche Märtyrergeſchichten und Abhandlungen gegen das Buchſtabiren. In den Büchern war ihm eine andere Welt eröffnet, eine unnatürliche idealiſche für ein Kind, dem tauſend andere Freuden blühen, aber er begrub ſich mit Freuden in derſelben, wenn es um ihm her zankte und tobte.

Er ward krank, man gab ihn auf; die Ältern betrachteten ihn ſchon als Todten, und er mußte es aus ihrem Munde hören. Es erſchreckte ihn nicht; das Sterben kam ihm als etwas Lächerliches vor. Aber eine Baſe, mitleidiger als die Ältern, nahm ihn ein Mal zu einem Arzte mit. Die Kur ſchlug an. Doch bei einem erſten, zu frühen Spaziergange ward ſein Fuß angegriffen, er ſchwoll, ward entzündet und man ſprach von einer Amputation. Da weinte ſeine Mutter zum erſten Male an ſeinem Bette, und ſein Vater ſchenkte ihm zwei Pfennige. Es waren die erſten Äußerungen des Mitleids von Vater und Mutter gegen den armen Anton. Die Salbe eines mitleidigen Schuſters rettete ſein Bein vor dem Abnehmen; aber der Schaden, mit unſäglichen Schmerzen, dauerte noch Jahre durch, verbitterte ſeine freudenloſe Kindheit und entfernte ihn noch mehr von der Welt und dem Umgange mit ſeines Gleichen.

Die Helden des alten Teſtaments wurden nun ſein Umgang. Wenn Moſes, David ſtarb, war es ihm, als wenn ein lieber Freund geſtorben wäre. Joab und David beſonders waren ihm ans Herz gewachſen; er konnte die Thränen nicht unterdrücken, wenn Joab nicht ganz recht handelte und David gegen ſeine Feinde großmüthig war. Auch verehrte er die Patriarchen und Märtyrer, und prickelte ſich zuweilen mit Nadeln, um den letztern ähnlich zu werden.

An Anweiſungen zur Frömmigkeit im Sinne der Madame

Guion fehlte es im Hauſe nicht; nur mußte er ſich an die Worte, nicht an die Handlungen ſeiner Ältern halten. Schon glaubte er einmal ein ganz verlorener Menſch zu ſein, als er in einem der Traktätlein: »Anweiſung zur Gottesfurcht für Kinder von neun Jahren«, mit Freude las, daß er noch Zeit hatte, um fromm zu werden, wenn gleich er ſchon drei Jahre verſäumt hatte. Die Lieder der Madame Guion, von einem Edelmanne, dem Haupt der Quietiſten in Deutſchland, überſetzt, und von Antons Vater, der muſikaliſch war, mit Melodieen begleitet, wurden vom Knaben mit Entzücken geſungen, weil »die unnachahmliche Zärtlichkeit im Ausdrucke und ein ſanftes Helldunkel in der Darſtellung etwas unwiderſtehlich Anziehendes für ſeine weiche Seele hatten.« In trüben Stunden tröſtete er ſich durch ein ſolches Lied vom ſeligen Ausgehn aus ſich ſelber und der ſüßen Vernichtung vor der Urquelle des Daſeins. Als ſeine Ältern eines Abends beim Hauswirth zum Schmauſe waren, und er in der Stube zurückbleiben mußte, weil ſie ſeines ſchlechten Anzugs unter den andern geputzten Kindern ſich ſchämten, und ihn zu hungern anfing, weil man ihm nicht einmal ein Stück Brod zurückgelaſſen, überliefen ihn die Thränen bei dem frohen Getümmel, das von unten heraufſchallte. Als er in unausſprechlicher Wehmuth eine tiefe Verachtung gegen ſich ſelbſt empfand, da meinte er, eines dieſer Lieder ſei von der Guion eigens für ihn geſchrieben. Aber der Hunger wurde doch mächtiger, als das Vernichtungsgefühl. Er ſchlich hinunter, öffnete ein wenig die Thür und rief ſchüchtern hinein, erſt zum Gelächter, dann zur Rührung der Geſellſchaft, aber zur nicht geringen Beſchämung der Ältern: daß ihn ſehr hungere. Statt der Schlüſſel zur Speiſekammer, um die er bat, ward er an den Tiſch gezogen, und vergaß über das gute Eſſen für heute wenigſtens die Guion'ſche Vernichtungsſeligkeit.

Aber ihre Anweiſung zum innern Gebet, wie man ſich ganz von den Sinnen losmachen müſſe, um das eigentliche innere Wort, d. h. die Stimme Gottes, zu vernehmen, beſchäftigte ihn noch lange nachhaltig. Er glaubte auch bald ſo weit zu ſein, daß er ſich mit Gott wirklich unterredete: und die Unterhaltung geſchah auf ziemlich vertrautem Fuße. Er machte wenig Umſtände mit dem lieben Gott, und wenn ihm etwa ein Spielwerk, oder ſonſt ein Wunſch vereitelt worden, hieß es: Aber auch die Kleinigkeit mir nicht einmal zu gönnen! Das hätteſt du doch wohl können geſchehen laſſen! — Stand das zwar nicht in der Guion Schriften, daß man mit Gott auch zürnen dürfe, ſo meinte er doch, daß dies zu einem ſo vertraulichen Umgange gehöre, als ſie forderte. In welcher Art der Vater ſich mit Gott unterhielt, blieb ihm verborgen; aber man kann denken, daß, wenn er und der Sohn halbe Stunden lang mit zugeſchloſſenen Augen auf dem Schemel ſaßen und die Hände vor ſich auf den Knieen ruhen ließen, die rührige Hausfrau das nicht mit gleichgiltigen Augen anſah.

Bei einem Beſuche, den er mit ſeinem Vater in Pyrmont bei dem Haupt der Quietiſten, einem Herrn von F..., abſtattete, ſchien die Sonne heiterer für Anton aufzugehen. Man bemerkte ſeine Wißbegier, noch mehr ſeine Fortſchritte in der Frömmigkeit, wie ſie hier beliebt war. Anton ſpielte gern, er konnte hier zum erſten Male ſpielen in dem großen, ſchönen Garten und karrte mit dem Schubkarren nach Herzensluſt durch die Baumgänge. Da fiel ihm ein, daß dies eine Sünde ſein könne; aber er fand ſich mit ihr ab. Die Guion ſprach viel von dem Jeſulein, das allenthalben ſei, und mit dem man an allen Orten umgehen könne. Das Jeſulein, Gottes Sohn, konnte nur ein Knabe ſein: und da er ſchon mit dem Vater ſo vertraut war, warum mehr

Umſtände mit dem Sohne machen? Er machte nicht ſich, ſondern dem Jeſulein ein Vergnügen, indem er es in den Schubkarren ſetzte und es durch den Garten karrte. Wenn er müde wurde, entſchuldigte er ſich bei dem Gotteskinde, daß er nun aufhören müſſe.

Hier gab man ihm den Telemach zu leſen, denn die Guion war eine Freundin Fenelons geweſen, auch eine Geſchichte von Troja gerieth in ſeine Hände. Eine neue Welt ging ihm in den Heidengöttern auf, die er, ſo gut es ſich thun ließ, mit den bibliſchen Helden verſchmolz. Niemand belehrte ihn: was Wunder daher, daß Gott und Jupiter, die Madame Guion und Kalypſo, der chriſtliche Himmel und Elyſium, die Hölle und der Tartarus, der Teufel und Pluto, bei ihm dieſelben Perſonen wurden! Er lebte und ſchwelgte unter dieſen neuen Bekannten; die Blumen auf der Wieſe, die Neſſeln am Wege wurden Griechen und Trojaner. Die Augen zudrückend, ſchlug er mit dem Stock darunter, und weinte lang, wenn er die Augen wieder aufſchlug, wie das blinde Fatum unter ſeinen Lieblingen gewüthet; ein Spiel, welches auch noch in ſpätern Jahren viel Anziehungskraft auf ihn übte.

Seine Phantaſie hatte eine neue Richtung gewonnen. Der Untergang alles Großen und Schönen auf Erden, wie ſtimmte er mit den Lehren der Guion! Er war vom Schickſal beſtimmt zu zerſtören und zu vernichten. Seine Griechen und Trojaner fielen auch in den Kirſch- und Pflaumenkernen, die er mit dem Hammer zertrümmerte. Auch Fliegen ſchlug er todt mit der Klappe, er läutete den Opfern aber zuvor die Todtenglocke mit einer alten Klingel. Troja natürlich mußte fallen und verbrennen und mit feierlicher Wehmuth ſah er auf die glimmende Aſche der von ihm angefertigten und angezündeten Papierhäuſer. Wenn ein wirkliches

Feuer ausbrach, war es ihm gar nicht recht, daß es ſobald gelöſcht wurde. Wenn Alles fortbrannte, ſtand doch eine Veränderung der Dinge, eine große Revolution bevor. Und wenn er ſelbſt dabei zerſtört wurde — das war ein neuer, ſinnberauſchender Gedanke, ſich aufzulöſen und auseinanderzufallen!

Die ſonnigen Tage von Pyrmont, wo man ihn belobte, bemitleidete und der Herr von F... ihn auf die Stirn küßte, waren ſchnell wieder unter dem Gezänk des grauen Alltagslebens verſchwunden; ſie kehrten auch nicht bei einem ſpätern zweiten Beſuche dort zurück. Anton war wieder ganz auf die Welt verwieſen, welche ſeine Einbildungskraft ihm vorzauberte, Schrecken und Freuden. Die Märchen der Mutter und Baſen, an ſeinem Bette erzählt, quälten ihn mit grauenhaften Spukgeſtalten, die ihm auf engen Treppen den Weg verſperrten; alle alten Frauen wurden ihm zu Hexen. Seine Mutter hatte den Wind, wenn er durch ihre Hütte pfiff, den »herdloſen Mann« genannt. Dieſer herdloſe Mann machte ihm viele ſchlafloſe Nächte. Die vier Wochen vor Weihnachten waren beſondere Schreckenszeit, er ſchlief keine Nacht, ohne in Angſtſchweiß zu erwachen: denn jedes Scharren an der Thür, jedes ſonderbare Getöſe zeigte ihm den Knecht Ruprecht, den Vorgänger des heiligen Chriſt an. Von der Mutter hatte er die Furcht vor den Gewittern geerbt, er faltete die Hände und ließ ſie nicht wieder los, bis die letzten Schläge verhallt waren. Alles nahm der mit der lebendigſten Phantaſie ausgeſtattete Knabe buchſtäblich. Wenn die Mutter davon ſprach, daß Einem, der vor einem Geſpenſt flieht, die Ferſen lang werden, ſo fühlte er es an ſich in der Dunkelheit. Wenn ſie von einem Sterbenden ſagte, daß ihm der Tod ſchon auf der Zunge ſitze, ſo ſah er die Zunge des Verwandten, der im Todeskampfe lag, ſcharf an, um

dann eine kleine, ſchwarze Geſtalt darauf zu entdecken. — Umgekehrt, wie ſchnellte die Freude auch wieder auf in der elaſtiſchen Seele, wenn nach einem trüben Tage, wo er bis zum Überdruß in der engen Stube eingeſperrt war, ein Sonnenſtrahl durch die Fenſterſcheibe fiel! Da lagen vor ihm die Inſel der Kalypſo, Elyſium, das Paradies!

Aber die Reize der Einbildungskraft verſetzten ihn ſchon in eine verbotene Welt. Sein Vater war ein Freund der Lectüre, aber nur von frommen und nützlichen Schriften; allen Romanen hatte er den Feuertod geſchworen. Da bekam Anton durch eine Baſe die ſchöne Baniſe, Tauſend und eine Nacht und die Inſel Felſenburg in die Hände, die er heimlich, doch mit Vorwiſſen der Mutter, mit unerſättlicher Begierde verſchlang. Hatte die Mutter ſich doch auch einſt daran erquickt.

Der Vater hatte Recht gehabt. Die Inſel Felſenburg wurde die erſte, aber nachhaltige Nahrung für die Eitelkeit Antons. Der Gedanke ward entzündet und ſpäter zur fixen Idee, dereinſt eine große Rolle in der Welt zu ſpielen, erſt einen kleinen, dann einen immer größern Kreis von Menſchen um ſich zu verſammeln, deren leitender Mittelpunkt er wäre.

In das innere kleine Reich ſeiner Gedankenwelt, wie die Vorſtellungen blitzartig aufzuckten, eine die andere entzündend, alle aber aus dem ſelbſteigenen Denkvermögen des Knaben entſpringend, wie ſie ſich nährten an den Außendingen, ſie falſch und richtig erklärten, oder von ihnen corrigirt wurden, führten wir ſo gern unſere Leſer: aber wir müßten das Buch zur Hälfte ausſchreiben, es iſt jeder Zug von lebendigem Intereſſe und durch die ungeſchminkte Wahrheit der Selbſtbekenntniſſe von Wichtigkeit für den Pſychologen. Moritz weiß ſich ſelbſt in der Fülle der Erinnerungen nicht zu beſchränken; er hat oft im Lauf der Erzählung etwas vergeſſen

und ſpringt zurück, es nachzuholen. Da erinnert er ſich, als Sturm und Drang nach dem Fernen und Unerreichbaren ihn peinigt, wie ſelig er in der Einſchränkung gelebt, an das kleine, glückliche Eiland in einem ſtürmiſchen Meere, er ruft dem ein Wehe! zu, der ſich, von Neugier getrieben, über das dämmernde Gebirge hinauswage, das wohlthätig ſeinen Horizont umſchränkt. Da malt er eine der ſeligſten Erinnerungen aus der frühen Kindheit, als ſeine Mutter ihn, in ihren Mantel gehüllt, durch Sturm und Regen über die Dorfſtraße trug, wie in dem kleinen Dorfe die Welt ſo ſchön war, aber hinter den blauen Bergen, nach denen er ſehnſuchtvoll blickte, ſchon die Leiden auf ihn warteten. Aber er eilt immer weiter über die blauen Berge, und wenn eine Kette überſtiegen, hat er keine Raſt, bis er wieder blaue Berge ſieht und auf ſie los-wandert.

Den Tod, mit dem er kindiſch geliebäugelt, lernte er erſt fürchten, als ein Bergmann von ſeiner Bekanntſchaft von der Leiter geſtürzt und geſtorben war. Von da ab war ſeine Furcht vor dem Tode groß. Nun änderten ſich auch des Knaben Vorſtellungen von Gott. Im Wege eigenen Nachdenkens kam er von dem liebäugelnden Spiel mit dem Jeſulein und dem Gott der Frommen zu einer andern Vorſtellung vom höchſten Weſen. Über dem Himmel dachte er ſich ihn; aber jeder, auch der höchſte Gott, den ſeine Gedanken ſich ſchufen, war ihm zu klein, und mußte immer wieder noch einen höhern über ſich haben, gegen den er ganz verſchwand. Das ging ins Unendliche fort, und doch hatte er nie etwas darüber geleſen! — Alle ſeine Träume waren ſo lebhaft, daß der Gedanke ihm kam, er möge auch wohl am hellen Tage träumen, und die Leute und Alles um ihn her wären nur Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft. Das Leben ein Traum! ein entſetzlicher Gedanke, der ihn furienartig verfolgte.

Wir können ſeine Studien nur in Sprüngen verfolgen: wie Fenelons Todtengeſpräche ihn anregten, wie Ramlers Tod Jeſu zuerſt ſeinen Geſchmack für Poeſie erregte, wie er dieſe Verſe für etwas weit Edleres als die ſchöne Baniſe erklären mußte, wie er ſelbſt das Geleſene nachzuahmen verſuchte. Einer ſeiner höchſten Wünſche ging in Erfüllung, nachdem ſeine Ältern nach Hannover gezogen: er ward in die Stadtſchule geſchickt, die dicken Mauern, die dunkeln, gewölbten Gemächer, die hundertjährigen Bänke, das vom Wurm zerlöcherte Katheder, waren ihm Heiligthümer, die ſeine Seele mit Ehrfurcht erfüllten.

Auch Lateiniſch ſollte er lernen. Welche neue Seligkeit! Obgleich das »Singulariter« und »Pluraliter« ihm anfänglich einige Schwierigkeiten machte, da er allen Ernſtes beide für verſchiedene Völkerſchaften, etwa wie die Ammoniter und Jebuſiter, hielt, daher auch Singularihter und Pluralihter ſprach, von denen jene mensa und dieſe mensae geſagt hätten: ſo lernte er doch vortrefflich Vocabeln und rückte dafür (denn nach alter Schulſitte wurde certirt) immer höher, und über die ſogenannten »Veteraner« hinaus. Welch ein Pfad des Ruhmes vor ihm, wenn er nur nicht zugleich hätte Waſſer tragen, Butter und Käſe holen und mit dem Korbe auf den Markt gehen müſſen! Und wenn das Glück länger gedauert hätte! Nach einigen Monaten fand der Vater es unnöthig, daß er Lateiniſch lerne; mit unerbittlicher Grauſamkeit nahm er ihn aus der lateiniſchen Schule. Anton war durch ſeinen Fleiß beinahe Primus geworden. Um das harte Schickſal minder herb zu empfinden, ſpielte er zum erſten Male mit ſich Komödie; er zwang ſich, in den letzten Schulſtunden ſchlecht zu antworten, um wieder degradirt zu werden. Wenn er wieder unter den Letzten wäre, ſchien ihm der Abſchied nicht ſo hart. Nur der Allerletzte wollte er nicht ſein. Um

Gottes Willen bat er am letzten Tage, ihn nur noch heute als Vorletzter ſitzen zu laſſen. Aus Mitleid gab man es zu; am folgenden Tage kam er nicht mehr in die Schule.

Es waren zu harte Schläge für den Armen. Er wollte von ſeinen ehemaligen Mitſchülern ſich das Penſum ſagen laſſen, um zu Hauſe für ſich das Lateiniſche weiter zu treiben. Als auch dies nicht ging, ward er aus Mißmuth und Verzweiflung, wie er ſelbſt geſteht, ein böſer Bube. Er ſchlug und balgte ſich, ging hinter die Schule, ſetzte ſich Strafen aus, und ertrug mit Trotz die Schläge. In der Kirche plauderte er, der ſonſt ein Muſter von Andacht geweſen. Ein Heuchler ward er gegen Gott, gegen Andere und gegen ſich, und das mit Bewußtſein, weil er ſah, daß einige ſeiner Handlungen, die zufällig einen guten Schein gewannen, für Tugenden ausgelegt wurden, während er für andere wirklich gute Handlungen, die zum Schlimmen ausſchlugen, geſcholten ward. Es amüſirte ihn, daß ſein Vater mit dem Haupt der Quietiſten über ſeinen Seelenzuſtand in Correſpondenz trat, und er gab ihnen abſichtlich immer mehr zu rathen, bis er wirklich beſchloß, ſich zu bekehren. Aber obgleich er den ganzen Proceß der Lutheriſchen Heilsordnung durchlas, blieb ſeine Frömmigkeit doch nur ein gezwungenes, ängſtliches Weſen. Er las irgendwo, Selbſtbeſſern ſei ſchädlich, man müſſe die Gnade abwarten. Er betete darum, aber ſie kam nicht. Darum gab er ſich wieder mit allen böſen Buben ab.

Endlich, um ihn los zu werden, brachte ihn der Vater nach Braunſchweig, zu einem quietiſtiſchen Hutmacher. Man hatte ihm vorgeſpiegelt, der Mann werde ihn zu Schreiberarbeiten gebrauchen und Anton hoffte, es werde die erſte Stufe für ihn werden zum Studiren. Der Hutmacher aber wartete nur die Abreiſe von Antons Vater ab, um ihn als

gewöhnlichen Lehrburſchen zu benutzen. Sein Aufenthalt in dem finſtern, ſtillen, puritaniſchen Hutmacherhauſe war für ihn eine Art Hölle auf Erden, um ſo furchtbarer, als ſeine Phantaſie ihm wunderbare Zauberbilder von der glückſeligen Zukunft in Braunſchweig vorgeſpiegelt hatte, wo er, dem Gezänk der Ältern fern, eine Art geiſtiger Freiheit, eine gewiſſe Selbſtändigkeit gewinnen dürfe. Statt deſſen mußte er auskehren, Waſſer tragen, Holz klein machen, heizen, und auf dem Rücken Körbe mit Hüten hinter ſeinem Principal zu den Kunden über die Straße tragen. Wie überhaupt die Schilderung dieſes Braunſchweiger Aufenthalts eine der trefflichſten Epiſoden in dem Romane iſt, mit einer beſondern Anſchaulichkeit und Wärme geſchrieben, ſo iſt die Zeichnung dieſes kränklichen, hypochondriſchen, blaſſen Leiſetreters, des Hutmachers, der zwiſchen Geiz, Gleißnerei und wirklicher und geſpenſterhafter Frömmigkeit hin und her ſchwankt, meiſterhaft. Stundenlang hält er Strafpredigten gegen das ganze menſchliche Geſchlecht, und theilt dann mit ſanfter Bewegung der rechten Hand Segen und Verdammniß aus. Seine Miene ſollte mitleidvoll ſein, aber zwiſchen ſeinen ſchwarzen Augenbrauen lagerte Intoleranz und Menſchenhaß. Die Nutzanwendung aller religiöſen Reden war, ſeine Leute könnten nicht genug für ihn arbeiten, wenn ſie nicht ewig im hölliſchen Feuer für ihn brennen wollten. Alles iſt in dieſem Hauſe angethan, die Lebenskraft des Knaben zu unterdrücken: der Neid ſeiner Mitdienenden, wenn man ihn einmal etwas beſſer hält, ihre Schadenfreude, wenn er wie ſie leiden muß, die Abgunſt einer alten Haushälterin, welche die Biſſen im Munde zählt und einen Klavierlehrer, der ſich in Gunſt zu ſetzen anfängt, aus dem Hauſe beißt, weil er beim Mittagstiſch die Butter zu fett auf das Brod ſchmiert. Jeder Schritt, jede Bewegung, jedes Wort wird gehofmeiſtert. Der arme

Anton muß immer gedrückt erſcheinen, hinſterbend in Gott; jauchzt ein Mal ſeine Jugendluſt auf, ſo iſt er auf dem beſten Wege, dem Satan zu verfallen. Nach dieſem Betragen richtet ſich ſeine Behandlung. Weil er ein Mal geſungen, Freude verrathen, wird er Nachts zum Heizen der Keſſel beſtellt, er muß im Winter die geſchwärzten Hüte aus dem ſiedenden Färbekeſſel herausholen und ſie gleich darauf in der vorbeifließenden Oker waſchen, zu welcher Verrichtung oft erſt ein Loch in das Eis gehauen werden mußte, wovon ſeine eigene Haut ſpringt, und die Hände mit Wunden bedeckt bleiben. In ungeheizter Stube muß er den ganzen Tag über Wolle kratzen, ein ſehr klug ausgeſonnenes Mittel: denn um nicht vor Kälte umzukommen, durfte er keinen Augenblick ausruhen.

Die kärglichen Mahlzeiten, der Spaziergang am Sonntag waren ſeine einzigen Erholungen und heitern Augenblicke. Zur Vermehrung ſeiner Schmerzen iſt dem Hutmacherhauſe gegenüber eine lateiniſche Schule. Die Glücklichen, die herauskamen, hatten lateiniſche Vocabeln hergeſagt! Er erquickte ſich wenigſtens, indem er ſeinem Mitlehrburſchen Unterricht in dem Wenigen gab, was er ſelbſt wußte. Er machte ihn mit Jupiter und Juno und dem Adjectivum und Subſtantivum bekannt. Auch warb er ihn für die Myſtik der Madame Guion. Oft ſaßen die beiden Freunde die ganze Nacht hindurch in der ſogenannten Trockenſtube, einem gemauertem, gewölbtem Loch unter der Erde, worin gerade ein Menſch aufrecht ſtehen und zwei allenfalls ſitzen konnten, hinein mußte man aber kriechen. Ein großes Kohlenbecken verbreitete Hitze und Dunſt. An den Wänden hingen die Haſenfelle, mit Scheidewaſſer beſtrichen, deren Haare in dieſem Dunſt weich gebeizt werden ſollten. In dieſer tödtlichen Luft, in dieſem

abgeſonderten, ſchauerlichen Gewölbe war Anton wohl zu Muthe, die Knaben ſchloſſen hier einen ewigen Freundſchaftsbund, und das matte Licht des Kohlenbeckens war wie gemacht zu den myſtiſchen Lehren von der Aufopferung und gänzlichen Hingebung, welche Anton ſeinem Freunde Auguſt mit Begeiſterung predigte.

Kein Wunder, daß der arme Knabe krank wurde, krank von der Behandlung, dem Leben und den Phantaſieen, denen ſein beweglicher Geiſt ſich hingab. Wunderbarer noch, daß ſeine Seele nicht ganz unterging in dem Heuchlerweſen, welches er gezwungen war, vor ſeinem Meiſter und ſich ſelbſt zu ſpielen. Seine einzige Lectüre hier war ein Buch, das jener ihm geſchenkt: »Engelbrechts, eines Tuchmachergeſellen zu Winſen an der Aller, Beſchreibung von dem Himmel und der Hölle,« in welchen beiden dieſer Tuchmachergeſelle, von einer Krankheit erſtehend, geweſen zu ſein behauptete. Der Quietiſt, ſein Meiſter, beſuchte keine Kirche. Das Verbotene reizte natürlich; was Anton in den Kirchen hörte, machte einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Das Liebäugeln mit dem Tode war, wie wir hörten, längſt vorüber, er fürchtete ſich auf ſeinem Krankenbett, ſo ſchrecklich ſein Leben war, doch entſetzlich vor dem Sterben. Er hatte von ſeiner Mutter gehört, es ſei ein Zeichen des Todes, wenn die Hände nicht mehr rauchten — er ſah ſich ſterben, ſo oft er ſich die Hände wuſch. Wenn ein Hund, mit der Schnauze zur Erde gekehrt, heule, wittere er den Tod eines Menſchen — jedes Hundegeheul prophezeite ihm ſeinen Tod. Wenn ein Huhn wie ein Hahn krähe, ſterbe Jemand im Hauſe — und im eigenen Hofe krähte ein ſolches unglücksſchwangeres Huhn fortwährend vor ſeinen Ohren wie ein Hahn. Das Huhn wurde Antons entſetzlichſter Feind. Als er zum erſten Male nach ſeiner

Geneſung ſeinen Lieblingsprediger wieder hörte, predigte dieſer über den Tod. Das waren die Leiden der Einbildungskraft, deren er auch hier faſt erlag.

Dennoch ſtarb er nicht. Sein Vater kam, um den jetzt dreizehnjährigen Knaben wieder abzuholen; denn ſein Meiſter wußte mit demſelben nichts mehr anzufangen, mit einem Buben, »in deſſen Herzen Satan ſeinen unvergänglichen Tempel aufgeſchlagen«. So hatte Herr von F..., mit dem man über Antons bedenklichen Zuſtand viel correſpondirt, ſein Urtheil ausgeſprochen. Anton wußte nicht mehr zu lügen und zu heucheln, wenigſtens war er dermaßen im Gedränge und Wirrwarr, daß er nicht mehr ſo heucheln konnte, wie man es von ihm forderte.

Leichten Herzens ſchied er von Braunſchweig, um, nach einer traurigen, ſchweigſamen Fußwanderung an der Seite ſeines Vaters, nicht froher nach Hannover zurückzukehren. Zwar jubelten Mutter und Brüder laut, und bemitleideten den armen Jungen mit den zerfetzten, aufgeſprungenen Händen, zwar freuten ſich einige ſeiner Schulcameraden, ihn wieder zu ſehen: aber er war doch ein verlorner Sohn, mit dem nichts anzufangen ſei! Vergebens bemühte er ſich, die Liebe ſeiner Ältern wieder zu gewinnen. Der Vater hatte einen unverſöhnlichen Haß auf ihn geworfen. Er mußte ſein Brod, im Buchſtabenſinn, mit Thränen eſſen.

Und doch ſtarb ſeine immer ſchaffende Phantaſie nicht, die alles Lebloſe bewegte, alles Figürliche als ſinnlich Wahres nahm. Da ward auf den Spaziergängen mit ſeinen Brüdern der alte Stadtwall mit ſeinem Geſträuch zum Gebirge mit Wald, Fluß, Klippen, Inſeln, er machte darin meilenweite Reiſen und ſpielte die alten Romane fort. Auch zu Hauſe ward geſpielt — des Knaben Sinn bedurfte der Erholung nach den traurigen Lehrjahren — Städte und Feſtungen

wurden erbaut von den dickleibigen Bänden der Madame Guion, belagert, erobert und zerstört. Auch — Kanzeln, und Anton predigte!

Der Aufenthalt in Braunschweig war nämlich doch nicht ohne geistige Eindrücke für ihn geblieben. Ein Lieblingsprediger dort, bei dessen poesiereichen, oder vielleicht auch theatralischen Kanzelreden die Gemeinde in athemloser Spannung verharrte, um in Zittern oder lautes Schluchzen auszubrechen, hatte eine gewaltige Macht auch auf Reiser hervorgebracht. Der Mann schien ihm ein Prophet, ja ein überirdisches Wesen. Er konnte sich nicht denken, daß ein solcher Mann, wie der Pastor, gleich andern Menschen zu Bette ginge und aufstände; die Vorstellung, daß er einen Schlafrock oder eine Nachtmütze tragen könne, schien ihm unerträglich. Er würde ihn auch angebetet haben, wenn er ihn nicht zufällig einmal an der Sakristeithür mit dem Küster plattdeutsch hätte sprechen gehört. Nun erkannte zwar Anton, daß er nur ein Mensch war; aber solch ein göttlicher Mensch zu werden, so von der Kanzel herab donnern zu können, eine ganze Stadt wegen ihrer Sündhaftigkeit verdammen zu dürfen, in solcher schönen, blumenreichen Sprache zu reden, so zu Thränen zu rühren, und so auf Händen getragen zu werden, das war fortan das höchste Ziel seiner Sehnsucht, oder vielmehr — seiner Eitelkeit!

Antons Predigt vor seinen Brüdern fiel aber schlecht aus: denn im Affect stürzte seine Kanzel, von Stühlen erbaut, ein, er selbst fiel und zerschlug seinen Brüdern mit der Stuhllehne die Köpfe. Der Vater stürzte mit dem Stock in die allgemeine Verwirrung und prügelte ihn. Die Mutter wollte ihn dem wüthenden Vater entreißen, da es ihr aber nicht gelang, so (um doch etwas zu thun) schlug sie gleichfalls mit auf den verunglückten Redner los. — Anton, so

ſchrecklich die Sache, und die Erinnerung an jenen Tag war, ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken, er predigte heimlich noch oft und ſeine größte Freude war die ſonntäglich in der Kirche gehörten Predigten nachzuſchreiben.

Theologiſch war nunmehr ſeine ganze Richtung, im Spielen und in der Schule. Hier wußte er bald die lutheriſche Dogmatik auswendig und hatte die vollſtändigſte Polemik im Kopf gegen Heiden, Türken, Juden, Griechen, Papiſten und Calviniſten, die er ſeinen Brüdern und dann und wann auch bei einem Vetter einer Verſammlung von Handwerksburſchen vortrug, denen er mit vielen Pathos die Lehre der Papiſten von der Transſubſtantiation widerlegte und ſie vor derjenigen der Gottesleugner warnte. Bei der Katechiſation fürchteten ſich die jüngeren Lehrer ihn zu fragen, weil er immer mehr als ſie nachgeſchrieben hatte und wußte. Eine neue Peinigung für ſeine Eitelkeit: man überging ihn, wie ſollte er da Aufmerkſamkeit erregen!

Aber auch dieſer Wunſch ward erfüllt. Er machte in einem Jahre ſo außerordentliche Fortſchritte, daß er allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Sein heißer Wunſch, zu ſtudiren, wurde bekannt. Man redete ihm ab, aber man flößte ihm auch Muth ein. Nur ſein Vater blieb hart und unerbittlich. Er hatte in einem kleinen Orte eine Bedienung erhalten. Suche, wo du unterkommſt und zu eſſen bekommſt, antwortete er ihm auf ſeine dringenden Bitten: von Büchern und freiem Unterricht (der Anton verſprochen worden) lebt man nicht. Reiſer, wie er meinte, am Ziel ſeiner Wünſche, war drauf und dran ferner als je davon zu ſtehen. Denn ohne einen beſondern Zufall hätte er in dieſem entſcheidenden Augenblicke, wo der Vater abreiſte, ſich als Lehrling bei einem Handwerker verdingen müſſen.

Der wißbegierige, ungewöhnlich begabte Knabe war nicht

unbemerkt geblieben von mehren angeſehenen Männern, die ſich nach einer Unterſtützung für ihn umthaten, und nachdem dunkle Gerüchte geheimnißvolle Winke von dem Glück, das ihm bevorſtände, verlautet waren, trat es ans Tageslicht: der damalige Gouverneur von Hannover, der Herzog von Mecklenburg, hatte ihm eine kleine Penſion zu ſeinen Studien ausgeſetzt. Ganz beſonders hatte ein anſcheinend ſehr geringfügiges Ereigniß dazu gewirkt. Anton war auf der Straße von Schulkameraden geneckt worden und hatte nicht umhin können, ſich mit ihnen zu prügeln, als im ſelben Augenblick der Geiſtliche über die Straße kam, bei welchem er Confirmationsunterricht nahm. Auf dieſen ehrwürdigen Mann ſtand ſeine ganze Hoffnung, obgleich derſelbe, bei der Menge der Schüler, ihn bisher kaum bemerkt haben mochte. Raſch ſich zuſammennehmend, trat er auf den Inſpector zu, ſtellte ſich ihm auf öffentlicher Straße, noch roth und mit zerzauſten Kleidern, als einen ſeiner Confirmanden dar, bat, er möge ihn um der Balgerei willen nicht abgünſtig beurtheilen, es ſei nicht ſeine Art, ſein gekränktes Ehrgefühl habe ihn dazu gezwungen und es ſolle nicht wieder vorkommen. Dieſes ungewöhnliche, offene Benehmen eines Straßenjungen war auf den Geiſtlichen von ſolcher Einwirkung, daß er ſich näher nach ihm erkundigte und von der Zeit ab im Stillen für ihn handelte, bis er jene Unterſtützung erwirkt hatte.

Ein Prinz läßt Anton Reiſern ſtudiren! Zwei Gönner, die jeder einer beſondern Schule vorſtanden, ſtritten ſich um ihn! Er ward von ausgezeichneten Perſonen öffentlich belobt! Das alles war faſt zu viel Nahrung für ſeine Eitelkeit, zu viel des Glückes für ſeine Phantaſien. Da ein Prinz, der erſte Mann in Hannover, ſich ſeiner annahm, wollte nun auch Alles ſich ſeiner annehmen; wer früher nichts von dem kleinen Taugenichts wiſſen wollen, drängte ſich herzu, ihn an-

zuerkennen, ihn auch zu unterſtützen. Ein Hautboiſt vom Regiment des Prinzen erbot ſich, ihm unentgeltlich Wohnung zu geben. Ein Schuſter, ein Kantor, ein anderer Hautboiſt, ein Garkoch, ein Hofmuſicus und ein Seidenſticker gaben ihm jeder wöchentlich einen Freitiſch — ſieben Wohlthäter, von denen jeder dafür das Recht erworben zu haben glaubte, ihn zu hofmeiſtern! Leider waren alle ſieben von ganz verſchiedener Denkungsart und gaben ihm die verſchiedenſten Rathſchläge, und Jeder forderte doch, daß er aus Dankbarkeit ihm, und ihm vorzugsweiſe folgen ſolle. Jeder hatte etwas zu tadeln. Dem Einen trug er das Haar zu gut, dem Andern zu nachläſſig friſirt; dem ging er zu ſchlecht für einen Jüngling, der ſich der öffentlichen Theilnahme würdig zeigen ſolle, jenem viel zu geputzt für einen Knaben, der von Wohlthaten lebe. Hier aß er mit zu großem Appetit und die Wirthin hielt jeden Mittag eine Predigt, wie unbeſcheiden es ſei, in den theuren Zeiten ſo ſtark in die Schüſſeln zu greifen, dort forderte man ein freieres Weſen, mehr Fröhlichkeit und Decenz von ihm. Der ſelige Rauſch, daß eine Stadt für ihn ſorge, um aus ihm ein Licht der Wiſſenſchaft zu erziehen, war ſchnell verraucht. Er aß ſein Brod wieder mit Thränen. Jeden Mittag war er gezwungen, ein anderes Geſicht zu machen.

Und zu Hauſe! Der Hautboiſt und ſeine Frau, die ihn umſonſt aufgenommen, waren ältliche, kinderloſe Leute, ſeit zwanzig Jahren an eine exemplariſche Ordnung gewöhnt. Seit zwanzig Jahren wohnten ſie in einer Stube und ſchliefen in einer Kammer. Jedes Ding ſtand ſeit zwanzig Jahren auf demſelben Fleck. In der Wohnſtube mußte Anton arbeiten, ſchlafen. Sein Lager war nicht immer ſchon weggeräumt, wenn ſie Morgens eintraten, ſo Manches gerieth in der ſchönen Hausordnung in Unordnung. Irgendwo mußte

Anton doch ſeine wenigen Sachen hinlegen: aber wo ſie auch lagen, ſtörten ſie das Hergebrachte. Nach dem Kafe ward der Morgenſegen aus Benjamin Schmolke von der Frau Hautboiſtin geleſen. Anton kniete wie die Andern: aber zuweilen kniete er doch nicht ſo, und blickte nicht ſo vor ſich hin, wie er blicken ſollte, wie es die Schuldigkeit eines Menſchen war, der aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen worden. Daher böſe Blicke, gehäſſige Vorwürfe, viel Verdruß. Anton getraute ſich kaum mehr zu huſten. Bei den Ältern hatte er es auch nicht viel beſſer gehabt, dort hatte er aber ein Recht zu exiſtiren, hier war es Gnade, und ihm fehlte das, wodurch junge Leute einen ſolchen Zuſtand beſſern können. Die Leute ſagten: ihm fehle ein inſinuantes Weſen. Wo ſollte er es lernen, dem jedes Selbſtvertrauen von der erſten Kindheit an benommen worden, deſſen Seele, wie er klagt, durch das zurückſetzende Betragen ſeiner Ältern unverantwortlich gelähmt worden, er, deſſen Muth durch zuvorkommende Güte geweckt werden mußte, und der bei jeder rauhen Berührung, an der Möglichkeit verzweifelnd, daß er jemals ein Gegenſtand der Liebe und Achtung werden könne, ſich immer mehr in ſich ſelbſt und ſeine Ideenwelt verſchloß?!

Das war indeß nur der Anfang ſeiner Trübſale. Noch kam ein ſeliger Moment, ſeine öffentliche Confirmation. Er dünkte ſich ein römiſcher Triumphator, als er, von ſeinem Vetter, dem Perückenmacher, hoch friſirt, in bläulichem Rock und ſchwarzen Unterkleidern, eine der geiſtlichen ſchon verwandte Tracht, in die Kirche ſchritt. Aber, worauf er ſich ſo ſehr gefreut, nicht er, ſondern ein anderer Knabe, wurde aufgerufen, das Glaubensbekenntniß öffentlich auszuſprechen! — Seine Wohlthäter ließen ihn nicht allein empfinden, daß er ihr Brod aus Gnaden aß, ſondern ſie benutzten ihn auch zu ihren Dienſten. Für ſeinen Wirth mußte er das ihm

auf den er ſich gefreut, nähte ihm die Frau Hautboiſtin zwei alte blaue Schürzen zuſammen! So lange ſchönes Wetter war, war das Singen auf den Straßen ſehr ſchön. Aber es regnete auch, ſtürmte und ſchneite, zwiſchen den Chorſchülern war Feindſchaft, ein betrunkener Präfect übte ſeine Tyrannei. Sein Brod vor den Thüren Anderer erſingen müſſen, iſt ein traurig Leben. Er kam bald zu der Überzeugung, daß der Chor nur eine Sklavenkette war, daß die meiſten Schüler den Lebensmuth dabei verloren, ſowie zu der noch traurigern, daß Viele niederträchtigen Geſinnungen Raum gaben. Und doch ſchildert er dieſes Chorſchülerleben, dieſen Reſt eines ſehr alten Zuſtandes des deutſchen Schulweſens, Ausländern ſo befremdlich, mit beſonderer Liebe. Reiſers eigenthümliche Anſchauung, durch welche er den geringfügigſten und für Andere trivialſten Dingen einen poetiſchen Reiz abgewinnt, bewährt ſich auch hier. Seltſam, daß, wo er nicht Dichter ſein will, er poetiſch iſt, während ſeine Verſe ſo hölzern und nüchtern ſind, wie die Mehrzahl der gewöhnlichen Dichtungen aus der Zopfzeit. Ein wohlklingendes Wort kann ihn berauſchen, ein Schatten, ein Lichtſtrahl entzückt und zündet in ſeiner Seele, wo die Atome zu großen Bildern chaotiſch ſchwimmen, und der Klang, der Strahl ruft große Bilder und Gedichte hervor, die ihn ſein Leben hindurch begleiten, und, zu integrirenden geſpenſtiſchen Theilen ſeines Ichs ſich geſtaltend, von mächtigem Einfluß auf daſſelbe werden. Rührend und erhebend klingt ihm der Anruf an den Hylo in einem der oft abgeſungenen Lieder; dieſes unbekannte Weſen verſetzte ihn in höhere Regionen, es giebt ſeiner Einbildungskraft einen außerordentlichen Schwung, bis er endlich einmal den geſchriebenen Text der Noten ſieht, und der geheimnißvolle, orientaliſche Hylo in ein:

Hüll', o ſchöne Sonne,
Deiner Strahlen Wonne
In den tiefen Flor —

ſich verwandelt. Da iſt der Zauber hin. So hatten ihn in einer erſten Predigt, die der Knabe hörte, die Höhen der Vernunft, auf die der Prediger hinwies, ganz beſonders ergriffen; er dachte dabei an die Orgel, dann an das Zifferblatt der Thurmuhr, endlich an die höchſte Gallerie des Stadtthurms, wo die Muſikanten ſpielten. Könnt' ich nur ein Mal da hinauf! war ſein ſtiller Wunſch: und es währte lange Jahre, bis er andere Höhen der Vernunft kennen lernte.

Hierher gehört auch eine durch Tradition uns aufbewahrte Geſchichte, die wir in ſeinem Anton Reiſer nicht erwähnt finden. So oft hatte er das Lied ſingen hören:

»Hier lieg' ich auf Roſen mit Veilchen umkränzt,«

und die Sänger waren ſo luſtig dabei, daß auch er ein Mal das Verlangen empfand, das wirklich zu genießen, was Jene nur ſangen. Für den einzigen Thaler, der ihn, wie er lebte, auf Wochen ernährt hätte, kaufte er ſich Roſen und Veilchen, und pflückte ſich ein Bett. Ob daſſelbe ihm die geſungene Wonne vergegenwärtigt, bleibt ungeſagt.

Reiſer kam nach Prima, er ward ſogar aus dem Hauſe der Frau Hautboiſtin erlöſt und auf Fürſprache ſeines Gönners beim neuen Rector des Gymnaſiums untergebracht; aber es geſchah nur, um ihn noch unglücklicher zu machen. Die Frau Hautboiſtin verſchloß ihm den neuen Rock, um ihn für die Feiertage zu ſchonen, und er mußte in ſeinem älteſten kurzen Rocke, den er ſchon als Hutmacherlehrling in Braunſchweig abgetragen, unter den feinen eleganten Primanern ſitzen. Der neue Rector, ein edler Mann, war ihm nicht

abgeneigt, aber häuslich nicht wohl eingerichtet. Reiſer fror in der nackten Dachkammer und mußte ſich des Nachts mit allen ſeinen Kleidern zudecken, um nicht zu erfrieren. Der Rector war in manchen Punkten eigen. Weil Reiſer bei einer Prüfung ein Blatt im Cicero zu raſch umgeſchlagen und es eingeriſſen hatte, galt er ihm als ein Menſch von grober Empfindung und Lebensart. Beim Aufſchneiden von Journalen ſchnitt er ins Papier. Die Beſchämung wegen des Verweiſes zehrte an ſeinem kaum wieder erwachten Selbſtbewußtſein. Die Primaner verachteten ihn, der Rector glaubte Verſtellung und Falſchheit an ihm zu bemerken, und ſeit er ihn ſtillſchweigend als einen gemeinen Menſchen betrachtete, fing auch Reiſer, zu ſtolz und unbeholfen, um ſich zu rechtfertigen, ſelbſt an, ſich zu verachten. Aus dem Famulus ward er allmälig eine Art Bedienter; er trug Einladungen aus und ſaß, während ehemalige Mitſchüler am Tiſche des Rectors aßen, nebenan in der Geſindeſtube! Ja endlich, als ein Gaſt des Rectors, der mehre Wochen bei ihm gewohnt, abreiſte, drückte er der Magd und auch Reiſer ein Trinkgeld in die Hand.

Reiſers Hand zittert, aber er nimmt es doch. Iſt es doch ein Mittel, ſich das Einzige zu verſchaffen, wonach ſeine Seele jetzt trachtet! Er war allmälig, wie die Andern ſagten (und er glaubte es ſelbſt), ein verlorener Menſch geworden. Er, der noch vor Kurzem, beim erſten Abendmal, ſich mit entſetzlichen Gewiſſenszweifeln gequält hatte, weil er nicht das freudige Zittern empfand, der da fürchtete, daß ſein Herz verhärtet ſei, der ſich erſt beruhigte, als er wenigſtens vor Kälte etwas zu zittern anfing; er, der überall Sünden in ſich geſucht, auf jeden ſeiner Schritte und Tritte, auf jedes Lächeln, jede Miene, jedes Wort, jeden Gedanken geachtet, ob er nicht eine Sünde, wenigſtens eine Unterlaſſungsſünde, dadurch

beginge: er war jetzt weit davon entfernt, »den Roman, den die frömmelnde Phantaſie der gläubigen Seele mit dem höchſten Weſen ſpielt, von dem ſie ſich bald verlaſſen, bald wieder eingenommen glauben,« mit ſich fort zu ſpielen! Seine Gedanken waren längſt ab von der Kanzel, ſie waren auf das Theater gerichtet, wo ſeine Phantaſie einen größeren Spielraum, weit mehr wirkliches Leben und Intereſſe als im ewigen Monolog des Predigers fand. Der Terenz hatte die Madame Guion längſt verdrängt. Der Primaner ſchwelgte in Leſſings Schriften. Er las, was er nur geliehen bekam; aber auch das Leihen koſtete Geld. Was er vom Chorgelde einnahm, ging darauf, was er an Habſeligkeiten, an Büchern beſaß, wurde zu dieſem Zwecke verſetzt, für ein Spottgeld verkauft. Er darbte ſich vom Munde, von den Kleidern, der Wäſche, die Groſchen und Pfennige ab, die er zum Antiquar trug. Eigentliche Leihbibliotheken ſcheint es damals in Hannover noch nicht gegeben zu haben. Das Trinkgeld des Fremden friſtete lange Wochen ſeine Leſewuth.

Und es war ja ſein einziger Troſt. Er mußte ſich in die ideale Welt flüchten, da die reelle mit jedem Tage drückender, beängſtigender für ihn wurde. Alles, worauf er gehofft, zerſchlug ſich, verwandelte ſich zum Gegentheil. Ein Primaner in Hannover hatte glänzende Ausſichten; er konnte beim Geburtstage des Rectors, wenn ihm mit einem Fackelzuge das eingeſammelte Geſchenk und ein Vivat gebracht wurde, der Anführer des Zuges ſein, einen Degen an der Seite, er konnte die lateiniſche Rede halten, er konnte bei den Schauſpielen, welche die Primaner in den Hundstagen aufführten, eine Hauptrolle erhalten, endlich, er konnte am Geburtstage der Königin von England die feierliche Rede vor Prinzen und Miniſtern, vor der Ariſtokratie und den Honoratioren der Stadt Hannover halten. Alle dieſe Auszeichnungen,

mit denen ſein Ehrgeiz ſich geſchmeichelt, ſchlugen ihm fehl. Nicht ein Mal bei den Theatervorſtellungen gönnte man ihm, der ſo tief fühlte, der von dem Geiſt der Dichtungen ſo ganz durchdrungen war, eine Rolle, ja nicht ein Mal ein Billet zum Zuſchauen! Dafür mit einigen eben ſo verſtoßenen, verachteten, armen Primanern ſpielte er in der Kammer eines Handwerkers, um doch auch eines ſolchen Genuſſes theilhaft zu werden, den ſterbenden Sokrates bei zwei Talgſtümpfchen und vor einem Auditorium, das aus dem Töpfer, ſeiner Frau und ſeinen Geſellen beſtand. Aber auch das ward ihm vorerſt von Mißvergnügten als freche Anmaßung ausgelegt. Keiner von den Vieren, die mitgeſpielt, durfte es wagen, des Abends allein auszugehen, und Reiſer führte von nun an den Spottnamen »der ſterbende Sokrates«: obgleich auch hier wieder eine Irrung obwaltete. Denn auch hier war ihm nicht einmal dieſe Hauptrolle zugefallen, ſondern auch hier, wie überall im Leben, hatte er ſich mit einer Nebenrolle begnügen müſſen. Bei dem Vivat, dem Rector gebracht, war er allerdings mit gegenwärtig, er durfte auch mit eintreten und ward mit bewirthet. Aber er, der nie ein Glas Wein getrunken, wurde von ſeinen ſchadenfrohen Kameraden betrunken gemacht. Zum erſten Mal in ſeinem Leben betrunken, und doch, ſo hatte es den Anſchein, auf Lebenszeit dadurch vernichtet!

Anton ſank, tiefer und tiefer in der Achtung der Menſchen und, in natürlicher Folge, in Selbſtvernachläſſigung. Jeder ſeiner Mitſchüler wollte an ihm zum Ritter werden, er hielt am Ende nicht mehr der Mühe werth ſich zu vertheidigen. An die Stelle ſeines oft bis zur Raſerei beleidigten Stolzes trat eine Art Dumpfheit; wie die Schnecke zog er ſich in ſein Haus zurück und las, Morgens, Mittags, Abends, die Nacht durch; er verſäumte die Schulſtunden, die

Mittagstiſche, ſeine Freitiſche gingen ein, ſeine Gönner zogen ſich von ihm zurück. Er verſäumte Alles, nur nicht das Theater, wenn er die Groſchen dazu ſich abſtehlen konnte; er war ein ganz wüſter Menſch, nur in dem einen Punkte nicht, wie die Welt es glaubte. Die ſinnliche, wie die edle Geſchlechtsliebe blieb ihm gleich fern. Sein welkes, verkommenes Ausſehn (er wankte wie ein Schatten umher) war nur das Product des Hungers, der Verachtung und der ſüßen Träume, denen er nachhing.

Ja nicht einmal ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, gab Reiſer ſich die Mühe; dem Urtheil ſo vieler Menſchen über ſich traute er mehr als ſeinem eigenen. Am Schickſal der Miß Sara Sampſon, Romeo's, Juliens nahm er den lebhafteſten Antheil; aus ſich ſelbſt machte er ſich nichts mehr. Dies Schickſal kam ihm ſo verächtlich, niedrig und unbedeutend vor. Ja, es gefiel ihm wieder, eine neue Rolle zu ſpielen, die eines Verworfenen. In dieſer ſchrieb er einen Brief voller Verzweiflung an ſeinen Vater, worin er ſich als den größten Verbrecher anklagte. Der Vater hielt ihn für verrückt. Nur im Kreiſe bei ſeinem Vetter, dem Perückenmacher, und bei einem philoſophiſchen Schuhmacher ſpielte er noch die Rolle des Gelehrten, hier ließ er die ideale Welt, die in ihm lebte, leuchten. Hier las er mit Pathos Emilie Galotti und den Tod des Ugolino (den er oft, ſelbſt dem Hungertod nahe, in ſeinem Bette geleſen hatte), hier diſputirte er mit den Handwerksgeſellen über das Weſen der Seele, die Entſtehung der Dinge, den Weltgeiſt. Im Diſputiren geriethen ſie gewöhnlich auf das Emanationsſyſtem und den Spinozismus — Gott und die Welt wurden Eins: »Wenn dergleichen Materien nicht in die Schulterminologie eingehüllt werden, ſo ſind ſie für jeden Kopf, und ſogar Kindern, verſtändlich.«

Endlich hielt es der Rector nicht mehr aus mit ihm. Seit die Ackermannſche Truppe in Hannover ſpielte, eine Truppe, welche die vorzüglichſten Schauſpieler, die Deutſchland je beſeſſen, in ſich faßte, war in Reiſer das Theaterfieber ſo mächtig geworden, daß er nur für das Schauſpiel lebte. Sein Anzug war erſchreckend liederlich und zerriſſen, ſein Herumtreiben, ſein Spätnachhauſekommen, ſein gläſernes Auge, ſein irrender Blick verurtheilen ihn. Wegen incorrigibler Unordnung ward ihm die Wohnung gekündigt. Er fand eine Unterkunft bei einem Bürſtenbinder mit zwei, wo möglich eben ſo armen, verlaſſenen und verachteten Schülern, die hier in Müßiggang und dumpfem Hinbrüten wetteiferten. Ihr Anzug war ſo ſchlecht, daß wenn ſich Einer von ihnen auf der Straße zeigte, die Gaſſenbuben ihnen nachliefen und ſie ausziſchten. Reiſer hatte nur noch einen Freitiſch, bei dem philoſophiſchen Schuſter: ein Mal alſo in der Woche aß er ſich ſatt, die andern Tage lebte er von warmen Waſſer, auf abgekochten Thee aufgegoſſen, und Brodrinden. Wenn auch dieſe fehlten, erbat er ſich vom Vetter Perückenmacher die harte Kruſte von dem Teig, in welchem das Haar zu den Perücken gebacken ward, angeblich für ſeinen Hund; ſie war manche Woche lang ſeine einzige Nahrung, wobei denn mit der körperlichen Kraft auch ſeine geiſtige Regſamkeit und Phantaſie hinſchwanden. Die einzige Erholung in dieſer langen, furchtbaren Periode, wo die drei Leidensgefährten ſehr oft tagelang im Bette zubrachten, um ihr Elend zu vergeſſen, war, daß Anton ſein altes Spiel mit den Kirſch- und Pflaumenkernen auf dem Boden wiederholte. Mit zugedrückten Augen ließ er den Hammer auf die Heere niederfallen, und ſpielte das blinde Verhängniß.

Und doch hätte Reiſer noch tiefer ſinken können! Nach zwölf in dieſer Art verbrachten ſchrecklichen Wochen hatten ſeine Gönner auf einen zerknirſchten Brief, den er an ſie gerichtet,

ſich ſeiner wieder angenommen. Zwar war der Moment, auf den er gehofft, nicht eingetreten. Statt daß er vor den Paſtor M . . . kommen durfte und noch einmal mündlich ſeine Beichte ablegen in einer wohl präparirten Rede der äußerſten Zerknirſchung, ſtatt daß dieſer ihn niederdonnern ſollte, ein Gewitter, auf das ſeine dürſtende Seele ſich gefreut, und Beſſerungsgelöbniſſe der feierlichſten Art verlangen, ſtatt alles dieſes theatraliſchen Apparates machte ihn der Paſtor nur aufmerkſam auf ſeine zerriſſenen Schuhe und Strümpfe und die Schulden beim Antiquar. Es war gar nichts für Gefühl und Phantaſie Erquickendes bei dieſer Ausſöhnung mit der Welt. Doch wurden ſeine Schulden bezahlt, einige Freitiſche ihm wieder eröffnet und eine andere Wohnung für ihn gemiethet. Dies rettete ihn vom namenloſen Untergange. Denn der eine Mitſchüler in der vorigen Wohnung wurde kurz darauf beim Singen im Chor auf offener Straße verhaftet und geſchloſſen ins Gefängniß abgeführt; derſelbe Primaner, welcher den ſterbenden Sokrates geſpielt, hatte einen Kirchenraub begangen! Anton Reiſer leugnet nicht, wie leicht es möglich geweſen, daß auch er ſich von dem Böſewicht hätte verführen laſſen, daß derſelbe es in ſeiner Macht gehabt ihm vorzuſtellen, wie in einem Kirchenraub mehr Heroiſches als Niederträchtiges liege, daß ſeine kranke Phantaſie ſich hätte davon hinreißen laſſen können und daß — er dem Strange nahe geweſen wäre! Bei dem Einbruch in einen Obſtgarten und der Beraubung einer Kirſcheninſel hatte er herzhaft mitgewirkt, weil der Hunger ihn trieb und die Expedition mit einiger Gefahr verbunden geweſen!

Im Übrigen hatte ſeine Lage ſich nicht gebeſſert. Er blieb verachtet, wie er war, die unſchuldigſten Handlungen wurden ihm als Beweiſe niederträchtiger Geſinnung ausgelegt, z. B. daß er Brod und Honig auf offener Straße kaufte und

verzehrte! Seinem Vater, der nach Hannover kam, gab der Paſtor M . . . den Troſt, daß ſein Sohn ein Schlingel ſei, aus dem nie etwas werden würde, und der Vater, als er ihn aus dem Thor hinaus begleitete, gab ihm ſeinen Fluch und wandte ihm den Rücken. Urſache davon war nicht die Gottſchedſche Philoſophie, welche Reiſer damals mit innigem Entzücken ſtudirte, ſondern weil er ſich über den grauen Bedientenrock, den er tragen mußte, nicht mit der dankbaren Empfindung gegen die Geber freuen konnte, die ſein Vater von einem Anhänger des Guionſchen Demüthigungs- und Ertödtungsſyſtems forderte.

Neue Ausbrüche der Verzweiflung! Seine beſten Vorſätze wurden durch Kränklichkeit, durch einen anhaltenden Kopfſchmerz verhindert. Und welche neue häusliche Lage! Er wohnte jetzt bei einem Schlächter, in abgelegener Straße. In einer und derſelben Stube wohnten im Winter die Familie des Wirths, ein Paar gemeine Soldaten und außer Reiſer ein Paar lüderliche Chorſchüler. Hier, unter dieſen rohen Geſprächen, ſollte er arbeiten! Er zwang ſich und lernte für ſich Franzöſiſch, aus einer alten Überſetzung des Terenz. Aber das Leben eines Menſchen kam ihm ſo ſehr unbedeutend, ſo völlig gleichgiltig vor, daß, als einſt vier Miſſethäter in Hannover geköpft wurden, es ihm wahrhaft klein und unbedeutend erſchien, daß unter der ungeheuren Menſchenmaſſe der Zuſchauer nur vier ihr Leben laſſen ſollten! Was kam darauf an, ob nun eine ſolche bewegliche Fleiſchmaſſe, deren es eine ſo ungeheure Zahl giebt, auf der Welt mehr oder weniger umher ginge? Wäre er nun auch geköpft, dann wie die Vier zerſtückt und aufs Rad geflochten worden, was war das ſchlimmer, als ruhig nach Haus zu gehen und von dem Haarteig wieder hervorzuziehen, um, daran nagend, ſein Leben zu friſten! Er

ſah oft dem Schlachten eines Thieres zu, um den Unterſchied zwiſchen ſich und ihm zu ermitteln. Ja, ſtundenlang lehnte er ſich an das geſchlachtete Kalb, ſo dicht er konnte, im Wahn, ob es ihm nicht würde möglich werden, ſich nach und nach in das Weſen eines ſolchen Thieres hineinzudenken!

Endlich, von der Laſt ſeines Daſeins niedergedrückt, daß er einen Tag wie alle mit ſich aufſtehen, mit ſich ſchlafen gehen, bei jedem Schritte ſein verhaßtes Selbſt mit ſich fortſchleppen müſſe, fühlte er, daß er ſich nicht entfliehen könne; er ging aus dem Thor, mit dem Entſchluß, das Nichts in dem ungeheuren All, ſein Ich, zu vernichten. Er ſtand an der reißenden Leine, eine halbe Stunde lang, von Regen durchnäßt, von fieberhafter Kälte durchſchüttelt, als ihm einfiel: heute Abend gäb' es ja bei ſeinem Wirth, dem Schlächter, friſche Wurſt, und die Stube war warm geheizt! Dieſe ſinnliche Vorſtellung friſchte ſeine Lebensluſt wieder an: er vergaß ſich als Menſch und kehrte als Thier zurück.

Aber auch für den Menſchen kommen allmälig beſſere Zeiten, über die wir jedoch, auf Reiſers Biographie ſelbſt verweiſend, nur kurz hinweggehen dürfen. Er fand einen Freund in Hannover, arm wie er, doch lebensmuthig, und die Drangſale leichter hinnehmend. Aber außer dieſem fand er noch einen andern größern Freund, der ihn plötzlich erhob über die Miſere, nicht zwar in eine ideale tugendreiche, wie die Dichter, welche er bisher verehrt, ſondern in eine wirkliche Welt großartiger Charactere ihn verſetzend: es war Shakſpeare, den er verſchlang, und der Reiſern über ſich ſelbſt erhob. Er lernte die Würde des Menſchen kennen; er fühlte, daß er kein gemeines, alltägliches Weſen, ſein Geiſt arbeitete ſich allmälig aus den äußern, drückenden Verhältniſſen empor, ſeitdem er aus Hamlets Monologen gelernt, das Ganze des

menſchlichen Lebens zu erfaſſen, und daß, wenn er ſich gequält und gedrückt fühle, dies ja nur das allgemeine Loos der Menſchheit ſei.

Der Winter war Shakeſpeare, der Sommer der freien Natur gewidmet, deren Wonne und Zauber Göthe im Werther ihm erſchloſſen. Ein Platz im Grünen, am Fluſſe, war dann ſeine Wohnung. Er ſchwärmte ſeit Werther für die Einſamkeit, den Naturgenuß, die patriarchaliſche Lebensart. Nur die eigentlichen Leiden Werthers blieben ihm fremd, da er nicht glauben konnte, daß er für ein weibliches Weſen jemals ein Gegenſtand der Neigung werden könne. Da traten nun auch die Bürger, Hölty, Voß, die Stollberge auf, neue Lichter am deutſchen Dichterhimmel, neue Anlockungen ſich ſelbſt als Poet zu verſuchen. Es war ſchon ein Wonnegefühl für unſern Anton, zu wiſſen, daß er mit Hölty in einer Stadt lebe. Den Wunſch ihn zu ſehen, zu ſprechen, unterdrückte er, als zu vermeſſen, obgleich der arme Hölty in Verhältniſſen lebte, nicht viel weniger dürftig, als Reiſers. Ein Lied von Reiſer, componirt von ſeinem Freunde, ward von den Chorſchülern geſungen und belobt, weil — man nicht wußte, daß es von ihm war. Er genoß in der Stille den erſten, ſüßen Triumph. Als die Verfaſſerſchaft ruchtbar wurde, fand man, daß es eigentlich nur ein Plagiat aus Kleiſt ſei!

Inzwiſchen war ein neuer Director an das Gymnaſium gekommen, auch eine neue Generation von Schülern, und was mehr als Alles beitrug, Reiſern wieder Achtung zu verſchaffen: er hatte durch die Gnade des Prinzen einen neuen, anſtändigen Rock erhalten. Er konnte wieder als Menſch unter den Menſchen auftreten. Mit der Achtung der Andern kehrte das Selbſtvertrauen, der Fleiß, die Hoffnung zurück. Er verſchlang nicht mehr Haarteig, er konnte ſich alle Mittage ſatt eſſen, er erwarb etwas durch Unterricht, der Director belobte

ihn vor den Schülern, deren Spott er ſo lange geweſen, man fing wieder an zu glauben, daß etwas aus ihm werden könne, ja, er ward der großen Ehre theilhaftig, die Rede zum Geburtstage der Königin von England, die er ſelbſt in Hexametern gefertigt, vor dem glänzenden Auditorium vortragen zu dürfen: eine Ehre, die ſonſt in Hannover nur jungen Edelleuten übertragen ward. Bei dieſer Gelegenheit kam nun der dürftige, verſpottete Schüler zum erſten Male in eine ehrenvolle Berührung mit den angeſehenſten Männern der Stadt; den Hut unterm Arm, den Degen an der Seite, machte er Beſuche, um ſie einzuladen, bei Prinzen, Miniſtern, Geheimeräthen, und ward überall mit freundlicher Zuvorkommenheit empfangen.

So ſchien er denn in alle Ehren wieder eingeſetzt; hatte doch auch ſein Vater wieder Wohlgefallen an ihm gefunden, und bei einem zweiten Beſuch und zweitem Abſchiede auf derſelben Stelle, wo er ihn vor einem Jahre verflucht, ihm jetzt ſeinen Segen ertheilt. Aber der Segen wirkte nicht, nachdem des Fluches ſo viel in der Erziehung vorangegangen. Die ſo lange gelähmte Seelenkraft Reiſers konnte ſich elaſtiſch aufſchwellen zu kühnen Träumen, zu ungewöhnlichen Rollen, aber in der Gewöhnlichkeit fehlte ihm die Ausdauer. Auf dem Katheder, in ſeinem höchſten Stolz, ſeinem höchſten Glücke, fühlte er doch, daß es nur eine Rolle, nur ein glänzendes Elend war. Zwar ging es ihm bald beſſer, er konnte ausziehen von den Fleiſchersleuten, ſich eine anſtändige Stube miethen, ſogar Freunde bei ſich ſehen: aber eine Rolle zu ſpielen, eine ungewöhnliche, nur danach ſehnte ſich ſein kranker Sinn. Weil er ſo tief die Charactere fühlte, die er in den Schauſpielen geleſen, tiefer als irgend Jemand, glaubte er ſich zum Schauſpieler berufen. Zwar ſpielte er jetzt auch bei den Hundstagskomödien der Primaner mit; aber er fand

nicht die rechte Anerkennung, der Rollenneid verzehrte ihn: warum bekam Iffland den Beaumarchais und er den Clavigo nicht? Im äußerſten Schmerz darüber, daß ein anderer, minder Berufener dieſe Rolle ſpielen durfte, zerkratzte ſich Reiſer während der Aufführung mit Glasſcherben das Geſicht! Der krampfhafte Reiz wuchs mit jedem Tage. Er konnte es nicht länger aushalten, er fand Gründe, weshalb er durchaus aus Hannover fort müſſe, Verfolgungen, Schulden: in der That aber war es nur der unwiderſtehliche Drang Schauſpieler zu werden. So, eines Morgens, verſchwand er zu Fuß aus der Stadt, um in ſeinem Staatskleide vom Geburtstag her, einen vergoldeten Galanteriedegen an der Seite, in Schuhen und ſeidenen Strümpfen, ein Hemde, eine Odyſſee und einen Ducaten in der Taſche, nach Weimar zu Eckhof zu ziehen.

Auch die Schilderung dieſer Reiſe iſt höchſt charakteriſtiſch. Schon auf der erſten Station hat Reiſer, der ſchlechteſte Ökonom von der Welt, ein Drittheil ſeiner Baarſchaft ausgegeben; dann erſt berechnet er, daß er auf der noch langen Reiſe nur trocken Brod eſſen und in Dörfern auf der Streu ſchlafen dürfe. Man mag denken, welche Gegenſätze und Fragen ſein vergoldeter Galanteriedegen und die ſeidenen Strümpfe mit den Fuhrmannsknechten auf der Streu hervorbringen. Die Poeſie, die Wanderluſt und die Sehnſucht nach der Theaterluft halfen ihm, trotz der oft zerriſſenen Schuhe, weiter. Eckhof iſt nicht in Weimar, nicht in Erfurt, er findet ihn in Gotha. Der würdige Mann macht Reiſern Hoffnungen, die ſich doch nicht erfüllen laſſen. Moritz bekennt ſelbſt ſpäter, daß er ebenſo wenig als zur Poeſie, zur Schauſpielkunſt Beruf gehabt, vielmehr in beiden den dunkeln Drang für das Talent genommen. Demüthigungen folgen auf Demüthigungen, ja ſchon, als ihm ſeine Papiere zurück-

gegeben werden, weil man ihn nicht brauchen kann, beſchließt der unglückliche Candidat der Schauſpielkunſt, Rock und Degen abzuwerfen und als Steinklopfer vor dem herzoglichen Schloſſe zu arbeiten. Es iſt doch auch eine Rolle, eine Rolle freiwilliger Erniedrigung! und wie groß würde er ſich in dieſer Selbſtbeſcheidung vorkommen! Doch aber zieht er es vor, ohne in ſein Wirthshaus zurückzukehren, wo er ſtark angekreidet iſt, während er nur noch einige Groſchen beſitzt, weiter nach Eiſenach einer andern Truppe nachzulaufen. Er läuft und findet ſie nicht, er wandert ihr nach, die Groſchen werden zu Dreiern; er hat, erſchöpft, das letzte Glas Bier getrunken, das er bezahlen kann, mehre Tage lang lebt er von Wurzeln auf dem Felde, er ſchläft unter Bäumen, da er auch den Dreier für die Streu nicht mehr hat; ein Handwerksburſche lehrt ihn, wie man zur Früchtezeit umſonſt reiſen, wie man ſich Brod und Milch erbetteln kann. Auch in dieſem äußerſten Elend verläßt ſeine dämoniſche Phantaſie ihn nicht; er muß auch da eine Rolle ſpielen, ſich eine Bedeutung, eine Wichtigkeit anlügen. Er hat einen Freund im Duell erſtochen, er irrt nun raſtlos, von den Furien verfolgt, umher. Beinahe glaubt er es ſelbſt. Ein ehrlicher Landprediger, der von Phantaſieen ähnlicher Art geplagt wird, vermeint aber, noch etwas ganz Anderes hinter dem gebildeten Vagabunden mit der weißen Degenſcheide zu entdecken, einen Emiſſair der Freimaurer. Zwei fixe Ideen begegnen ſich, ohne ſich zu löſen und durch den Contact zu curiren.

An einem Quell vor Erfurt ſinkt er endlich mittellos, völlig erſchöpft nieder. Jemand tupft ihn auf die Schulter: Wenn Ihr Student ſeid, und Hilfe bedürft, geht auf den Petersberg und wendet Euch an den Abt der Benedictiner, der jetzt Prorector iſt. Faſt träumend folgt er dem Rath; er findet in dem Abt einen menſchenfreundlichen Prälaten aus

der alten Zeit, der ihm einen halben Gulden und guten Rath giebt. Nach langer Zeit zum erſten Mal kann er wieder ein warmes Eſſen genießen. Der Rath führt ihn zu neuen Gönnern und edlen Menſchen. Er wird wieder Student, um die alten Drangſale aufs Neue zu empfinden, ungeſättigte Wißbegier, ungeſtillten Hunger, ſchwelgende Phantaſieen bei Bettelarmuth, Verachtung, Noth und freundliches Entgegenkommen, vollkommenen Lebensüberdruß bei neunzehn Jahren, patriarchaliſche Neigungen zum Stillleben: bis endlich der Drang nach dem Theater wieder über alle Vernunft und alle Rückſichten den Sieg davon trägt. Einmal hat er ſich ſchon heimlich bei der in Erfurt ſpielenden Truppe engagirt, er ſteht ſchon geſchminkt hinter den Kuliſſen, als auf Befehl des Rectors der Univerſität dem Director des Theaters unterſagt wird, den immatriculirten Studenten auftreten zu laſſen. Verzweifelnd wälzt er tauſend romanhafte Ideen im Kopf umher: er will ein Wochenblatt herausgeben, Bauer werden, einmal auch Karthäuſer, noch ein ander Mal nach Weimar gehen und beim Verfaſſer von Werthers Leiden Bedienter werden. Zuletzt überwindet auch hier die Theaterluſt alle Rückſichten, er engagirt ſich bei einer Truppe, die in Leipzig ſpielen ſoll, und wandert, diesmal mit dem Segen ſeiner Freunde und Bekannten, dahin.

So weit geht Anton Reiſers eigene Lebensbeſchreibung. An der Fortſetzung verhinderten Moritz andere Arbeiten und Reiſen, dann der Tod. Von einem ſeiner jungen Freunde haben wir einen fünften Theil, der jedoch gegen den reichen und warmen Ton der vier erſteren ſehr abſticht. Wir erfahren daraus, daß Moritz auch in Leipzig das Ziel ſeiner Wünſche nicht erreichte. Der Director, bei welchem er ſich engagirt, war durchgegangen, die Geſellſchaft zerſtreut. Er gerieth nach Barby zu den Herrnhutern, deren Biſchof Spangenberg

einen wohlthätigen Eindruck auf ihn machte; aber auch hier hielt er es nicht lange aus, ſondern ging, mit Unterſtützungen, nach Wittenberg, wo er einige Jahre ſtudirte, aber ſehr roh lebte. Baſedows Ruf zog ihn darauf nach Deſſau, wo der große Menſchenerzieher ihn mit offenen Armen empfing und, obgleich er Moritz für ſeine großen Ideen nicht warm genug fand, dennoch ungern von ſich ließ. Moritz aber konnte, gleich anderen Lehrern, die Geiſtestyrannei Baſedows nicht ertragen; er ging nach Potsdam, wo wir ihn im Eingang dieſes Aufſatzes fanden.

Mit Recht ſagt Moritz ſelbſt über ſeinen Anton Reiſer, es ſei »eine ſo wahre und getreue Darſtellung eines Menſchenlebens, bis auf ſeine kleinſten Nüancen, als es vielleicht nur eine geben kann.« Wen eine ſolche getreue Darſtellung intereſſire, der werde auch an dem anfänglich Unbedeutenden, ſcheinbar Unwichtigen keinen Anſtoß nehmen, ſondern bedenken, daß das künſtlich verflochtene Gewebe eines Menſchenlebens aus einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten beſteht, die alle, ſo unbedeutend ſie ſcheinen, in der Verflechtung wichtig werden. Was oft, beim Rückblick auf ein vergangenes Leben zuerſt zwecklos, als ein abgeriſſener Faden erſcheine, wo man nur Verwirrung, Nacht und Dunkelheit ſehe, geſtalte ſich bei ernſterer Betrachtung ganz anders, die Dunkelheit verſchwinde, die Zweckloſigkeit verliere ſich, die abgeriſſenen Faden knüpfen ſich wieder an, das Verwirrte ordne, das Mißtönende löſe ſich unvermerkt in Harmonie und Wohlklang auf.

Freilich iſt die Menge der kleinen Züge, aus denen dieſes Menſchenleben verwebt iſt, ſo groß, daß ich beſorge, durch meinen Auszug nicht das Bild geliefert zu haben, welches dem Leſer aus der Autobiographie ins Auge ſpringt. Indeſſen auch nur wieder angeregt zu haben zu

einer ernſtern Würdigung dieſes philoſophiſchen Romans halte ich für die Erfüllung einer Pflicht. Der Erfahrungsſätze für die Erziehung ſtellen ſich daraus ſo viele in plaſtiſcher Deutlichkeit dar, daß das Werk ſchon um deswillen einen unzweifelbaren Werth behält. Bedenklicher iſt die Frage, ob denn in Moritz' Leben ſelbſt alles Mißtönende ſich wirklich zu einem Wohlklang aufgelöſt habe. Von der Theorie der ſchönen Künſte hat er (er ſtarb ſchon im fünf und dreißigſten Jahre) nur einige Grundzüge entworfen, ſelbſt ward er ſo wenig Dichter als Schauſpieler, und auch als Menſch kann man ſeine Erſcheinung keine vollendete nennen, indem eine Unſtetigkeit, die an Zerriſſenheit grenzte, und auftauchende miſanthropiſche Grillen immer wieder zerſtörend durch die ſchönen Linien fuhren, die zu einer edlen humanen Bildung ſich geſtalten wollten. Mehr jedoch, als der capriciöſe Sonderling, zu dem ihn ſeine nächſten Umgebungen in Berlin machen wollten, war er gewiß; der Grund, das Herz, war gut und edel, die Flamme, die nach dem Höchſten ſtrebte, ſein Geiſt, ächt und rein. Wenn er nicht erreicht, was er erreichen konnte, ſo lag die Urſache in den Verhältniſſen, in einer Erziehung, welche alle Keime ſo zerdrückt hatte, daß ſie nur ſchief in die Höhe kamen: Wunder genug oder vielmehr ein Zeichen ſeiner ſelbſteigenen Kraft, daß ſie überhaupt noch emporkeimten. Er war ein edler Menſch, der im näheren Umgange für ſich einnahm; wenn er nicht weiter wirkte, ja wenn er auch die ihm näher Stehenden durch das Schroffe und Bizarre ſeines Weſens häufig zurückſtieß, ſo war es, weil ihm die Weihe eines edleren Familienlebens von Jugend auf gemangelt hatte.

Wen Goethe von geiſtigen Capacitäten damals loben, wen er vor Andern auszeichnen konnte, der mußte nothwendig Eigenſchaften beſitzen, die ihm darauf ein Anrecht gaben. Man hat

gefragt, was Goethe in Moritz anziehen konnte. Weniger das, was er geworden, als was er hätte werden können. Es war die Wärme und Wahrheit, die Urſprünglichkeit ſeiner Empfindungen, eine Wahrheit, die es blieb, auch wo Krankheit und Eitelkeit ihn in verkehrte Richtungen trieben. So aufrichtig aus dem innerſten Gefühl heraus ſprachen Wenige damals, eine Aufrichtigkeit, die ſpäter zum Bewußtſein ward; er war, wenn er ein Buch geleſen, das ihn hinriß, in Beſorgniß, daß er in ſeiner Sprache nicht unbewußt etwas davon ſich aneigne. Es war die geborene Dichternatur in Moritz, die bei Goethe anklang, die warmblütige, ſinnliche Auffaſſung der Erſcheinungen, der geiſtigen wie der phyſiſchen; eine Dichterphantaſie, eine Dichterſprache, der nur noch ein Etwas fehlte, um ſelbſt zu dichten. Ihm, wie dem Meiſter, war die Natur kein Landſchaftsgemälde mit todten Farben, keine Decoration mit beweglichen Figuren, die ſich herausnehmen und einfügen laſſen zum Schmuck in eine Dichtung: ſie war ihm ein lebendiges Ganzes, ſelbſt berechtigt, ſelbſt redend, die aber auch in ihrem kleinſten Theile die Wunder des Ganzen wiederſpiegelt, die vom Dichter mit dem Gemüth erfaßt ſein will, von der er ſich erfaſſen, fortreißen laſſen, mit der er aber nicht ſpielen darf, wie mit einer ſelbſtgemachten Puppe. Goethe liebte und ehrte den Dichter, der doch nie ein Gedicht geſchrieben: aber beide darin auf gleiche Weiſe Dichter, verglichen mit der Mehrzahl derer, welche damals dafür galten, daß ſie dieſen Reſpect vor der Natur mit auf die Welt gebracht. Aber noch etwas Verwandtes, die Seligkeit der Einſchränkung, die Moritz anpries, die er mit einem kleinen glücklichen Eiland im ſtürmiſchen Meere verglich, der er treu blieb, auch wo ſeine Phantaſie anſcheinend wild hinausſtürmte, mußte dem Dichter zuſagen, der ſein:

Immerfort ſich ſelbſt beſchränkend,
Immer nur das Nächſte denkend,

einer philoſophirenden Generation zurief, welche, weil Vaterland und öffentliches Leben ihr verſchloſſen waren, mit ihrem Drange nach vorwärts, mit einem neueren Dichter zu ſprechen, »durch die Sterne rutſchte«.

Man hat Moritz myſtiſche Tendenzen vorgeworfen, die beſonders in ſeinen ſpäteren Aufſätzen, in ſeinem Andreas Hartknopf, vorſpuken ſollten. Daß er auf das unbefriedigte, ſpukhafte Verlangen in ſeiner heißen Bruſt dann und wann einen Dämpfer aufſetzte, den er Reſignation nannte, der aber ſeine erſte Wurzel in der ſüßen Schwärmerei der in der Jugend ihm eingeimpften Guionſchen Theoſophie haben mochte, darf nicht verwundern. Der Autodidakt, den Leſſing und Shakſpeare zur Menſchenwürde erhoben, konnte kein eigentlicher Myſtiker ſein. Aber ebenſowenig dürfen wir uns wundern, wenn ſeine nach Poeſie dürſtende Seele unter der Aufklärung ſeines Zeitalters keine Nahrung fand, die ihm zuſagte, und wenn ſie daher nach einer andern ſuchte. Bei Goethe war er nur zum Beſuch; der Kreis, in dem er ſich dauernd bewegte, waren Nicolaiten. Die Welt ſollte damals aufgeklärt ſein, der Wunderglaube ſollte an der Wurzel erſchüttert werden; das wollten die großen Herrſcher der Zeit, Friedrich II., Katharina II., Joſeph II. In Deutſchland hat es ſich noch immer bewährt, daß der Wille der Regierungen, wo ſie auch dem Geiſt ihren Stempel aufdrücken wollen, in der Nation einen Widerſtand findet, an dem ihre Beſtrebungen ſcheitern. Die uralte germaniſche Volksfreiheit hat ſich, nach ihrer Unterjochung, in das Reich des Geiſtes geflüchtet und daſelbſt ihre feſte Burg gefunden. Die Höfe konnten hier nicht, wie unter den romaniſchen Völkern, der Nation Geſetze vorſchreiben, das Volk gab in dieſem Falle die Geſetze, die nach einem

gemeſſenen Kreislauf endlich auch an die Höfe zurückdringen. Wo die Willensäußerungen einer Regierung offenkundig einer Nation eine beſtimmte geiſtige Richtung aufdringen wollen, da jedesmal werden die ſelbſtändigen Geiſter in der Nation von ſelbſt zu einer Oppoſition erweckt, die um ſo heftiger wird, je angelegentlicher man beſtrebt iſt, dieſe begünſtigte geiſtige Richtung zur alleingiltigen zu erheben.

Auch Friedrich der Große und die ihm gleichdenkenden Fürſten waren nur getragen von den Ideen, die gleichzeitig in ihren Nationen ſich hervorgethan hatten. Aber es war nun eine Herrſchaft dieſer Ideen geworden, die eine Art officiellen Druckes ausübte, den das Gemüth nicht ertrug, einmal, weil es ein Druck war, und dann, was mancher unbeſtrittenen Herrſchaft begegnet, weil er in ſelbſtgefälligem Spiele ſich erging und durch den zur Schau getragenen Wahn der Unfehlbarkeit das Gefühl verletzte. Die Aufklärung ſollte herrſchen und allein herrſchen, es koſte, was es wolle. Das rief eine Oppoſition hervor, die mannigfache Geſtaltungen annahm: als baarer Aberglauben und Unſinn, wie in den St. Germains, den Caglioſtros, Schröpfers und Roſenfelder; als Myſticismus, der in den verborgenen Naturkräften nach Offenbarungen ſuchte, die über die Regionen des Erdgeiſtes hinausgehen ſollten; als Poeſie, welche die Kritik wieder mit dem Glauben ſchlagen wollte. Wir haben ſchon erwähnt, daß Moritz uns als einer der unbewußten Vorkämpfer in dieſer letzten Beziehung erſcheint.

Auch war dies nichts Willkürliches: nachdem die Kritik ſo lange und bis zum Exceß die Alleinherrſchaft geführt, ſo mußte nun, nach dem ewigen Naturgeſetz, die andere Wagſchale in die Höhe ſchnellen. Wir vermeinen, daß in dieſer endlichen Welt dieſer Proceß immer wiederkehren wird und daß jedesmal, wenn die Vernunft Alles regulirt zu haben meint, das durſtig gewor-

dene Menſchenherz wieder nach einem urſprünglichen Quell, nach einem Myſterium und ſeinen Offenbarungen ſuchen wird. Da wir, wenn nicht alle Erfahrungsſätze trügen und die Geſchichte keine falſche Lehrerin iſt, jetzt auf einen Sieg des Rationalismus hinſteuern, der um ſo abſoluter ſein wird, je größer die Anſtrengungen ſind, ſeine anbrauſenden Wellen zu dämmen und ſeine Quellen zu verſtopfen, ſo wären wir begierig, in die Zukunft zu ſchauen, wie dann, wenn er zur unbeſtrittenen, legitimen und wahrſcheinlich tyranniſchen Herrſchergewalt gelangt iſt, das Verlangen nach dem Myſterium ſich wieder ſelbſtändig regen und in welcher Form alsdann jene freien Geiſter auftreten werden, welche, wie unſer Moritz, für ihre Sehnſucht in dem Geltenden keine Befriedigung finden.

Über Moritz' letzte Lebensjahre müſſen wir mit wenigen Worten hinweggehen. Obgleich Hofrath, war er doch nicht glücklich; obwohl geſchätzt und in nicht ungünſtigen Umſtänden, fühlte er ſich doch nicht behaglich. Gewöhnlich wohnte er in einem Gartenhauſe, ſich allem Umgange verſchließend. Halb nackt lag er auf dem Sopha, der bei Tage ſein Stuhl, Nachts ſein Bette war, oder ſaß, in einen Pelz gehüllt, am glühend heißen Ofen. An die Wände ſeiner Wohnung in der neuen Münze, die ihm die Gunſt des Miniſter Heinitz verſchafft, ließ er italieniſche Landſchaften malen. In der Idee, als ob er, der Fußreiſende, zu ſchwach zum Gehen ſei, verbrauchte er, bei ſiebenhundert Thaler Gehalt, in einem Jahre mehr als zweihundert Thaler für Fuhrwerk. Um zu ſparen, ſchaffte er ſich ſelbſt Equipage an, benutzte ſie aber dann ſehr ſelten und machte Spazirgänge von mehren Meilen. Oft glaubte er, todtkrank zu ſein, und gefiel ſich in der Rolle eines Sterbenden. War er der Rolle überdrüſſig, reiſte er ſchnell nach Weimar und kehrte, durch den Umgang mit

Goethe völlig geneſen, zurück. Er ſah den Fauſt entſtehen, und Goethe theilte ihm mehre Stellen mit, die nachher fortgefallen ſind. Er ſoll einen Schatz märkiſcher Volkslieder im Kopfe gehabt haben, den er leider nicht niedergelegt hat.

Beim Studium des Schönen hatte er in Italien zuerſt als ein gereifter Mann die Wonnen der Liebe kennen gelernt. Jetzt verlangte er nach der Glückſeligkeit der Ehe. Da er nirgend das Bild wiederfand, das er ſich vorgemalt, gab er ſeinen Freunden Auftrag, in den Waiſenhäuſern ſich nach einem jungen Mädchen umzuſehen, welches er zu ſeinem Ideal, zur Dankbarkeit und zur Liebe erziehen wollte. Aber in allen Waiſenhäuſern Berlins fand ſich kein Mädchen, das zu einem Ideal taugte. Er fand es endlich in einem fünfzehnjährigen Mädchen, das er **1792** heirathete, um ſich bald darauf wieder von ihr zu trennen. Seine Forderungen, heißt es, waren ſo groß, daß auch der beſte Wille ihnen nicht Genüge leiſten konnte; doch war die Schuld, welche die eigentliche Trennung herbeiführte, auf ihrer Seite. Nach derſelben fühlte er erſt den Verluſt. Er ertrug die Trennung nicht, er vereinte ſich wieder mit ſeiner Gattin, jedoch nur auf wenige Monate. Nachdem er mit ihr eine Reiſe nach Dresden unternommen, verfiel er, in Folge eines Blutſturzes, in eine wirkliche tödtliche Krankheit, der er am **26.** Juni **1793** erlag.

In eine wirkliche Krankheit, ſagte ich. Moritz' ganzes Daſein, ein Gewebe von Phantaſieen und Selbſttäuſchungen, war ja eigentlich nur eine fortgeſetzte eingebildete Geſundheit und eingebildete Krankheit. Die Vorſtellungen des unglücklichen Glücklichen waren in ſtetem Gegenſatze zur Wirklichkeit. Geſchieden von ſeiner Gattin, fühlte er erſt, daß er ſie wirklich liebte; da ſchrieb er an ſie Gedichte, täglich, ſtündlich,

voll wahrhaft dichteriſchen Hauches, mit einer Anmuth, die an Goethe erinnert. Als ſie ihm entflohen, eilte er ihr wie von den Furien der Eiferſucht gepeitſcht nach. Aber in Müncheberg, wo er ſie einholte (ſo wenigſtens eine mündliche Überlieferung), zerſchmolz ſein Zorn bei ihren Bitten und vernünftigen Vorſtellungen ſo in ſentimentale Wehmuth, daß er nicht allein die Treuloſe, ſondern auch den Entführer, da es eben ſtark regnete und kein anderer Wagen in Müncheberg zu bekommen war, in ſeiner Extrapoſt mit nach Berlin zurücknahm *). So glauben wir auch, was ſein Arzt uns erzählt, der geniale Dr. Marcus Herz, deſſen noch lebende, geiſtvolle Gattin einſt Berlins glänzendſte Geiſter um ſich verſammelte. Er fand Moritz krank, aber weit kränker durch die aufgeregten Zweifel. Die Krankheit ohne Hilfe hätte ihn vielleicht, ſeine Phantaſie gewiß getödtet. Da ſprach Marcus Herz, der ſein ganzes Weſen kannte, mit kalter, ernſthafter Miene zu ihm: Ihre Krankheit iſt ſtärker, als meine Kunſt, Moritz, Sie müſſen in zehn Tagen ſterben; faſſen Sie ſich als Weiſer und befolgen meine Vorſchriften, die ich Ihnen nur ertheile, um den Übergang zum Tode zu erleichtern. Moritz faßte ſich, ward ruhiger, und, der Gewißheit zu ſterben gegenüber, verließ ihn ſeine dämoniſche Natur nicht, die im ſteten Widerſpiel von Wirklichkeit und

*) Nach einem andern, mündlichen Berichte wird die Scene noch komiſcher. Der Entführer, ein ſehr bekannter und ſonſt geachteter Mann jener Zeit in Berlin, war, als er Moritz aus dem Wagen ſpringen ſah, unter eine Tonne gekrochen, um ſeinem erſten Zornausbruch zu entgehen. Aber Moritz, der es gemerkt, ſprang auf die Tonne zu und ſetzte die mitgebrachte Piſtole auf das Spundloch derſelben, drohend und predigend. So ward parlamentirt, bis es zu einem friedlichen Ausgange kam. Dieſer wäre übrigens durch die Piſtole ſelbſt ſchon bedingt geweſen, denn es wird verſichert, daß ſie ungeladen war.

Vorſtellung ſich gefiel: das Fieber ließ nach, und in zehn Tagen war er geſund *). Eine Kur, die bei Moritz anſchlug, möchte aber nicht bei allen Kranken probat ſein.

*) Dieſe pſychologiſche Anekdote, hier nach Marcus Herz' eigenem Berichte darüber, welchen Moritz ſelbſt in einem Hefte ſeiner Erfahrungsſeelenlehre abdrucken ließ, natürlich ohne Namen, wird mit noch intereſſanteren Details von Varnhagen von Enſe in ſeinen Denkwürdigkeiten nach den mündlichen Mittheilungen der Frau Hofräthin Herz erzählt.

Die
Geſchichtſchreibung der Griechen.

Von

W. Rogge.

Erſte Abtheilung:

Die Logographen und Herodot.

I.

Ein eigenthümliches Geſchick hat die Anfänge der griechiſchen Geſchichtsſchreibung betroffen. Während jede andere Kunſt und Wiſſenſchaft von ihrem erſten Beginne an ſich bei den Griechen anerkanntermaßen aus, wenn nicht vollkommnen, ſo doch bedeutſamen Anfängen, auf dem ihr natürlichen Felde und mit frühzeitiger, faſt inſtinctmäßiger Anerkennung der zu ihrem Daſein erforderlichen Bedingungen, in regelmäßigem und wunderbar ſchnellem Fortſchritte zur höchſten Blüthe entwickelte: ſo ſoll die Geſchichte gleichſam mit einem Rückſchritt ins Leben getreten ſein; ſie ſoll, auf gleiche Weiſe das ihr zugewieſene Material und die ihr beſtimmte Form verkennend, anfangs kein anderes Ziel ſich geſteckt haben, als die von den Cyklikern bearbeiteten Sagen vom Metrum zu befreien. So ſoll ſie, ein Zwitter von proſaiſcher und poetiſcher Sprache und Anſchauungsweiſe (denn Proſa wird Niemand eine Redeart nennen wollen, welche lediglich durch Auflöſung des Metrums entſtanden), aus dem dürren Boden des geſunkenen Epos entſproſſen ſein, ein Übergangspunkt gleichſam oder vielmehr ein Lückenbüßer zwiſchen der Bearbeitung der vaterländiſchen Sagen auf epiſchem und dramatiſchem Wege, ohne jene innere Nothwendigkeit, welche die übrigen Künſte aus der unendlichen Verſatilität des griechiſchen Geiſtes hervorgehen ließ, ſondern in der augenblicklichen Ermattung einer beſtimmten Art der Poeſie wurzelnd (cf. Creu-

zer's Hist. ant. Gr. frgm. und ſeine »hiſtoriſche Kunſt der Griechen«).

Wer möchte in dieſem verkrüppelten Gewächſe den Stamm erkennen, deſſen Krone Herodot und Thucydides bilden? wer in dieſer Darſtellung der älteſten griechiſchen Geſchichtſchreiber, der Logographen, die Vorläufer jener hiſtoriſchen Muſter, die noch heute unübertroffen daſtehen? Nein: wären die Logographen wirklich Nichts weiter, als das, wozu Creuzer ſie machen will, ſo würde daraus nur folgen, daß ſie das Abbild einer merkwürdigen und, für dieſe Zeit wenigſtens, beiſpielloſen Verirrung des griechiſchen Geiſtes wären, die etwa aus dem Kampfe zwiſchen Poeſie und Proſa auf dem Gebiete der Form wie des Materials entſtanden ſein könnte und zu deren baldiger Überwindung man den Griechen Glück wünſchen müßte. Nimmermehr aber dürfte man hier die Anfänge der griechiſchen Geſchichtsſchreibung ſuchen; der erſte Hiſtoriker wäre dann vielmehr Herodot: eine Anſicht, die allerdings eben ſo naiv wäre, als wenn man allen Ernſtes Homer für den erſten griechiſchen Dichter halten wollte. Aber immer beſſer, als wenn man Umſetzungen ſchlechter Gedichte in Proſa, wie ſie wohl die Schulknaben mitunter machen müſſen, für die erſten hiſtoriſchen Bücher der Griechen anſieht. Um dieſe Idee von den Logographen zu rechtfertigen, könnte man allerdings auf die entſprechenden Verſuche des heruntergekommenen Mittelalters hinweiſen, die Sagen des Heldenliedes in proſaiſche Romane aufzulöſen. Allein man bedenke nur einen Augenblick, ob es irgend ſtatthaft iſt, von den Geiſtesproducten des in literariſcher Beziehung vollkommen darnieder liegenden vierzehnten Jahrhunderts einen Schluß auf die Zeiten Griechenlands zu machen, wo, nach der Ermattung des Epos, Lyrik und Elegie in herrlicher Blüthe ſtanden, Philoſophie und Dramatik ſich zu entwickeln began-

nen. Und, was die Hauptſache iſt, wem iſt es in Ernſt je eingefallen, in dieſen mittelalterlichen Romanen die Anfänge deutſcher Geſchichtsſchreibung zu ſuchen? —

Aber iſt dieſer Begriff von den Logographen denn auch wirklich der richtige? Wird er durch die uns gebliebenen Trümmer ihrer Schriften, oder durch die Urtheile geiſtreicher Alten, die ihre vollſtändigen Werke noch vor Augen hatten, gerechtfertigt? Iſt ihr genauer Zuſammenhang mit den cykliſchen Dichtern auch nur philoſophiſch ſcharf genug begründet? und läßt ſich in der bereits vorhandenen griechiſchen Bildung kein anderes Element finden, an das man auf geeignetere Weiſe die erſten Spuren griechiſcher Hiſtoriographie anknüpfen könnte? Iſt man endlich überhaupt berechtigt, bei dem Worte Logographen an eine feſte, beſtimmte, durch Stil und Material von ihren Nachfolgern geſonderte Klaſſe von Hiſtorikern zu denken? — Können auch einige dieſer Fragen erſt dann ihre genügende Erledigung finden, wenn wir die einzelnen Geſchichtſchreiber dieſer Zeit näher betrachtet haben werden, ſo können wir ſie doch zum größten Theile ſchon jetzt beantworten. Und dieſe Unterſuchung im Großen und Ganzen iſt unerläßlich, damit wir eine feſte Baſis für die weiteren Unterſuchungen gewinnen, den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Einzelnen erlangen.

Betrachten wir den damaligen Zuſtand der Poeſie und der eben entſtehenden Proſa, ſo mag es vom rein theoretiſchen Standpunkte aus Nichts gegen ſich haben, daß eine ſolche Klaſſe von Schriftſtellern, wie man ſie unter dem Namen der Logographen ſich zu denken beliebt, entſtehen konnte: nur immer mit dem Vorbehalte, daß dann die Anfänge der Geſchichtsſchreibung hier nicht zu ſuchen wären. Das Epos hatte ſeinen Höhepunkt durch Homer erreicht; eine große Ermattung machte ſich in dieſer Dichtungsart fühlbar. Da man

aber von hexametrischer Bearbeitung der Sagen noch nicht lassen wollte, obgleich nach dem Naturgesetze, daß jeder vollendeten Blüthe im Leben der Staaten wie der Wissenschaften das Absterben folgt, die Zeit derselben vorüber war: so erschienen der Iliades post Homerum gar viele. Man suchte, was an wahrhaft poetischem Gehalte, an Einheit diesen Gedichten fehlte, dadurch zu ersetzen, daß man dunklere und halbvergessene Sagen hervorzog, und mit gänzlicher Hintansetzung der epischen Gesetze ganze Kreise von Mythen in Einem Rahmen vereinigte. So entstanden die genealogischen, die cyklischen Gedichte — Gedichte, in denen bald genug Nichts mehr an Poesie erinnerte, als der Numerus. Da nun zu gleicher Zeit in Jonien die Prosa als Schriftsprache sich ausbildete, so konnte gar wohl Jemand auf den Einfall kommen, wie etwa später Apollodor, diese Erzählungen vom Zwange des Metrums zu befreien und in sogenannte Prosa umzugießen. Nur würde freilich in derartigen Schriften der Mangel des Versmaßes das Einzige gewesen sein, was an Prosa erinnerte, sowie der Umstand, daß doch Etwas erzählt wurde, das Einzige, was diese Autoren zu Historikern gestempelt hätte. Die in der Natur der Sache begründete Änderung des Dialektes käme dann noch hinzu, die oben angedeutete Parallele mit den Romanschreibern des vierzehnten Jahrhunderts zu vollenden. Aber wir sollen bei alledem in den Logographen nicht, wie in diesen, einen Auswuchs der Literatur: wir sollen in ihnen den Übergang von historischer Poesie zu prosaischer Historie, die Vorläufer des Herodot und Thucydides erblicken. Ja, die Alten selbst scheinen eine solche Anknüpfung zu bestätigen, wenn sie den Cykliker Eumelus einen historischen Dichter nennen und von dem Logographen Akusilaus melden, er habe den Hesiod in Prosa umgesetzt.

Doch laſſen wir zwei ſo unſichere Namen: um ſo mehr, als die Ächtheit von Eumelus' Korinthika noch großem Zweifel unterworfen iſt, und von Akuſilaus bereits dem Suidas nur untergeſchobene Schriften bekannt waren. Auch der unbeſtimmte Begriff eines hiſtoriſchen Dichters wird uns nicht viel weiter helfen. Auf ſo unſicherem Boden darf die Behauptung eines engen Zuſammenhanges zwiſchen Cyklikern und Logographen nicht gebaut werden: zumal da es auch ſchon vom rationellen Standpunkte aus auffallend erſcheinen muß, daß die hiſtoriſche Poeſie, auch nachdem ſie hier angeblich einen andern Weg eingeſchlagen hatte, dennoch nicht verſtummte, ſondern im Chörilus von Samos noch einen ferneren Bearbeiter von Bedeutung fand. Prüfen wir alſo lieber beſtimmtere Zeugniſſe der Alten! Unter dieſen ſcheint zuvörderſt die gewichtige Autorität Strabo's ſchwer für die von den Logographen aufgeſtellte Anſicht in die Wage zu fallen. Sie ahmten, ſagt er (l. pag. 34, ed. Almelov.), die Dichter nach, löſten nur das Metrum auf, ſchloſſen ſich aber ſonſt ganz an ſie an. Nimmt man dieſe Stelle in ihrem wörtlichſten Sinne, betrachtet man jeden Ausdruck in derſelben als abgewogen, ſo werden dadurch allerdings den Logographen die drei Eigenſchaften abgeſprochen, ohne die kein Hiſtoriker denkbar iſt: richtige Wahl des Materials, Kritik, hiſtoriſcher Stil. Aber geſetzt auch, man wollte das Urtheil des Geographen in hiſtoriſchen Dingen als genau bedacht und ganz präcis ausgedrückt anſehen, ſo muß man doch immer gleich erwägen, daß es ſich hier der Natur der Sache nach um Anſichten, nicht um Facta handelt, mithin alſo keine Autorität hier als vollkommen bindend betrachtet werden darf. Und wie leicht konnte Suidas nicht, nach ungenügender Prüfung der alten hiſtoriſchen Denkmäler, durch die vielen mythiſchen Elemente, durch die ungelenke Proſa,

die er in ihnen vorfand, zu dem obigen Urtheile verführt werden? wie leicht dieſes niederſchreiben, ohne ſeine Worte im ſtricteſten Sinne genommen wiſſen, ohne etwas mehr ſagen zu wollen, als daß in Bezug auf Material und Darſtellung manche Ähnlichkeit zwiſchen den Cyklikern und Logographen ſich fände? — Mißtrauen gegen den auf der Hand liegenden Zuſammenhang zwiſchen beiden Arten von Autoren muß es wenigſtens von vorn herein erregen, daß derſelbe dem ſcharfen Blick des Dionys, ſelbſt dem des Thucydides entgangen iſt, der doch ſonſt wahrlich zu keinem gelinden Urtheile über ſeine Vorgänger aufgelegt iſt. Beide finden zwar wohl Mythiſches in ihren Schriften, aber keineswegs allein, Dionys ſogar nur als Nebenbeſtandtheil: poetiſche Elemente aber (und dieſe ſind wohl von den mythiſchen zu unterſcheiden) nur hin und wieder der Halikarnaſſier; in eine beſtimmte Verbindung mit den cykliſchen Gedichten endlich bringt ſie keiner von beiden. —

Doch das ſind immer nur zwei negative Zeugniſſe und eine Hypotheſe gegen eine poſitive Autorität. Daher müſſen wir jetzt einen andern Weg der Beweisführung verſuchen. Gelingt es uns aber nun zu zeigen, daß bei den Logographen allerdings Wahl in Bezug auf das Material ſtattfand, ſie ſich alſo bald von der Darſtellung bloß mythiſcher Zeiträume entfernten, daß ferner von Anfang an bei ihnen der gute Wille zur Kritik und beſonders die Erkenntniß derſelben als einer conditio sine qua non für die Hiſtorie vorhanden war, daß ſie endlich in einem keineswegs ſo völlig ungelenken Stile ſchrieben: ſo fällt jene Behauptung Strabo's von ſelbſt zuſammen; ſo muß man dieſelbe entweder in dem oben als möglich angedeuteten weiteren Sinne nehmen, oder den Geographen eines Irrthums zeihen; ſo iſt es entſchieden, daß der Zuſammenhang mit den Cyklikern Nichts weiter ſagen will, als

daß Proſa und Kritik noch in ihrer Kindheit waren und daß die erſten Hiſtoriker daſſelbe Material bearbeiteten, wie die erwähnten Dichter. Dieſer Zuſammenhang iſt aber offenbar nur ein illuſoriſcher. Denn fängt nicht die Geſchichtſchreibung aller Völker damit an, daß ſie ihre Urzuſtände aufzuklären ſucht und alſo zuerſt ſich den heimiſchen Sagen zuwendet? Ja, iſt nicht eben dies Streben gewiſſermaßen ein Erkennen der hiſtoriſchen Grundbedingung, daß die menſchlichen Schickſale ſo verflochten ſind, daß jeder Zeitraum derſelben nur durch Kenntniß des vorhergehenden ſelbſt verſtändlich wird? Dazu rechne man nun noch die Eigenthümlichkeit des lebhaften griechiſchen Geiſtes, der meiſtens (man vergleiche die Anfänge der Philoſophie, der Naturwiſſenſchaften, ja ſelbſt der Geographie) das Dunkle und Fernliegende zuerſt zu erfaſſen und durch Hypotheſen aufzuklären ſuchte, bevor er ſich an das Nähere und Praktiſche feſſeln und es durch mühſame Nachforſchungen und Hypotheſen aufhellen mochte. —

Es hatten aber die Logographen, ſo ſagt Dionys, einen und denſelben Zweck. Was ſich von Denkmälern über ganze Völker oder Städte*) bei den Einwohnern fand, in Tempeln oder profanen Gebäuden, das wollten ſie durch ihre Schriften zur allgemeinen Kenntniß bringen: aber genau ſo, wie ſie es vorfanden, Nichts zuſetzend, Nichts fortnehmend. Darin befanden ſich denn auch einige Mythen, die man um ihres Alters halber für wahr hielt, auch einige theatraliſche Peripetieen, die den jetzigen Menſchen viel Nichtiges zu enthalten ſcheinen. — So weit der Halikarnaſſier über das Material, das die Logographen verarbeiteten. Er ſtellt ſie alſo faſt noch eine Stufe höher, als unſere Chroniſten; und wie man

*) μνῆμαι κατὰ ἔθνη καὶ κατὰ πόλεις. d. Thuc. jud. cap. 5. Reisk. ed. pag. 818. cf. Cic. de orat. 2, 12.

auch ſonſt über ihn und Strabo denken mag, hier ſteht ſein Zeugniß höher. Denn er giebt, was er vorfand und nach aufmerkſamer Prüfung: Strabo nur eine Hypotheſe über das, was er ſchwerlich ſo genau wie Dionys geleſen. Beſtätigt aber werden des Letzteren Worte über die mühſame Weiſe, wie dieſe Hiſtoriker das Material zu ihren Schriften ſammelten, durch die großen Reiſen des Mileſiers Hekatäus, des vielgewanderten Mannes, wie ihn Agathemerus zu wiederholten Malen nennt. Unternahm er dieſe Reiſen auch wohl nicht allein um wiſſenſchaftlicher Zwecke willen, ſo hatte er ſie doch ſtets dabei im Auge: Beweis dafür, was uns Herodot über ſeinen Aufenthalt in Ägypten berichtet, ſowie ferner ſeine bedeutende politiſche und geographiſche Wirkſamkeit. Fügen wir noch hinzu, daß, wenn wir gleich von Hekatäus aus ſeinen Fragmenten nicht ſchließen dürfen, er habe ſich ſchon mit der Zeitgeſchichte beſchäftigt, dies doch bei ſeinem jüngern Zeitgenoſſen Charon bereits aufs Entſchiedenſte der Fall war, ſo wie auch, daß Dionys an einer andern Stelle (ad Cn. Pomp. pag. 769.) ſagt, Herodot habe ſich von dem Stoffe, den Charon und Hellanikus vor ihm bearbeitet, nicht wie Thucydides abgewendet: ſo, denke ich, iſt es erwieſen, daß in Bezug auf Wahl und Sammlung des Materials allerdings hiſtoriſcher Sinn bei den Logographen waltete und von einem Herüberziehen des Stoffes aus den Cyklikern die Rede nicht ſein kann. Dieſe Behauptung ſtößt auch Thucydides' ſtrenges Urtheil nicht um. Er ſagt an einer Stelle (1, 21.), die übrigens mehr die Kritik der Logographen, als ihre Materialien betrifft und die daher ſogleich näher in Betracht gezogen werden ſoll — er wolle erzählen weder wie die Dichter geſungen hätten, die Alles vergrößerten und ausſchmückten, noch wie die Logographen, die Dinge vortrügen, welche man keiner Prüfung unterziehen könne und die wegen ihres Alters

meiſtens in Mythen entartet wären. Trotz der Bitterkeit ſeines Urtheils ſtellt er alſo doch Dichter und Logographen, weit entfernt, ſie mit einander in Zuſammenhang zu bringen, vielmehr ſich gegenüber; auch nennt er die Mythen nicht als das einzige Material, das die Logographen verarbeitet. —

Aber noch größeres Unrecht begeht man, wenn man der Klaſſe von Schriftſtellern Sinn für Kritik abſpricht, unter denen Hekatäus alſo anhub: Dies erzählt Hekatäus von Milet; ſolches aber ſchreibe ich, wie es mir wahr ſcheint. Denn die Sagen der Hellenen ſind meines Bedünkens viel an Zahl und lächerlich. — Freilich aber konnte ſeine Kritik Thucydides nicht mehr genügen: er ſagt von allen Logographen, es ſei ihnen mehr um eine angenehm anzuhörende, als um eine wahre Erzählung zu thun geweſen. Auch Strabo ſagt (8, 524), ſie ſtimmten, bei ihrer Mythographie an Fabelei gewöhnt, über dieſelben Dinge nicht mit einander überein. Doch damit iſt ihnen noch keineswegs das Streben nach Kritik abgeſprochen. Auch bedenke man, welche Mittel ihnen damals zu Gebote ſtanden. Der Poet iſt dem Weſen nach fertig, wenn der göttliche Funke in ihm lebt: der Kritiker muß ſich auf die Bemühungen vorangegangener Menſchenalter ſtützen können, um ein vollendeter zu ſein; ſeine Kunſt kann nicht ausgebildet aus ſeiner eignen vereinzelten Denkkraft hervortreten, wie Minerva aus Jupiter's Haupte. War doch ſelbſt die Erforſchung der Naturgeſetze noch in ihrer Kindheit; ſie konnten noch keinen Prüfſtein für die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Ereigniſſes abgeben. Im Gegentheil, dem phantaſiereichen griechiſchen Gemüthe drängte ſich die Erde in ihrer wunderbaren Mannigfaltigkeit ſo entſchieden auf, daß es Nichts auf derſelben, ſelbſt keine nur von Hörenſagen bekannte Erſcheinung in Abrede zu ſtellen wagte. Was blieb der Kritik alſo für ein Mittel, als Prüfung der berichtenden Zeug-

niſſe? Und daß die Logographen mit dieſen rechtſchaffen umgingen, geht doch aus der angeführten Stelle des Dionys entſchieden hervor. — Von Wichtigkeit iſt es auch, daß Herodot, der ſich doch ſonſt ziemlich ſtreitluſtiger Natur gegen Hekatäus und die aſiatiſchen Jonier zeigt, ihnen dennoch nirgend Kritikloſigkeit vorwirft. Die meiſten Invectiven ſind, wunderbarer Weiſe, gegen ihre geographiſchen Anſichten gerichtet, wo er denn doch oft ſelbſt Nichts oder nicht viel Beſſeres ſubſtituirt. Denn wenn er Hekatäus vorwirft, daß er ſich in Ägypten, den genealogiſirenden Prieſtern gegenüber, einen ganz hübſchen Stammbaum zuſammengefabelt, oder daß er bei der Erzählung eines alten ſagenhaften Streites zwiſchen Athenern und Pelasgern ſich zu beſtimmt für die letzteren erklärt habe, ſo wird man das eben ſo wenig für Kritikloſigkeit halten, als wenn Charon leider! bereits aus Menſchengefälligkeit die Geſchichte zu entſtellen wagte. Ja, ſollte es wohl ein Paradoxon ſein, wenn man aus dem Umſtande, daß die Hiſtorie ſchon aufs Prokruſtusbette geſpannt wurde, auf eine bereits ziemlich ausgebildete Hiſtoriographie ſchließen wollte? Sicher iſt es ein Zeichen, daß ſie ſich ſchon im Leben geltend zu machen begann. Von Bedeutung iſt aber Herodots Schweigen hier gewiß: denn der puerilen Vorſtellung von dem naiven Jonier mit dem kindlichen Gemüth, der ſelbſt nicht viel von Kritik verſtand, wird ſeit Dahlmanns Schrift über ihn hoffentlich Niemand mehr huldigen.

Betrachten wir endlich noch Stil und Darſtellungsweiſe der Logographen. Daß die letztere noch nicht weit vorgerückt war, wird Niemand Wunder nehmen. In der That ſcheint von eigentlicher hiſtoriſcher Kunſt noch nicht die Rede geweſen zu ſein. Denn nach Dionys' Bericht erzählten ſie, die Einen die Geſchichten der Barbaren, die Andern die der Hellenen, jedoch ohne ſie mit einander zu verknüpfen, getrennt nach

Städten und Völkern. Alſo in der Weiſe unſerer Chroniſten: und doch auch hier wieder über dieſen ſtehend. Denn ſo lange die wahre hiſtoriſche Einheit noch fehlt, iſt jedenfalls die ethnographiſche Verbindung bei den Logographen der ſynchroniſtiſchen bei den Chroniſten vorzuziehen. Und was kann man billiger Weiſe mehr verlangen? Es iſt auch hier etwas ganz Anderes um die poetiſche Einheit eines Epos, als um die hiſtoriſche eines Geſchichtsbuches: erſtere kann das Product wahrhaft dichteriſcher Begeiſterung ſein, letztere nur aus längerem Studium allmälig hervorgehen. Und iſt die Zahl der Hiſtoriker, denen es gelang, die Ereigniſſe wahrhaft künſtleriſch zu gruppiren, von Hekatäus bis auf unſere Zeit, denn überhaupt ſo groß? Dieſe hiſtoriſche Einheit alſo von den Logographen verlangen, heißt im höchſten Grade unbillig ſein. Daß aber mit dem bloßen Zuſammenfaſſen mehrer oder aller Völker in Einem Werke der hiſtoriſchen Kunſt gedient ſei, will nicht einleuchten. Steht nicht im Gegentheile die einfache ethnographiſche Erzählung höher als die Univerſalhiſtorie eines Diodor, bei dem auf eine wahrhaft widerliche Weiſe ein Stückchen römiſcher Geſchichte am Ende jeder Olympiade ſich wie ein Gallimathias in die helleniſche verirrt? — Was nun aber die Sprache ſelbſt anbetrifft, ſo ſcheint zuvörderſt des ſtrengen Thucydides Behauptung, die Logographen hätten mehr auf angenehm anzuhörende, als auf wahrhafte Erzählung gedacht, nicht ſehr mit Strabo's Worten zu ſtimmen. Doch kann man dieſe Stelle auch ſo verſtehen, als betreffe ſie blos den Inhalt. Auch auf Euſtathius' Behauptung (ad Hom. Il. pag. 7. ed. Basil.), Hekatäus' Stil ſei dem des Herodot ähnlich, möchte ich nicht viel Gewicht legen. Zwar führt Porphyrius *) mehre Stellen an, die

*) op. Euseb. Praepar. X. pag. 466. B. κατὰ λέξιν-βραχέα παραποιήσας.

dieſer wörtlich von jenem entlehnt haben ſoll; doch ſchwächt er ſelbſt ſein Zeugniß durch den Zuſatz: jedoch mit kleinen Veränderungen. Halten wir uns alſo an Dionys! Die Sprache der Logographen war ihm zufolge deutlich, rein, bündig, den Ereigniſſen angemeſſen und ohne techniſche Ausſchmückung, obwohl ſie zur Abwechslung auch tragiſche Redeweiſen nicht verſchmähten. —

Gegen ſo beſtimmte Zeugniſſe kann Strabo's Behauptung nicht Stich halten; indeß bleibt noch ein Einwurf zu widerlegen. Warum, kann man ſagen, die Reihe der Logographen immer mit Hekatäus beginnen? warum nicht auf ſeine Vorgänger Kadmus, Ariſteas, Akuſilaus Rückſicht nehmen? Mag Dionys ſtatt meiner antworten. Von den ganz alten Schriftſtellern, ſagt er, kann ich nicht ermitteln, welch ein Stil ihnen eigen war. Denn ihre meiſten Schriften ſind verloren und was noch da iſt, gilt nicht bei Allen für recht. Dies iſt der Fall mit Kadmus aus Milet, Ariſteas aus Prokonneſus und den ihnen zunächſt Lebenden. — Dabei können wir uns füglich beruhigen und uns des Urtheils über Männer enthalten, von denen ſchon vor achtzehn Jahrhunderten ein Äſthetiker, der nur gar zu gerne über Alles ſprach, Nichts zu wiſſen geſtand. Wo nicht, nun ſo mag man in ihnen immerhin Autoren von dem Schlage ſuchen, wie Strabo ſie beſchreibt: nur ſpreche man dann nicht von Anfängen der Hiſtoriographie bei ihnen. Nach dem Stande unſrer Kenntniſſe iſt für uns Hekatäus der erſte Hiſtoriker. Wir bedürfen, um dies feſtzuſtellen, nicht des Suidas beſtätigender Autorität, noch kann Joſephus' oder Plinius' Zeugniß (der überdies mit ſich ſelbſt in Widerſpruch iſt), die ſich beide für Kadmus entſcheiden, dieſe Behauptung umſtoßen. —

Sind wir bisher nun bei der Zerſtörung der Brücke zwiſchen Cyklikern und Logographen nur negativ zu Werke

gegangen, ſo wollen wir jetzt verſuchen, einen anderen Anknüpfungspunkt aufzufinden zwiſchen den Anfängen der griechiſchen Hiſtoriographie und der ſchon vorhandenen Bildung. Dieſer iſt uns aber in der gleichzeitig entſtehenden Naturphiloſophie der Jonier gegeben. Das Cement dabei waren die gleichen geographiſchen Beſtrebungen und die gemeinſame Benutzung der eben zur Schriftſprache erhobenen Proſa. Eine Zuſammenſtellung von Logographen und Philoſophen wird jetzt ſchon nicht mehr als widerſinnig erſcheinen. Einen Schüler des Protagoras nennt Suidas den Hekatäus. Selbſt die Alten alſo brachten den Hiſtoriker, der mit einem Anathem gegen die Sagen anhub, mit dem Philoſophen zuſammen, der ſein Werk mit den Worten begann: Ob es Götter giebt, ob nicht, weiß ich nicht zu ſagen. Der derbe Anachronismus in Suidas' Behauptung dürfte nicht ſtören, ja er wäre im Gegentheil ein Beweis des engen Zuſammenhanges, den die Griechen ſich zwiſchen ihren Philoſophen und erſten Hiſtorikern dachten, wenn wir nur die Quelle dieſer Nachricht kennten: denn bei unſerm Kompilator ſelbſt kann allerdings nicht mehr die Rede davon ſein, daß hinter ſolchen Schnitzern tiefere Ideen verborgen liegen. Doch lohnt es immer der Anführung, daß Hekatäus bei Strabo (XII. pag. 828.) ſogar des Xenokrates Schüler heißt. — Gehen wir nun aber auf ſichere Zeugniſſe über, ſo iſt Eratoſthenes' Autorität entſcheidend, der den Hekatäus mit der Philoſophie vertraut nennt und ihn mit Thales' Schüler Anaximander in Verbindung bringt (op. Strab. 1. pag. 13.) Dazu kommt, daß Agathemerus*) ihn geradezu als Verbeſſerer von Anaximanders geographiſchen Arbeiten anführt. So, denke ich, wird die Hypotheſe (denn von Vermuthungen kann ja hier der Natur

*) op 1. Beide Stellen ſind zu verbinden.

der Sache nach nur die Rede ſein), daß die entſtehende Hiſtoriographie ſich beſonders an die joniſche Philoſophenſchule angelehnt und daß es die Geographie geweſen, die beide mit einander verknüpft, zu einer höchſt wahrſcheinlichen. Als zweites Glied der verbindenden Kette die proſaiſche Redeweiſe anzuſehen, liegt ebenfalls nahe, wenn man bedenkt, daß Pherekydes von Syros, der erſte Proſaiker, Hekatäus' älterer Zeitgenoſſe und ebenfalls einer der früheſten Philoſophen war. — Nun aber verbreitet ſich über die Anfänge der griechiſchen Hiſtoriographie ein Licht, das ſie würdig macht, als ebenbürtige Kinder des helleniſchen Geiſtes in gleichen Rang mit den Urſprüngen der übrigen Künſte zu treten. Wir ſehen ſie, die zu ihrem Daſein erforderlichen Bedingungen anerkennend, im Bunde mit Geographie, Philoſophie und Proſa aufſprießen; in einem Lande, das durch ſeinen Handel, ſeine blühenden Seeſtädte, Menſchen- und Erdkenntniß vor vielen begünſtigte und durch ſeine freie Verfaſſung jedem Bürger Sinn für den Staat, für Politik und ſomit auch für Geſchichte einflößte; zu einer Zeit, als eben dies Land durch den joniſchen Aufſtand die Mutter des größten Ereigniſſes in der helleniſchen Geſchichte ward; endlich unter den Händen, nicht (wie im Mittelalter) von Stubenſitzern, ſondern von weitgereiſten Männern, die zum Theil, wie Hekatäus, in den Vorgängen der Zeit ſelbſt eine bedeutende Rolle ſpielten. Dieſe Anſicht des Großen und Ganzen ſoll nun eine nähere Betrachtung der einzelnen Logographen weiter begründen und ausführen. —

Doch noch ein Wort vorher über die übliche Benennung dieſer erſten Hiſtoriker. Schon das Vorige macht es unwahrſcheinlich, daß man bei dem Worte Logographen an eine feſt abgegrenzte und von ihren Nachfolgern, beſonders von Herodot, ganz beſtimmt geſonderte Klaſſe von Geſchichtſchreibern

zu denken hat. Herodot ſelbſt kennt eine ſolche Klaſſe durchaus nicht: er nennt auch Aeſop einen Logographen (2, 134). Noch weniger fällt es ihm ein, ſich ſelbſt in dieſer Art von ſeinen Vorgängern zu ſcheiden: er betitelt ſein Werk bald Hiſtorie, bald Logos: und Arrian ſpricht *) ohne Unterſchied von den Logographen Herodot und Hekatäus. Noch beſtimmter erklärt ſich Harpokration: Logograph iſt daſſelbe, was wir jetzt unter Hiſtoriker verſtehen — eine eben ſo wahre oder unwahre Äußerung, als wenn man behaupten wollte, zwiſchen einem Chroniſten und einem Ranke ſei nur ein nomineller Unterſchied. Durch dieſe Betrachtung ſoll Dionys' Behauptung, Herodot habe in Darſtellung und Stil einen Fortſchritt gemacht, natürlich nicht angegriffen werden: aber der Begriff von den Anfängen der Hiſtoriographie als einer beſtimmten Vorſtufe, die noch kein eigentlich hiſtoriſches Element enthielt und in die erſt Herodot Darſtellung und Stil, Thucydides Kritik gebracht, muß durch ſie umgeworfen werden. Die Logographen ſind eben ſo wenig ſtreng von Herodot zu ſondern, als dieſer, namentlich in Bezug auf Kritik, von Thucydides. Mit einem Worte: an ſcharf begrenzte Vor- und Übergangsſtufen iſt auf dem Gebiete der Geſchichtſchreibung ſo wenig zu denken, als auf dem einer andern Kunſt. Im Gegentheil werden wir die hiſtoriſche Weiſe der Logographen in den ſogenannten Atthidenſchreibern weiter fortleben ſehen. Nur das ſteht feſt, daß in ſpäterer Zeit die mit Hiſtorie zuſammengeſetzten Worte mehr in Aufnahme kamen und daß man die Muſter der Geſchichtſchreibung vor Augen, mit der Benennung Logographen einen gewiſſen Nebenſinn verband, der auf Mängel in Kritik, Darſtellung und Stil Bezug hatte. Das Wort hatte alſo ein ähnliches Schickſal, wie

*) 5, 6. *Ἡρόδοτος καὶ Ἑκαταῖος οἱ Λογοποιοί.*

unſer Ausdruck Chroniſten: wobei es aber eben ſo unpaſſend wäre, alle Logographen in einen Topf zu werfen, als wenn man etwa Hinkmar von Rheims mit dem Verfaſſer der normänniſchen Chronik über einen Leiſten ſchlagen wollte.

II.

Die Hiſtoriographie bis auf Herodot.

Hekatäus aus Milet, Hegeſanders Sohn, ſtand in vollem Mannesalter zur Zeit des joniſchen Aufſtandes (500 a. C. — Ol. 70): nähere Beſtimmungen ſeines Zeitalters haben nicht gelingen wollen. Seine weiten Reiſen ſind bereits erwähnt worden; doch mag ſein charakteriſtiſches Benehmen bei dem joniſchen Aufſtande ſelbſt hier noch eine Stelle finden. (Her. 5, 36. u. 125.) Anfangs widerrieth er die Empörung aus allen Kräften: als aber ſeine Stimme nicht durchdrang, da zeigte er, wie man nur dann, der ungeheuren Landmacht der Perſer gegenüber, auf Sieg rechnen könne, wenn man Alles daran ſetze, die See zu behaupten. Zu dieſem Zweck rieth er daher jedes Mittel aufzubieten, ſelbſt die Tempelſchätze nicht zu ſchonen. Aber auch dieſe Anſicht ward verworfen. Dennoch entzog er ſeinem Vaterlande ſeine Kräfte nicht: wir finden ihn wieder in Ariſtagoras' engerem Rathe, als die Perſer in Karien und Cypern ſiegreich waren und eine helleniſche Kolonie nach der andern in ihre Hände gerieth. Ganz ſeiner würdig widerſpricht er hier des Ariſtogoras feigem Plane, aus Milet nach Sardinien oder Myrcinus in Thracien zu fliehen und räth nur, auf der benachbarten Inſel Cerus ein Kaſtell zu bauen, um, im Fall Milet genommen würde, hier die ferneren Wechſelfälle des Krieges abzuwarten. Hier haben wir einen Blick in das innerſte Weſen des Mannes,

in dieſem einen Zuge ſehen wir den tiefberechnenden Politiker, der ſelbſt augenblickliche Begeiſterung nicht zu hoch anſchlägt, den warmen Patrioten, den Nichts daran hindern kann, der Sache ſich anzuſchließen, die das Vaterland zur ſeinigen macht, den liberalen Philoſophen, der die heiligen Schätze in alle Welt ſenden will, als Apoſtel des Evangeliums der Freiheit. Selbſt ſeine gelehrten Arbeiten wurden für die gute Sache benutzt. Hekatäus verbeſſerte nämlich die erſte von Anarimander entworfne Weltkarte und da dieſe ein wunderbares Ding heißt, ſo war ſie ſicher die einzige damals vorhandene. Hekatäus' Karte iſt es alſo, auf der Ariſtagoras in Sparta dem Könige Kleomenes das Land zeigte, für das man ſeine Hilfe in Anſpruch nahm. —

Die Urtheile der Alten über ihn beurkunden einſtimmig das hohe Anſehen, in dem der Mann bei der Nachwelt ſtand. Eratoſthenes nennt ihn einen berühmten Mann, und Hermogenes (pag. 376 ed. Sturm.) ſagt, er ſei ſo hoch geſchätzt worden, daß man ſeine Schriften nicht weniger als die des Herodot, Thucydides und Xenophon der Nachahmung für würdig befunden. Solin (Polyhist. c. 40.) zählt ihn ebenfalls unter die berühmteſten Gründer der Hiſtoriographie, die Kleinaſien hervorgebracht, und Polymathie geſteht ihm ſelbſt Heraklit zu (op. Diog. Laert. 9, 1.), der ihm aber freilich nach ſeiner Weiſe, ebenſo wie dem Heſiod und Anderen, Verſtand abſpricht. Ammian (22, 8.) nennt ihn einen ſehr genauen Schriftſteller, freilich in geographiſchen Dingen; ja ſo groß war die Verehrung für ſeinen Namen, daß dieſer eine Art Kollektivname für die Hiſtorie ward, dem man viele Schriften mit Unrecht aufbürdete. —

Was nun die eigentliche Darſtellung bei Hekatäus betrifft, ſo wird ſich zwar Einiges darüber ergeben, wenn wir ſeine Schriften einzeln durchgehen: doch muß man ſich bei der

Dürftigkeit der Fragmente im Ganzen mit Dionys' Urtheil über die hiſtoriſche Kunſt der Logographen im Allgemeinen begnügen. Daſſelbe gilt von den Quellen, die er benutzt. Zwar kann man anführen, daß er nach Klemens (Strom. VI. pag. 752. ed. Potter.) beſonders den Meleſagoras gebraucht oder vielmehr geplündert haben ſoll: doch iſt das eben nur ein Name für uns und überhaupt möchte ich der Stelle kein Gewicht beilegen, da Klemens hier ganz genau über die Benutzung von Hiſtorikern (z. B. Kadmus) ſpricht, von denen ſchon Dionys nichts als den Namen kannte. — Von ſeinem Stil ſagt Demetrius (de elocut. §. 12), er ſei ein Gegenſatz zur periodologen Schreibweiſe: die Sätze ſtänden für ſich und unverbunden, ohne nach einem Geſetz der Nothwendigkeit, wie in der Periode, auf einander zu folgen. Einen merkwürdigen Beleg dazu giebt ein von Longin erhaltenes Fragment. Die Herakliden ſind vor Euryſtheus zu dem trachiniſchen Könige Ceyx entflohen. Euryſtheus droht dieſem mit Krieg, wenn er ſie nicht ausliefere. Dann Hekatäus Worte: »Ceyx, dies für ſchrecklich haltend, befahl den Herakliden ſogleich das Land zu verlaſſen. Denn ich bin nicht im Stande Euch zu helfen; damit Ihr nun nicht ſelbſt untergeht und mich zu Grunde richtet, geht fort zu einem andern Volke!« Andere Urtheile über Hekatäus' Stil ſind bereits erwähnt worden; der Dialekt war der ältere joniſche, der ſich nach Dionys bei den Logographen nicht ſehr vom altattiſchen unterſchied.

Der Verſuch, uns ein deutliches Bild von den Schriften des Mileſiers zu entwerfen, wird nicht nur durch die Dürftigkeit der Fragmente und durch die Schwierigkeit, ſie zu ordnen, ſondern auch durch den Umſtand vereitelt, daß den Namen Hekatäus gar viele geographiſche und hiſtoriſche Schrift-

ſteller führten *). So wird es nicht nur für uns oft zweifelhaft, ob eine unter dieſem Namen angeführte Stelle oder Schrift unſerm Logographen vindicirt werden dürfe, wenn dem Citate nähere Beſtimmungen fehlen: ſondern die Alten ſelbſt ſind ſchon ſehr im Unklaren darüber, welche Bücher den Namen unſeres Mileſiers mit Recht tragen. Will ihm Kallimachus doch ſelbſt eines ſeiner Hauptwerke, die Periegeſis, abſprechen! — So bleibt uns denn, da der Ort zu gelehrten Unterſuchungen hier nicht iſt, Nichts weiter übrig, als uns an ſeine drei unzweifelhaft ächten Hauptwerke zu halten und nach ihren Fragmenten, mit Übergehung der Schriften über Abraham, die Weisheit der Ägypter und ähnlicher, ſo gut es gehen will, einen Schattenriß ſeiner hiſtoriſchen Wirkſamkeit zu zeichnen. Zwar liegt die Periegeſis uns hier eigentlich ferner, als ein geographiſches Werk: doch läßt ſich einestheils Geographie und Hiſtorie nie, am wenigſten bei den Logographen und auch noch bei Herodot, ſo ſcharf von einander trennen, anderntheils iſt es beſonders dies Werk, bei dem wir mit Sicherheit nachweiſen können, daß Herodot ſeinen Vorgänger vielfach benutzt und wie er über ihn geurtheilt hat **). Die ganze Erde, eine runde vom Oceanusfluſſe umfloſſene Scheibe, zerfiel ihm in zwei ungefähr gleiche Theile, die er Aſia und Europa nannte und von denen der erſte wieder durch den dem Oceanus entſtrömenden Nil in Aſia im engeren Sinne und Libyen geſchieden wird. Alle dieſe Länder

*) Creuzer (Hist. Gr. frg. pag. 36) zählt allein fünf, die über Ägypten ſchrieben, wenn auch nicht aller Exiſtenz ganz ſicher iſt.

**) Cf. Her. 2, 21 und 23 — 4, 36. Iſt auch hier Hekatäus' Name nicht genannt, ſo ergiebt ſich doch aus andern Stellen und den bekannten geographiſchen Anſichten der aſiatiſchen Jonier, daß er gemeint iſt.

nun beſchrieb Hekatäus in ſeinem geographiſchen Werke, wie eigne Reiſen und fremde Berichte ſie ihn kennen gelehrt hatten, richtige und glaubhafte Notizen mit Hypotheſen miſchend, die in dem Syſteme der joniſchen Philoſophenſchule ihre Quelle hatten. Die einzelnen Theile des Werkes führten geſonderte Titel, wie: Beſchreibung Aſiens, Ägyptens, des Cherſonneſos u. ſ. w. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe Abſchnitte zuſammen ein Ganzes bildeten, da z. B. die Ägypten betreffenden Fragmente als Stellen bald einer Erdbeſchreibung, bald einer Beſchreibung Ägyptens oder auch Libyens citirt werden.*) Beſonders ausführlich ſcheint er über dies Land geweſen zu ſein, das er ja auch ſelbſt bereiſte. Übrigens beſchränkte er ſich keineswegs auf trockne geographiſche Notizen, ſondern nahm auch auf, was ihm über die Lebensweiſe der Einwohner, über Produkte u. ſ. w. bekannt war. Dieſen Theil ſeines Werkes hat denn auch Herodot am Eifrigſten benutzt: ja nach Porphyrius ſoll er Vieles, ſo die Beſchreibung des Nilpferdes, der Krokodiljagd, wörtlich aus ihm aufgenommen haben. Dies beſtimmte Zeugniß ſcheint Dahlmann entgangen zu ſein; denn ihm gegenüber will die Behauptung, Herodot habe unſern Schriftſteller zwar gekannt, aber nicht mit Zutrauen benutzt, nicht recht Stich halten. Überdies ſtützt ſich dieſe Anſicht beſonders darauf, daß er allerdings gegen des Mileſiers geographiſche Hypotheſen, gegen ſeinen Oceanus, ſeine Nilquellen, ſeine wie auf der Drechſelbank abgehobelte Erdſcheibe, ziemlich derb zu Felde zieht. Aber Mißtrauen gegen das in einem Buche herrſchende Syſtem begründet noch keineswegs Mißtrauen gegen die darin enthaltenen Fakta. Im Gegentheil, die Art, wie

*) Dies Letztere ſpricht auch dafür, daß dieſe Abtheilungen erſt von Späteren herrühren, worauf auch die Analogie hinführt.

Herodot von allen ſeinen Vorgängern nur dieſen namentlich erwähnt, Vieles aus ihm entlehnt, ihn zu widerlegen ſucht, wo er ihm nicht beiſtimmen kann, zeigt deutlich, daß er ihn vor allen Anderen geleſen hatte und hochachtete, ſeinen bedeutenden Einfluß auf die Zeitgenoſſen anerkannte und ihm nur bei dem freien Blick, den er ſelbſt ſich ſtets bewahrte, nicht mit blindem Zutrauen folgte. —

Gehen wir jetzt zu Hekatäus' hiſtoriſchen Schriften über! Der Genealogien werden vier Bücher erwähnt; ſie ſcheinen ſich, nach den erhaltenen Fragmenten zu ſchließen, allerdings nur mit mythiſchen Gegenſtänden und zwar nur mit den Stamm- und Heroenſagen des eigentlichen und kleinaſiatiſchen Griechenlands beſchäftigt zu haben. Doch darf man hiebei nicht unberückſichtigt laſſen, daß die meiſten dieſer Trümmer uns eben durch Kompilatoren erhalten ſind, unter denen Pauſanias und Athenäus noch die beſten: daß dieſe aber hauptſächlich mythiſche und fabelhafte Erzählungen vor dem Untergange bewahrten, darf uns nicht Wunder nehmen. Der Faden, an welchem er die Mythen an einander reihte, ſcheint bald die Perſon eines einzelnen Heros, bald ein ganzer Volksſtamm geweſen zu ſein. So bildeten die auf Herakles bezüglichen Fabeln wahrſcheinlich ein Ganzes, ſo wie andrerſeits die Nationalſagen der Äoler und Ätolier: ja dieſe werden auch unter dem beſondern Titel Äolika erwähnt. Hieraus aber auf eine für ſich beſtehende Schrift zu ſchließen, würde voreilig ſein, wiewohl es allerdings zweifelhaft bleiben mag, ob dieſe Äolika zu den Genealogien gehörten oder einen Abſchnitt der Hiſtorien bildeten. Da jedoch, wie wir bei der Betrachtung dieſer letzteren Schrift ſehen werden, die Vermuthung, daß beide zuſammen Ein von mythiſchen zu mehr hiſtoriſchen Zeiten allmälig fortſchreitendes Werk bildeten, nicht unwahrſcheinlich iſt, ſo könnte man eben in den äoliſchen

und ätoliſchen Begebenheiten den Theil entdecken, der aus dem Reiche der Fabeln hinüberführte. Denn die hier aufgenommenen Begebenheiten gehören bereits mehr der wirklichen Geſchichte an, wie die Eroberung von Elis durch die Egeer; ja vielleicht war in dieſem Abſchnitte auch ſchon von der Koloniſation Kleinaſiens die Rede. — In der Art, wie Hekatäus die Mythen behandelt, zeigt ſich übrigens wiederum der philoſophirende Kopf. So verwandelt ſich der Cerberus in den Abenteuern des Herakles bei ihm in eine furchtbare, auf dem Vorgebirge Tänarum hauſende Schlange. Allerdings ſteht eine ſolche pragmatiſirende Mythenerklärung mit Recht in üblem Rufe, allerdings liefen neben dieſen Verſuchen zur Kritik Geſchichten her, wie die vom ſprechenden Widder des Phrixus: aber man bedenke doch nur die gewaltigen Schwierigkeiten, die ſich hier dem Hiſtoriker nicht nur in der Kindheit der Kritik, ſondern ſicherlich auch in der Religion entgegenſtellten. Daß aber in religiöſer Hinſicht Mythendeutung dem Rationalismus vorhergehen muß, daß ſie ſeine nothwendige Vorſtufe iſt, das zeigt ja auch die Geſchichte des Chriſtenthums. Findet doch auch noch Pauſanias dieſe Erklärung der Mythe ganz paſſend. — Auch ſonſt wich Hekatäus vielfach von der gewöhnlichen Erzählung der griechiſchen Sagen ab, ſuchte ſie auch wohl dadurch weniger fabelhaft zu machen, daß er ihren Schauplatz in bekanntere Gegenden verlegte. So wohnte nach ihm Geryones nicht in Iberien, ſondern in Ambracien, und noch weniger wollte er von der erythäiſchen Inſel jenſeits der Säulen des Herakles wiſſen. Daß die etymologiſchen Erklärungen, die er mitunter verſucht, nicht zum beſten ausgefallen, das wird ihm ſicher Niemand zum Vorwurf machen, der an Varro's und Cicero's unglückliche Unternehmungen auf dieſem Gebiete denkt. Mit großer Vorliebe ſcheint er endlich die Mythen über die Ama-

zonen behandelt zu haben und hier, wie auch ſonſt, iſt, wie ſchon Creuzer bemerkt hat, ſeine Benutzung durch Herodot und die Atthidenſchreiber faſt unzweifelhaft. —

Es bleiben uns noch die Hiſtorien übrig. Aber gerade hier laſſen uns leider die Fragmente faſt gänzlich im Stich. Dürfen wir aus den wenigen erhaltenen Trümmern einen Schluß ziehen, ſo ſcheint es, daß dieſe Schrift ſich bereits mit ſicherern Zeiträumen beſchäftigte, ohne doch bis zur gleichzeitigen Geſchichte hinabzureichen: und ſo wird es wahrſcheinlich, daß ſie eine Fortſetzung der Genealogieen war. Hekatäus hatte es hier mit der griechiſchen Völkerwanderung zu thun: alle Fragmente haben die Pelasger, ihre Wanderungen und Theſſalien, den Herd jener großen Revolution, zum Gegenſtande. Von einer Berührung der Zeitgeſchichte oder gar der Verhältniſſe nichthelleniſcher Länder findet ſich auch nicht die fernſte Spur: den Fortſchritt zur Behandlung der Gegenwart ſollte die Hiſtoriographie erſt durch ſeine Nachfolger machen; aber möglich bleibt es immer, daß ihn nur das Mitwirken an der Geſchichte ſelbſt von der Fortſetzung ſeiner Arbeiten abhielt. Übrigens erzählte er dieſe Wanderungen und das Auftreten neuer Völkerſtämme in der gewöhnlichen Weiſe, die Benennungen der Nationen und Länder von denen erdichteter Heroen ableitend: ſo die Pelasger von einem Könige gleichen Namens. Aber auch dieſen Fehler theilt ja nicht nur ſeine Zeit, ſondern faſt das ganze Alterthum mit ihm; und wenn Strabo ihn bitter tadelt, weil er Eleer und Epeer für verſchiedene Volksſtämme hält, ſo iſt der hiſtoriſche Boden hier doch wahrlich noch zu unſicher, um auch nur mit Beſtimmtheit entſcheiden zu können, auf weſſen Seite das Recht iſt. — Daß übrigens Herodot auch dieſe Schrift kannte und nutzte, wiſſen wir aus ſeinem eignen Zeugniſſe (6, 137 *ἐν τοῖσι λόγοισι*).

Ein jüngerer Zeitgenoſſe des Hekatäus war Charon von Lampſakus; mit Beſtimmtheit wiſſen wir nur, daß ſein Mannesalter in die Zeit des Krieges zwiſchen Xerxes und den Griechen fällt, alſo um 480 a. C. (Ol. 75): er blühte folglich etwa zwanzig Jahre ſpäter als der Mileſier. Noch ſpäter aber muß er einen Theil ſeiner Werke verfaßt haben; denn die Schrift, in der er des Themiſtokles Flucht zu Artaxerxes berichtete, kann natürlich nicht viel vor 460 vollendet ſein. An Berühmtheit ſcheint er ſeinen Vorgänger bei Weitem nicht erreicht zu haben: wir finden ſeinen Namen viel ſeltener, als den des Hekatäus erwähnt und ſeine Werke viel weniger von Späteren benutzt. Zwar rechnet ihn Strabo zu den berühmteſten Männern ſeiner Vaterſtadt — doch will das wohl nicht viel ſagen: und noch weniger kann der Verfaſſer des erbärmlichen Libells über Herodot's Bosheit unſer Urtheil zu Gunſten des Lampſakeners beſtechen. Denn wenn er dem ausführlichen Berichte des Erſteren, wie die Chier den zu ihnen entflohenen Rebellen Paktyas dem Cyrus auslieferten, die dürren Worte des Letzteren, der König habe ſich deſſelben nach ſeiner Flucht auf die Inſel bemächtigt, vorzieht: ſo zeigt ſchon ganz einfach der Umſtand, daß Perſien damals noch ohne Flotte war, die größere Treue der Herodoteiſchen Erzählung. Auch werden Herodot's Nachrichten über die Niederlage der verbündeten Griechen deshalb nicht verworfen, weil Charon ſie nach der Eroberung von Sardes ganz ungehindert ſich auf Milet zurückziehen läßt. Dankbar aber müſſen wir dem Pſeudoplutarch für ſeine Nachrichten dennoch ſein: ſie zeigen uns, daß mit dem Grundſatze »leben und leben laſſen,« damals ſchon eben ſo viel, als heute, bei der Geſchichtſchreibung zu verdienen war. Hiezu geſellte ſich nun Leichtgläubigkeit bei unſerm Logographen: das zeigt beſonders die wunderbare Geſchichte von der Sitte der Kardianer, ihren Pferden zur

Beluſtigung bei Gaſtmählern Unterricht im Tanze zu ertheilen, und wie ſie nun einſt von ihren Feinden beſiegt wurden, indem dieſe mitten in der Schlacht die ihnen verrathenen Melodieen aufſpielten und dadurch die Tanzluſt der Vierfüßler in einem ſolchen Grade erregten, daß die ganze Reiterei der Kardianer unbrauchbar wurde. Auch von Aberglauben war er nicht frei: ſo hielt er es in ſeiner perſiſchen Geſchichte trotz ihrer Kürze der Mühe werth aufzuzeichnen, daß ſich bei des Mardonius Expedition gegen Griechenland zum erſten Male weiße Tauben in Europa gezeigt hätten: ein Vogel, der bei den Perſern für unheilbringend galt. — Sein Stil ſcheint, ſo weit man ihn beurtheilen kann, zwar chroniſtenmäßig, doch ſchon mehr nach den Geſetzen des Periodenbaues geordnet geweſen zu ſein, als der des Hekatäus. —

Dennoch machte die Hiſtoriographie unter Charon's Händen bedeutende Fortſchritte. Zuerſt nämlich riß er ſich von den alten Mythen los und wandte ſich der Zeitgeſchichte zu, in welcher Beziehung ſeine zwei Bücher perſiſcher Geſchichte am wichtigſten für uns ſind. Bedingt wurde dieſer Vorzug Charon's vor Hekatäus durch das verſchiedne Zeitalter und die entgegengeſetzte Lage der Vaterſtädte beider Hiſtoriker. Hekatäus kann den Krieg des Xerxes nur als betagter Mann erlebt haben. — Charon ſtand in ſeinen beſten Jahren, als die Schlachten bei Platää und Mykale in den mit dem joniſchen Aufſtande beginnenden Bewegungen einen Ruhepunkt herbeiführten. Milet war während Hekatäus' Blüthezeit der Focus der ganzen Revolution, er ſelbſt eine mithandelnde Hauptperſon. — Lampſakus nahm zwar auch an dem Kampfe Theil, wurde aber noch vor der Schlacht bei Lade wieder unterworfen; es gewährte alſo dem Schriftſteller den doppelten Vortheil eines ruhigen und dem Schauplatze der Begebenheiten nicht zu fernen Aufenthaltes. So ſtand Hekatäus zu

ſehr mitten im Getriebe, um ſich zur Anſchauung deſſelben erheben zu können, während Charon durch die äußeren Verhältniſſe auf die Zeitgeſchichte hingewieſen wurde. Die Perſika enthielten nun die Geſchichte des perſiſchen Reiches von ſeiner Gründung bis auf die Zeiten Artaxerxes I. Denn die Fragmente ſprechen über Cyrus' Geburt, Begebenheiten aus ſeiner Regierung, den joniſchen Aufſtand, Mardonius' Expedition und Themiſtokles' Flucht zu Artaxerxes.*) Sie umfaßten alſo in zwei, der Analogie gemäß ſicher nicht großen Büchern, einen Zeitraum von hundert thatenreichen Jahren (560—460 a. C. Ol. 55—80): und verſteht es ſich ſomit von ſelbſt, daß der Darſtellung kein Fleiß gewidmet ſein konnte, ſondern das Ganze nur eine chronikenartige Färbung hatte, was auch die Bruchſtücke beſtätigen. —

Ferner lernte die Geſchichtſchreibung unter Charon's Hand ſich beſchränken: er ſchrieb nicht mehr, wie Hekatäus, »Geſchichten.« Dies zeigen am deutlichſten die ſechs Bücher, die er über ſeine Vaterſtadt ſchrieb, davon zwei »von Lampſakus,« die vier andern »vom Gebiet der Lampſekaner« betitelt waren. Und ſeine Heimath war es werth, ihren Hiſtoriker zu finden. Dies iſt mit einer der Vortheile, die ſich aus der Regſamkeit des griechiſchen Geiſtes, aus der Selbſtändigkeit ergaben, mit der er ſich auch in den kleinſten Staaten den Umſtänden gemäß ausprägte, daß der Logograph, der es unternahm, die Ge-

*) Das letzte Fragment könnte man freilich auch den Hellenicis beizählen, die Charon geſchrieben haben ſoll: da ſich gegen deren Exiſtenz aber vielfache Zweifel erheben laſſen, ja man nicht einmal begreift, wie dieſelben, wenn ſie ſich mit Themiſtokles' Zeit beſchäftigten, etwas Anderes als Wiederholung aus den Perſicis ſein konnten, da doch in dieſen der Zug des Mardonius erzählt wurde, ſo darf man das Fragment ohne Bedenken der perſiſchen Geſchichte vindiciren.

ſchichte eines ſolchen Duodezſtaates zu ſchreiben, ein ganz anderes Material vorfand, als der Chroniſt des Mittelalters, der ſich mit der Hiſtorie ſeiner beſchränkten Heimath beſchäftigte. Nur die Hiſtoriker Italiens wurden durch ähnliche Vortheile begünſtigt. — Lampſakus war um 650 (Ol. 32) von Milet aus gegründet, ſpäter aber aufs Neue durch Phocäer koloniſirt worden. Schnell hatte ſich die neue Stadt zu einem bedeutenden Glanze emporgeſchwungen: in glücklichen Kriegen gegen die benachbarten Parianer hatten ſie ihre Grenzen bis nach Hermäum und Abydos ausgedehnt; die Städtchen Perkote, Mermeſſus, Gergithes, Kolonä mit ihren weinreichen Gebieten waren ihr unterthänig, ja zu Kröſus' Zeit begann ſie ſelbſt die griechiſchen Koloniſten zu befehden, die unter Miltiades nach dem thraciſchen Cherſonnes gegangen waren. Dieſer Krieg ward nun lange mit Glück von den Lampſakenern fortgeſetzt: denn Miltiades gerieth in ihre Gefangenſchaft, aus der ihn nur des Kröſus Intervention befreiete, und ſein Nachfolger Steſagoras fiel im Kampfe. Mußte Lampſakus nun auch die lydiſche Oberhoheit anerkennen, ſo behielt es doch eine bedeutende Selbſtändigkeit: das zeigt die Geſchichte dieſer Kriege und die Art, wie Kröſus die Freilaſſung des Miltiades auswirkte. Nachher kam es unter das Scepter der perſiſchen Könige, nahm auch an dem joniſchen Aufſtande vergeblichen Antheil und ward endlich um 462. (Ol. 79) von Artaxerxes dem Themiſtokles nebſt andern Städten zu ſeinem Aufenthalte angewieſen. (cf. Herod. 5, 117; 6, 33, 37, 38.) — Dieſe Geſchichten nun waren der Inhalt von Charons angeführten beiden Werken, von denen die Schrift über Lampſakus' Gebiet eine Fortſetzung der andern geweſen zu ſein ſcheint. Die letztere hob mit den Sagen über die Gründung der Stadt an und enthielt ferner ihre Geſchichte in den erſten Jahren, Notizen über die frü-

heren Bewohner dieſer Gegend und beſonders die Einwanderung der Phocäer. Die anderen vier Bücher beſchäftigten ſich dann mit den Kriegen der Lampſakener und der allmäligen Vermehrung ihres Stadtgebietes. Übrigens führt ſchon die Zahl der Bücher darauf hin, daß der Logograph hier bei Weitem ausführlicher war, als in ſeiner perſiſchen Geſchichte, und ſo ſcheint auch der Stil fließender geweſen zu ſein.

Auch für Verbeſſerung der Chronologie (und dies iſt ein dritter Fortſchritt) war Charon thätig: er ſchrieb ein rein chronologiſches Werk über die Herrſcher in Lacedämon, dem er den Titel »Prytanen« gab. Zwar ſollen ſchon vor ihm zwei Rheginer, Theagenes unter Kambyſes und Higgys unter Darius I. und Xerxes I., Zeittafeln über die argiviſchen und ſicyoniſchen Prieſterinnen zuſammengeſtellt haben. Indeß ſind Charons Bemühungen die erſten in dieſer Hinſicht, über die wir ſichere Nachricht haben. Auch ſcheint ſeine Autorität in ſolchen Dingen keine verächtliche geweſen zu ſein: wenigſtens ſpricht es für ihn, daß er in dem vielbeſtrittenen Punkte, ob Themiſtokles zu Artaxerxes oder noch zu Xerxes geflohen ſei, derſelben Anſicht war, die ſpäter auch Thucydides für die ſeinige erklärte.

Faſſen wir nun noch ſein Verhältniß zu Herodot ins Auge! Wenn Dahlmann meint, Charon habe überhaupt erſt zu der Zeit geſchrieben, da Herodot auf Reiſen oder gar ſchon in Thurion war, ſo ſchließt er offenbar aus der ſpäteren Abfaſſung der Perſika viel zu viel: und da ſelbſt dieſe um 460 verfaßt ſind, ſo konnte der Vater der Geſchichte ſie recht wohl kennen lernen, bevor er 444 (Ol. 83) ſich nach Italien überſiedelte, und dort benutzen. Dennoch ſcheint er dies nicht gethan zu haben: ſonſt würde er die widerſprechenden Nachrichten des Lampſakeners doch wenigſtens bei Gelegenheit des joniſchen Aufſtandes erwähnen. Sicher hatte er

auch die Schriften über Lampſakus bei der Ausarbeitung ſeines Werkes nicht zur Hand (cf. Her. 6, 37). Als nämlich Kröſus von dieſer Stadt die Losgabe des Miltiades verlangte, fügte er die Drohung hinzu, er wolle ſie ſonſt wie eine Fichte ausrotten. Hätte Herodot nun aus Charon gewußt, daß Lampſakus früher Fichtenſtadt (Pityoeſſa) hieß, ſo würde er das einfache Wortſpiel nicht dadurch erklären, daß die Fichte allein, einmal abgehauen, nie mehr aus denſelben Wurzeln emporwachſe.

Wie Charon, ſo wandte auch der Lydier Xanthus ſeinen Fleiß der vaterländiſchen Geſchichte zu. Er ward in den Jahren geboren, als die Jonier Sardes eroberten (499 — Ol. 70, 2), lebte folglich ziemlich gleichzeitig mit Charon. Auch vollendete er ſein Hauptwerk, die Lydiaka, auf keinen Fall früher, als jener ſeine perſiſche Geſchichte: denn auch in ſeinen Fragmenten finden wir eine Notiz über eine Begebenheit aus Artaxerxes' I. Regierung. Wenn wir die Urtheile bedeutender Alten über ihn hören, ſo müſſen wir um ſo mehr bedauern, daß uns gerade bei ihm die Fragmente noch mehr, als bei ſeinen Vorgängern im Stiche laſſen. Da ihn jedoch Solin (Polyhist. 40) mit Hekatäus, Herodot und Anderen zu den erſten Geſchichtſchreibern Kleinaſiens zählt, da ferner Dionys ihn (A. R. 1, 28. pag. 73) der alten Geſchichte ſo kundig, wie nur irgend Jemand, und einen Begründer der vaterländiſchen Hiſtorie nennt, der Niemandem nachſtehe: ſo müſſen wir doch wenigſtens zuſehen, in wie weit die uns erhaltenen Bruchſtücke ſolche Urtheile zu rechtfertigen ſcheinen. In Betreff des Stiles nun können wir ihm, ſo weit unſre Kenntniſſe reichen, keinen höheren Platz anweiſen, als ſeinen Vorgängern, und noch weniger vermögen wir ihn in Bezug auf Kritik über dieſe zu ſtellen. Im Gegentheil, das Märchen von dem Freßkönige Kambles, der eines ſchönen Mor-

gens vergeblich ſeine neben ihm ſchlafende Gemahlin ſucht, bis er an den Reſten der gehaltenen Mahlzeit entdeckt, daß er ſie im Schlummer verſpeiſt hat, überbietet Alles, was uns bei Hekatäus und Charon von gedankenloſer Leichtfertigkeit aufgeſtoßen iſt.

Doch das ſind Äußerlichkeiten und Einzelheiten, von denen man bei den Logographen nie berechtigt iſt, auf den Werth des Ganzen zu ſchließen. Ungleich auffallender iſt es dagegen, daß Xanthus ſich nicht ebenfalls der Zeitgeſchichte zugewendet. Er konnte als Knabe Sardes in Trümmern liegen, konnte die Satrapen des großen Königs ſein Vaterland nach allen Seiten durchziehen ſehen, um den Aufſtand in Karien und Jonien zu beenden; er war früh genug geboren, um von Milets Fall, von Hiſtiäus' letztem Verzweiflungskampf an den Grenzen Lydiens einen bleibenden Eindruck zu empfangen. Als Jüngling konnte er den Anblick haben, wie Xerxes' Schaaren bei Sardes ſich ſammelten: die Nachricht von dem Tage bei Salamis mußte auch ſein Ohr erreichen und aufs Neue konnte er den flüchtigen König in Lydiens Hauptſtadt, konnte nach der Schlacht bei Mykale ſeinen eiligen Rückzug auf Suſa mit anſehen. Und dies Alles führte ihn nicht zu dem Stoffe, der des damaligen Hiſtorikers am Würdigſten war! In gänzlichem Mangel an hiſtoriſchem Sinne können wir, bei einiger Rückſicht auf Dionys' Urtheil, den Grund dieſer Erſcheinung nicht ſuchen. Auch iſt es nicht nöthig: die Lage Lydiens erklärt Alles. Nur in einem wenigſtens theilweiſe freien Staate, ſicher nur in einem für Gefühle der Freiheit empfänglichen Herzen mag die wahre Hiſtorie, beſonders die gleichzeitige, ihren Sitz aufſchlagen. Die Lydier aber waren ſeit dem Fall ihres Reiches (545: Ol. 58, 4) zur Verhinderung von Aufſtänden ſyſtematiſch entſittlicht worden. Und ſie waren gelehrig geweſen, die Pä-

dagogik des letzten halben Jahrhunderts hatte ihre Früchte getragen: das zeigt ſchon allein die beſtialiſche Behandlung (Her. 7, 38 sqq.), die Xerxes einem ihrer Vornehmſten bei ſeinem Zuge durch Sardes widerfahren ließ. Was Wunder, daß in der Bruſt eines Lydiers die in Jonien erwachenden Freiheitsideen keinen Anklang fanden? daß er, ſeit lange ohne Theilnahme an der Weltgeſchichte, deren wechſelvolle Schickungen ihm, dem elenden Sklaven, nur ſtatt eines Despoten einen andern geben konnten, ihre größten Ereigniſſe mit ſtumpfem Sinne an ſich vorüberziehen ſah?!

Aber auch hievon abgeſehen, mußte Xanthus ſelbſt da, wo er mit Charon Einen Weg ging, dieſem gegenüber von vorn herein in eine nachtheilige Stellung gerathen. Seine lydiſche Geſchichte konnte in vieler Beziehung nicht denſelben Werth erlangen, wie ſeines Zeitgenoſſen lampſakeniſche. Die Blüthezeit von Charons Vaterſtadt fällt in Kröſus' Regierungszeit, eine Periode, deren Geſchichte bereits möglichſt ſicher iſt. Gerade bei dieſem Scheidepunkte aber zwiſchen Mythos und Geſchichte endet Lydiens politiſche Bedeutung; ſeine Glanzperiode gehört der Sagenzeit an. So ward der Logograph, der ſein Vaterland zum Gegenſtande ſeiner Studien machte, einerſeits in mythiſche Zeiträume gleichſam zurückgedrängt, andererſeits aber entſtand auf dieſe Weiſe eine eigne Art von gelehrter kompilatoriſcher Geſchichte, deren Begründer Xanthus iſt und die beſonders die Atthidenſchreiber fortſetzten. Bloße Sagengeſchichte genügte nämlich ſeit Charons Vorgange nicht mehr für ein hiſtoriſches Werk: daher ſollten ethnographiſche, geographiſche und ſelbſt geologiſche Unterſuchungen den Mangel einer politiſchen Geſchichte in den Lydiaka erſetzen. Daher war unſerm Logographen Alles willkommen, was zu gelehrten Erörterungen Veranlaſſung gab: wie die Atthiden Alles enthalten ſollten, was ſich in

Attika in hiſtoriſcher oder antiquariſcher Beziehung Merkwürdiges vorfand, ſo waren die Lydiaka für jeden Mythos, jedes geſchichtliche oder archäologiſche Factum geöffnet, das mit Xanthus' Vaterlande in Verbindung ſtand. Wenn er es nun auch ſchwerlich verſtand, ſo verſchiedenartige Materialien zu einem künſtleriſchen Ganzen zu verbinden, ſo erklärt ſich jetzt doch jedenfalls, welch Wohlgefallen ein Dionys an unſerm Hiſtoriker finden mußte; es wird uns jetzt deutlich, wie eine gewiſſe Haltungsloſigkeit in dem Werke unvermeidlich, wie ſeine einzelnen Partieen von ganz verſchiedenem Werth ſein mußten. So, ohne daß wir Dionys' Urtheil zu nahe treten oder uns durch daſſelbe befangen laſſen, bleibt Xanthus für uns eine intereſſante Perſönlichkeit, die, durch ihre Lage beſtimmt, die Hiſtoriographie auf eine neue, mehr gelehrte und ſpäter vielfach kultivirte Seitenbahn führte.

Übrigens deutet nicht nur die im Verhältniß zum Gegenſtand bedeutende Zahl von vier Büchern, ſondern auch die Epitome, welche ſpäter ein ſonſt unbekannter Menippus aus dem Werke verfaßte (Diog. Laërt. VI. §. 101), auf eine ziemliche Ausführlichkeit der Lydiaka hin. Daſſelbe thun die Fragmente hiſtoriſchen und mythiſchen Inhalts. Xanthus führte die Reihe der Könige von den erſten Urſprüngen lydiſcher Herrſchaft bis auf Krösus herab und erzählte beſonders ihre Kriege mit den helleniſchen Kolonieen. Vieles, Fabeleien wie Hiſtoriſches und Antiquariſches, brachte er auch über die einzelnen Städte Lydiens und der benachbarten Landſchaften bei. — Ein bedeutender Theil ſeines Werkes war aber geographiſchen und geologiſchen Unterſuchungen, beſonders über die wunderbar geſtaltete Erdoberfläche Lydiens, gewidmet. Und in der That mußte namentlich die Landſchaft Katakekaumene zu derartigen Erörterungen einladen. Daß Eratoſthenes (ap. Strab. 1, 85) und Strabo dieſen Theil der Ly-

diaka benutzten, und die Beobachtungen, die Xanthus ſelbſt anſtellte, ſprechen für ſeine Genauigkeit in derartigen Dingen; freilich brachte er aber auch hier Localſagen mit ſeinen mühvollen Forſchungen in Verbindung. — Von größtem Werthe ſodann ſcheinen in ſeinem Werke die Unterſuchungen über Verwandtſchaft der Volksſtämme geweſen zu ſein, die er beſonders auf philologiſche Unterſuchungen gründete und auf die ſich namentlich Dionys mit vollem Vertrauen beruft. So erklärte er die Phrygier für eine thraciſche Nation, eine Meinung, die, wie wir aus Herodot (7, 73) wiſſen, durch macedoniſche Sagen beſtätigt wurde: wobei er ſich jedoch gleichzeitig als entſchiedener Gegner derjenigen zeigte, welche den Faden des Zuſammenhanges zwiſchen den einzelnen Völkern gar zu weit ausſpannen; namentlich von der lydiſchen Abkunft der Tyrrhener wollte er Nichts wiſſen.

Schwierig iſt es, Xanthus' Verhältniß zu Herodot zu beurtheilen. Ephorus zwar ſagt, der Lydier habe dem Vater der Geſchichte zur Aufmunterung gedient *); doch können wir uns bei der Unklarheit ſeines Ausdruckes der eigenen Unterſuchung nicht überhoben glauben. Und dabei wird es denn mehr als zweifelhaft, ob Herodot die Lydiaka gebraucht habe. Denn nicht nur erwähnt er ihrer mit keinem Worte, als er, im Widerſpruche mit Xanthus, die Lydier zu Stammvätern der Tyrrhener macht, ſondern er ſagt auch geradezu, das lydiſche Land biete faſt nichts der Beſchreibung Werthes dar (I, 93), während doch einer der beſſeren Theile von Xanthus' Werke ſich mit der wunderbaren Beſchaffenheit des dortigen Erdbodens beſchäftigte. Creuzer ſteht freilich gerade hierin einen Stich auf den Lydier und ſomit einen indirecten Beweis für die Benutzung ſeines Buches durch Herodot. Daß

*) ap. Athen. XII, 11. καὶ Ἡροδότῳ τὰς ἀφορμὰς δεδωκώς.

dies denkbar ist, wird Niemand läugnen, noch weniger aber, daß die Kritik zu einem Taschenspielerkunststücke wird, wenn sie solche Schlüsse sich erlauben darf. Und wenn Larcher (Vie d'Hérodote, I, pag. 69) gar sagt, zur Zeit, als Herodot schrieb, hätten die Werke des Hekatäus, Charon, Xanthus und Hellanikus des höchsten Rufes genossen und diese angenehmen und interessanten Schriften seien ohne Zweifel von ihm verschlungen worden: so ist das leichtfertige Phrasenmacherei, wie sie in ernsten, wissenschaftlichen Dingen eben nur einem Franzosen möglich ist.

Das Vorbild, welches Xanthus in seinen Lydiaka aufgestellt, sollte nicht lange ohne Nachahmung bleiben: sein Wirken ward auf lange Zeit hin verderblich für die Entwicklung der griechischen Historiographie. Er hatte die Geschichtschreibung von der Gegenwart abgelenkt und wieder eine sagenhafte Vergangenheit zu ihrem Gegenstande gemacht: durch ihn kam sie aus den Händen von Staatsmännern und Reisenden in die von Gelehrten. Was aber das Schlimmste war: an seinem Beispiele konnte man lernen, die alten Fabeln mit einem täuschenden Scheine von Gelehrsamkeit zu umhüllen und so für Geschichte auszugeben. An ihn schlossen sich also alle diejenigen an, die gerne mühelos Historie treiben und doch auch nicht beschuldigt werden mochten, daß sie nur die alten, jetzt schon für die Geschichte nicht mehr passenden Mythen kritiklos und in alter Weise aufs Neue zum Besten gäben. So haben wir denn in den drei bis jetzt genannten Männern Repräsentanten derjenigen Richtungen der Historiographie, die sich bis auf Herodot ausbildeten. Wenn Hekatäus, darin dem Vater der Geschichte am Ähnlichsten, jene älteste, so zu sagen geographische Geschichtschreibung darstellt, welche von den Sagen nicht viel hält und sie einer ungeschickten Kritik unterwirft, während eine selbst erworbene Länder-

und Völkerkenntniß den Mangel der Geſchichte erſetzen ſoll: ſo iſt Charon der Grundtypus der trocknen, chronikenartigen Erzählung gleichzeitiger Ereigniſſe, indeſſen Xanthus das Muſter für eine gelehrte myſtiſch-archäologiſche Hiſtorie hergiebt. Die Art, wie die eigentlichen Atthidenſchreiber die Geſchichte behandelten, vereinigt nun dasjenige mit einander, was wir als das Charakteriſtiſche des Charon und Xanthus angegeben haben, gehört aber in ihrer vollſtändigen Ausbildung durchaus ſchon einer folgenden Periode an.

Dennoch müſſen wir, ehe wir zu Herodot übergehen können, noch einiger theils etwas älterer, theils ihm gleichzeitiger, auch wohl ein wenig jüngerer Hiſtoriker erwähnen, die, wenn ſie auch keine neuen Wege in der Hiſtoriographie einſchlugen, doch die vorhandenen feſter begründeten, und überhaupt zu bedeutend ſind, um in einer Entwicklung der Geſchichtſchreibung ganz unberückſichtigt zu bleiben. Damaſtes *) ſtammte aus Sigeum in der trojaniſchen Landſchaft. Er war ein jüngerer Zeitgenoſſe und angeblich ein Schüler des Hellanikus, wird alſo ungefähr um 460 (Ol. 80) geſchrieben haben. Denn jedenfalls muß ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn früher fallen, als ein Theil der Werke ſeines Lehrers, da dieſer ſeine Arbeiten nach einem nicht unwahrſcheinlichen Zeugniſſe benutzte. Er blieb der Richtung der alten Logographen getreu und iſt auch einzig von dieſem Geſichtspunkte aus für uns intereſſant, wie er denn auch den Hekatäus auf eine nicht gerade ehrenhafte Weiſe benutzt haben ſoll. Als beſtimmt von ihm herrührend, werden uns zwei Schriften genannt, die eine ein Völker- und Städtekatalog, die andere über die Begebenheiten in Hellas. Auch in ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten waltete

*) Vgl. über ihn Ukert, die Geographie des Hekatäus und Damaſtes, und Sturz, Hellenici frgm. pag. 13 sqq.

alſo das geographiſche Element noch überwiegend vor und die Fragmente zeigen auch nicht die geringſte Spur, daß er ſich in dem letzteren Buche der Zeitgeſchichte zugewandt habe: ſo daß die Parallele zwiſchen ſeinen und Hekatäus' Arbeiten nicht ferne liegt. Er gehörte auch zu denen, die Homer und Heſiod zu Vettern machten und beider Geſchlecht dann ohne Lücke bis auf Orpheus zurückzuführen wußten. Ähnliche Sagen über berühmte Männer mögen wohl der Hauptbeſtandtheil ſeines Werkes über Hellas geweſen ſein; wenigſtens will von wirklich hiſtoriſchen Begebenheiten nichts bei ihm verlauten, und auch ſeine geographiſchen Kenntniſſe werden von Strabo heftig angegriffen. Merkwürdig iſt er übrigens noch für uns als derjenige, von dem wir zuerſt *) wiſſen, daß er Italien in den Kreis ſeiner Arbeiten zog und Roms Urſprung von Troja und Griechenland herzuleiten verſuchte. Nach ihm war Aeneas in Begleitung des Odyſſeus aus dem Lande der Moloſſer nach Italien gekommen; dort hatten ſie auf den Rath der kühnen Trojanerin Rhome ihre Schiffe verbrannt und eine Stadt gegründet, die ſie ihr zu Ehren Rom benannten.

Ganz anders war es mit Dionys von Milet beſtellt, deſſen Zeit ſich übrigens auch nicht genauer beſtimmen läßt. Nur ſo viel ſteht feſt, daß er zu den älteren Hiſtorikern gehörte, alſo, den Titeln ſeiner Werke zufolge, unter Xerxes I. und im Anfange von Artaxerxes' I. Regierung geſchrieben haben muß: folglich ziemlich gleichzeitig mit Damaſtes, um 460 (Ol. 80). Seine hiſtoriſche Wirkſamkeit zerfällt, nach den Titeln der Werke, in zwei ſtreng von einander geſonderte Theile, da ſie ſich in dem »hiſtoriſchen Cyclus« den Mythen,

*) Wenigſtens, wenn man zugiebt, daß Hellanikus ihn benutzte. Dahlmann nennt ſonſt dieſen als den erſten.

in den Schriften über Perſien dagegen der Zeitgeſchichte zuwandte. Die Beſtandtheile mithin, welche die Atthidenſchreiber ſpäter in Einem Buche vereinten, waren bei ihm noch in verſchiedenen getrennt bearbeitet. Die beiden, »Perſika« und »die Ereigniſſe nach Darius« betitelten Werke waren jedenfalls in derſelben Weiſe abgefaßt, wie Charons perſiſche Chronik und enthielten, vielleicht nur Theile Einer Arbeit, das erſte beſonders die Begebenheiten unter Darius, das letzte den großen perſiſchen Krieg. Die »Troika« dagegen mögen leicht nur ein Abſchnitt des hiſtoriſchen Cyclus geweſen ſein. Wenn übrigens Dahlmann daraus, daß Dionys von Halikarnaß unſern Schriftſteller gar nicht einmal in ſeinem Verzeichniſſe der Logographen nennt, und Diodor ihn ebenfalls nur für ſeine erſten, der mythiſchen Zeit angehörigen Bücher benutzt, den Schluß zieht, daß überhaupt ſein bedeutendſtes Verdienſt dem Gebiete der Mythik zuzuweiſen und von ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten nicht zu viel Aufhebens zu machen iſt: ſo kann man ihm darin wohl beiſtimmen. Wie dem aber auch ſei, für uns iſt jedenfalls der hiſtoriſche Cyclus ſein wichtigſtes Werk wegen der Richtung, die er darin einſchlug. Hier erzählte er nämlich in fünf Büchern die geſammte griechiſche Sagengeſchichte. Wenn nun aber Dahlmann auch darin Recht hat, daß von eigentlicher Geſchichte bei unſerm Mileſier nicht viel die Rede iſt, ſo verſucht er doch umſonſt, die Behauptung Creuzers fortzuläugnen, daß in dieſem Mythencyclus eine wenigſtens formale Einheit geherrſcht habe. Schon der Titel des Buches beweiſt, daß die Mythen hier als Hiſtorie, als glaubwürdige Geſchichte behandelt werden ſollten. Sie durften alſo nicht mehr, wie früher ſichtlich geſchehen, als einzelne, für ſich beſtehende wunderbare Ereigniſſe hingeſtellt werden, von denen man einige bezweifelte, andere treuherzig glaubte: er mußte ſie in ein,

wenn auch noch ſo rohes, ſo doch zuſammenhängendes Ganze zu fügen ſuchen. Und daß er dies wirklich bezweckte, beweiſen nicht nur die Zeugniſſe der Alten, ſondern auch die Art, wie Diodor ihn benutzte. Ob nun die bloße Darſtellungskunſt durch ſein Beſtreben gewonnen, können wir bei dem Mangel an hinlänglichen Fragmenten nicht beurtheilen: wie aber ein ſolches Streben den Sinn für Kritik zurückdrängen mußte, das liegt auf der Hand; jedenfalls war der Schade, den der hiſtoriſche Sinn dadurch erlitt, größer, als der Nutzen, den die hiſtoriſche Form daraus ziehen konnte. Denn dieſe erkünſtelte, damals ſicher nicht mehr aus Gläubigkeit, ſondern aus Indolenz hervorgehende Abſicht, in den alten Fabeln nur Wahrheiten zu ſehen und ſich in ihrer Bearbeitung ohne Mühe einen gelehrten Anſtrich zu geben — dieſes durch Xanthus begründete, durch Dionys fortgeſetzte Treiben wirkte auf lange Zeit hin wie ein ſchleichendes Gift. Es führte zu dem falſchen Pragmatismus der Atthidenſchreiber, die gleich Don Quixote mit Windmühlenflügeln zu kämpfen liebten und ſich viel wußten, wenn ſie die mythiſchen Zeiträume genau im Zuſammenhange nach Urſache und Wirkung erzählten und verſchiedene Sagen gegen einander abwogen, aber dürr und einſilbig wurden, ſobald es galt, wahre und ſichere Geſchichten richtig zu entwickeln: ein Pragmatismus, der dann wieder das Seinige dazu beitrug, um ſpäter einer ſophiſtiſchen und rhetoriſirenden Hiſtoriographie Thür und Thor zu öffnen.

Wie Dionys, ſo iſt auch Pherecydes in das Feld der Mythologie zu weiſen, den ſchon ſein Beiname »der Genealog« für die Geſchichte verdächtig macht. Er ſtammte von der kleinen Inſel Leros, lebte aber zu Athen und war wahrſcheinlich etwas jünger, als Herodot, da er erſt 396 (Ol. 96, 1) ſtarb. Er ſchrieb Hiſtorien, von denen die Autochthonen

den erſten Theil gebildet haben mögen; ſie ſcheinen ſich aber nur mit alten Staatengründern, Heroen und fabelhaften Genealogieen berühmter Häuſer beſchäftigt zu haben. Die Hauptſache für uns iſt, daß er auch zehn Bücher attiſcher Archäologie verfaßte, wir alſo in ihm einen noch entſchiedeneren Vorläufer der Atthidenſchreiber zu erkennen berechtigt ſind, da er jene gelehrte, mythiſche Schreibweiſe bereits mit beſtimmter Richtung auf Attika anwandte, ſeine zweite Heimath.

Hellanikus endlich, der letzte Geſchichtſchreiber, den wir vor Herodot noch zu betrachten haben, iſt hier beſonders deshalb zu berückſichtigen, weil er, ein ächter Vielſchreiber, ſich mit der Hiſtoriographie in allen den Richtungen befaßte, die ſie bis jetzt eingeſchlagen, wenn auch nach keiner hin mit beſonderer Tiefe; auch weil er zuerſt, ſo viel wir wiſſen, eine Atthis verfaßte. Er war übrigens ein etwas älterer Zeitgenoſſe Herodots, geboren 496 (Ol. 71, 1) auf der Inſel Lesbos und hochbetagt 411 (Ol. 92, 2) geſtorben in dem Städtchen Perperene, das der Inſel gegenüber in Großmyſien lag *). Sein Stil war, nach dem Urtheile des Agathemerus, dürr und farblos; Ephorus und Kteſias beſchuldigen ihn, jedoch aus ungerechten Gründen, geradezu der Lügenhaftigkeit. Indeß tadelt auch Thucydides ſeine Ungenauigkeit in Bezug auf die Chronologie ganz neuer Begebenheiten. Schlimmer iſt es, daß man ihn ſelbſt von Menſchengefälligkeit nicht frei ſprechen kann. Denn während Herodot nicht verſchweigt, daß die Naxier im perſiſchen Kriege ihre Schiffe dem Xerxes zugedacht hatten und nur einer der Schiffshauptleute ſie auf eigne Gefahr hin den Griechen zuführte, läßt

*) Dahlmanns Zweifel an der lucianiſchen Angabe des Todesjahres ſcheinen uns durch Sturz in der zweiten Auflage ſeines Buches beſeitigt zu ſein.

Hellanikus ſie geradesweges zur helleniſchen Flotte beordert ſein. Seine hiſtoriſchen Arbeiten machte er nun in einer wahren Unzahl kleinerer und größerer Werke bekannt, bei denen es faſt unmöglich, aber auch nicht von Wichtigkeit iſt, zu unterſcheiden, welche von ihnen zuſammengehören und ein größeres Ganze bilden mochten. In den Ägyptiaka folgte er jener alten Methode, die Beſchreibung eines Landes in geographiſcher Hinſicht mit ſeiner Geſchichte zu verweben; Reiſen hatte er aber wohl kaum zu dieſem Zwecke unternommen. Man begreift nicht, wo er bei ſeiner Vielſchreiberei die Zeit dazu hätte hernehmen ſollen; auch hört man nirgend etwas von ſeiner Reiſebildung. Die Perſika dagegen waren eine trockene Chronik, die ſich mit der Geſchichte dieſes Reiches von ſeinen erſten Urſprüngen bis wenigſtens auf Darius I. beſchäftigte: nur ſo erklärt es ſich, wie er darin über Sardanapal, die Chaldäer und ſo viele thraciſche Städte ſprechen konnte. Die Lesbika laſſen ſich Charons Schriften über Lampſakus an die Seite ſtellen, ſowie die Verzeichniſſe der Sieger an den karneiſchen Feſten zu Sparta und der Heraprieſterinnen zu Argos deſſen Prytanen. Seine Atthis endlich enthielt, wie alle derartigen Bücher, über deren Beſchaffenheit wir ſpäter genauer ſprechen werden, alle auf dies Land bezüglichen Fabeln, ſo daß die Kranaika wohl nur ein Theil davon geweſen ſein mögen, ſowie manches Archäologiſche (z. B. über den Areopag, die Panathenäen) und Geographiſche (über die Lage Munychia's und anderer Orte) — in ihrem zweiten Abſchnitte aber, von dem wir leider nicht einmal Fragmente beſitzen, einen trocknen Abriß der wirklichen Geſchichte des Landes. Hier war es denn auch, wo er, als der erſte und einzige vor Thucydides (cf. Thuc. 1, 97), die Ereigniſſe erzählte, welche zwiſchen dem perſiſchen und peloponneſiſchen Kriege lagen. — Ob Herodot unſern Schrift-

ſteller benutzte, iſt zum Mindeſten zweifelhaft; denn er erwähnt weder, daß dieſer die Tyrrhener für Pelasger halte, noch daß er in der ägyptiſchen Geſchichte bedeutend von ihm abweicht, und zwar in Zeiten, deren Hiſtorie Herodot ausdrücklich für ganz ſicher erklärt; noch ſcheint er endlich ſeine chronologiſchen Arbeiten berückſichtigt zu haben, die ihm doch bei der Ausarbeitung ſeines eigenen Werkes höchſt willkommen ſein mußten, Falls er ſie kannte.

III.

Herodot.

Von der beſchwerlichen Moſaikarbeit, die uns bisher beſchäftigte, aus ſpärlichen Trümmern hiſtoriſcher Arbeiten ein Bild derſelben zuſammenzuſetzen und ſo einen Blick in das Wirken und Streben ihrer Verfaſſer zu gewinnen und den Zuſtand der Hiſtoriographie und ihre Stellung zur Zeitgeſchichte zu erfaſſen, wenden wir uns jetzt zu der erfreulicheren Betrachtung des erſten wahrhaft großartigen und ganz erhaltenen geſchichtlichen Werkes: den Muſen des Herodot, wie die Alten nicht mit Unrecht ſeine neun Bücher der Hiſtorie benannt haben (vgl. Dahlmann: Herodot, ſein Leben aus ſeinem Buche). Der Vater der Geſchichte war zu Halikarnaß 484 (Ol. 74, 1) geboren (Pamphil. ap. Gell. N. A. 15, 23. Guid. s. v. Ἡρόδοτος), einer der doriſchen Kolonieen auf der Küſte Kleinaſiens; ſein Vater hieß Lyxes, ſeine Mutter Dryo und das Haus, dem er entſtammte, gehörte zu den erſten ſeiner Vaterſtadt. Schon früh war dieſe aus dem Bunde der doriſchen Pentapolis ausgeſtoßen, weil einer ihrer Bürger gegen das triopiſche Heiligthum gefrevelt, wo die zum Bündniſſe gehörigen Städte gemeinſam ihrem

Schutzgott Apollo Opfer darbrachten und Spiele feierten (Her. 1, 144). Bei der allmäligen Ausdehnung des lydischen Reiches über den größten Theil Kleinasiens mußten auch die Dorer dem Krösus huldigen (Her. 1, 28); sie scheinen seitdem ihre gesonderte politische Existenz mehr und mehr verloren zu haben und ganz in dem benachbarten Stamme der Karer, dessen Schicksale sie theilten, aufgegangen zu sein. So wird ihrer gar nicht gedacht, als Cyrus nach Krösus' Besiegung sich Asiens bemächtigt: nur die Besiegung der Karer erwähnt Herodot (1, 174): so wurden sie auch von Darius I. unter diesem Volke mitbegriffen, als er sein Reich in Satrapieen theilte und danach den von jedem Districte zu zahlenden Tribut bestimmte. Denn auch in der genauen Übersicht, die Herodot von diesem Steuerkataster giebt (3, 90), suchen wir ihren Namen vergebens. An dem jonischen Aufstande nahmen sicher auch sie Theil, da die ganze karische Landschaft abfiel und der Krieg gerade hier am heftigsten wüthete (5, 117 sqq.); namentlich erwähnt aber werden sie dennoch nicht. Während aber so die Macht des Bundes zerfiel, bildete sich hier, wohl schon unter Darius I., allmälig ein neues kleines Reich mit demjenigen Grade von politischer Selbständigkeit, den die persische Oberhoheit gestatten konnte, das seinen Mittelpunkt gerade in der früher von den Eidgenossen verstoßenen Vaterstadt Herodots fand (Her. 7, 99). An die Spitze von Halikarnaß kam allmälig ein edles einheimisches Geschlecht und wußte sich die erbliche Tyrannis über den Ort zu erwerben, sei es nun, daß Darius diese Verhältnisse bereits vorfand und nach seiner Regierungsmaxime, die eigne Autokratie, namentlich in den Städten hellenischer Zunge, auf eine Unzahl kleiner Tyrannen zu gründen, nicht an ihnen rütteln mochte (Her. 4, 137—138), oder sie auch wohl selbst durch Vergabung in der Art begründete, wie er seinem

treuen Koës die Tyrannis von Mitylene ſchenkte. Bedeutſam aber wurde die neue Herrſchaft erſt unter Xerxes I. Damals, zur Zeit von Herodots Geburt, hatte Artemiſia nach dem Tode ihres uns unbekannten Gatten die Regierung in Händen; auch ſie war von einem halikarnaſſiſchen Vater, Namens Lygdamis, entſproſſen, aber von einer kretenſiſchen Mutter und gebot dem Lande eigentlich nur als Stellvertreterin ihres unmündigen Sohnes Piſindelis. Wie ſie vor allen andern im Rathe des perſiſchen Königs angeſehen war und mit männlicher Tapferkeit ihre fünf Schiffe — nächſt den ſidoniſchen die beſten der ganzen Flotte — in dem Griechenkriege ſelbſt befehligte, das hat uns ihr Unterthan mit der augenſcheinlichſten Liebe in ſeiner Geſchichte aufbewahrt. Bei ſolchen Eigenſchaften und der hohen Achtung ihres Fürſten für ſie konnte es denn nicht fehlen, daß das kleine Reich kräftig unter ihr aufblühte, ſogar ſich auch nach außen hin bedeutend vergrößerte. Die Inſelchen Niſyrus und Kalydeus, ſelbſt Kos, eine der alten doriſchen Fünfſtädte, mußten ihr huldigen. Ungeſtört ſcheint auch ihr Sohn Piſindelis über das, was die Mutter erwarb, geherrſcht zu haben. Nicht ſo gut dagegen ward es deſſen erblichem Nachfolger Lygdamis. War er nun wirklich ein Tyrann im modernen Sinne des Wortes, oder regte ſich nach den Siegen bei Platää und Mykale, wie in Milet und anderen kleinaſiatiſchen Städten, ſo auch in Halikarnaß die Liebe zur Freiheit und die Luſt, dem großen Seebunde der Athener beizutreten: genug, Herodot und mit ihm gewiß auch viele Andere fanden ihre Lage unerträglich und ergriffen, ſich ihr zu entziehen, das verzweifelte Mittel der Auswanderung. Unſer Hiſtoriker, der auch perſönlich von dem Tyrannen durch die Hinrichtung ſeines Oheims, des berühmten Epikers Panyaſis, gekränkt war, begab ſich nach Samos und die ſehr genaue Kenntniß der Inſel, die er an

vielen Stellen ſeines Buches beweiſt, ſowie der Umſtand, daß er, um die Merkwürdigkeiten fremder Länder zu veranſchaulichen, beſonders gern von ihr Beiſpiele entlehnt, auch eine faſt geſuchte Gelegenheit ergreift (3, 56), die dortigen großen Bauwerke zu ſchildern: dies Alles ſcheint dafür zu ſprechen, daß ſein Aufenthalt auf der Inſel kein ganz kurzer geweſen ſein muß. Aber die Zahl von Lygdamis' Gegnern mehrte ſich und Herodot ſah ſich am Ende im Stande, mit ihrer Hilfe in die Heimath zurückzukehren und den verhaßten Tyrannen zu vertreiben. Nun war Nichts natürlicher, als daß Halikarnaß ſich an Athen anſchloß, von deſſen Beiſtande die helleniſchen Städte des aſiatiſchen Feſtlandes allein eine Garantie für die Dauer der neuen Zuſtände erwarten konnten. Demgemäß trat es denn ſicher auch, obwohl es wie alle übrigen dortigen griechiſchen Kolonieen den Grundzins an Perſien fortzahlen mußte, in den großen Seebund ein *). Alle dieſe Ereigniſſe fallen in die Zeit, wo Cimon an der Spitze des athenienſiſchen Staates ſtand. Denn dieſer erſt brachte die kariſchen Küſtenſtädte zum Bunde (Plut. Cimon 9); Halikarnaß aber kann der Natur der Sache nach ſich nicht vor dem Ende der Tyrannis an denſelben angeſchloſſen haben. Wollte man aber Lygdamis' Sturz früher als fünfzehn Jahre nach der Schlacht bei Mykale anſetzen, ſo würde ſowohl die Zeit für ſeine und ſeines Vorgängers Regierung zu ſehr beſchränkt werden, als auch Herodot für das Mitglied, ja den Anführer (denn Suidas ſagt ἐξελάσας) einer politiſchen Partei bedenklich jung gerathen. Doch nicht lange kann er in ſeiner Vaterſtadt verweilt haben, nachdem er die Rückkehr dorthin ſich mit den Waffen in der Hand erzwungen. Fehlen uns auch

*) Die Beweiſe ſ. bei Dahlmann, über den cimoniſchen Frieden pag. 90—109. Die Hauptſtelle Her. 6, 42.

leider faſt alle Nachrichten über die Zeit, wo er ſeine großen und bei ſeinen genauen Nachforſchungen um ſo mehr zeitraubenden Reiſen anſtellte, da der von jeder Eitelkeit ferne Mann beinahe nirgend in dem ganzen Werke hervortritt, auch nie etwas von den Schickſalen, die ihn bei ſeinen Wanderungen trafen, berichtet: ſo liegt doch ſo viel auf der Hand, daß er ſie vor dem Jahre 444 (Ol. 84, 1) unternommen haben muß. Damals nämlich geſellte er ſich zu den Athenern, die Thurion in Unteritalien gründeten, und erwarb ſich ſo im vierzigſten Jahre ſeines bewegten Lebens eine neue Heimath, in der er, wie ſich aus ſeinem Werke ergiebt, nach dem Jahre 408 (Ol. 93, 1) ſtarb und ſeine Grabſtätte fand. Iſt aber Lygdamis' Vertreibung nicht vor 464 (Ol. 79, 1) anzuſetzen, ſo mögen ſeine Reiſen den Hiſtoriker wohl vom zwanzigſten bis vierzigſten Lebensjahre hinlänglich beſchäftigt haben.

Dies die Lage von Herodots Vaterland, dies das Wenige, was wir von ſeinem Leben wiſſen. Haben wir nun aber ſchon früher geſehen, daß er ſeinen Vorgängern gar wenig zu danken, ſie auch nur ſelten bei ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten benutzt hat *): ſo iſt es um ſo mehr unſere Pflicht, die äußeren Verhältniſſe, die auf ihn einwirkten, zu beachten und vor allen Dingen ihn auf ſeinen Reiſen zu begleiten. Denn dieſe waren das Bildungsmittel, das er mit Recht dem Studium der früheren Logographen vorzog. Hier müſſen wir, ſo weit es geht, ihm folgen, ſein Streben, von Prieſtern, Reiſenden, Staatsmännern, Denkmälern die Wahrheit zu erfahren, wo

*) Iſt es aber auch nicht gelungen, die Benutzung der früheren Hiſtoriker nachzuweiſen, ſo ſteht doch feſt, daß er viele derſelben kannte. Denn er ſagt (6, 55): das will ich laſſen, weil Andere es beſprochen; was aber Andere nicht berichtet, das will ich erzählen.

Autopſie nicht möglich war, beobachten; ein Bild müſſen wir uns zu entwerfen ſuchen von den Schwierigkeiten, auf die er überall ſtieß, von den Mühen, denen er ſich unterzog, und über die Anſicht uns klar werden, die ſich bei ihm nach ſeinen Erfahrungen und ſeiner Gemüthsrichtung über die Erde, ihre Bewohner und deren Verhältniß zu den Göttern geſtaltete. Sonſt ſind wir nicht im Stande, über den Mann zu urtheilen, der es ſich recht eigentlich zur Aufgabe gemacht, die Erde in all ihrer wunderbaren Mannigfaltigkeit und die Schickſale der Menſchheit in all ihren verworrenen Wegen kennen zu lernen — ja, wir laufen Gefahr, mit einem lächerlichen Eigendünkel, wie man ihn wunderbarer Weiſe dem Thucidides gern aufbürden möchte und wie wir ihn im Kteſias wirklich wahrnehmen, ſeine, in ſeinem ganzen Weſen begründeten, oft durch ſeine Vorzüge bedingten Mängel zu tadeln, ihm auch wohl ganz ungerechte Vorwürfe zu machen, ohne daß wir ſeine guten Seiten genugſam zu erkennen und zu ſchätzen vermögen. — Ganz genau kannte er zunächſt das eigentliche Hellas. Zu Athen hatte er ſich jedenfalls lange aufgehalten: die Stadt ſelbſt und das zugehörige Land iſt ihm ein ſo geläufiger Begriff, daß er darauf gern hinweiſt, um den Hellenen ein Bild anderer, fernliegender Gegenſtände vorzuführen. So vergleicht er die Größe Ekbatanas mit der von Athen, ſo will er die Lage der tauriſchen Halbinſel durch die Hinweiſung auf Attika veranſchaulichen, wobei er ganz ſpeciell einzelner Demen erwähnt (4, 99). Auch läßt ſich kaum ein Ort ausfinden, wo er bequemer ſeine Notizen zur Geſchichte der perſiſchen Kriege hätte ſammeln können. Eben ſo muß er auch Delphi längere Zeit beſucht haben; denn ganz genau kennt er die dort vorhandenen Schätze, weiß ſtets die Stellen des Tempels anzugeben, wo die Weihgeſchenke einzelner Fürſten und Staaten aufbewahrt wurden und vergleicht die dort

ruhenden Koſtbarkeiten oft mit denen, die er anderwärts angetroffen. In Theben hatte er ebenfalls lydiſche Anathemata geſehen: und daß er die Schlachtfelder von Platää und Marathon, ſo wie die Engpäſſe der Thermopylen genau kannte, wird Niemand bezweifeln, der die betreffenden Stellen ſeines Werkes auch nur oberflächlich angeſehen hat. Aber auch das nördliche Griechenland hatte er bereiſt. Zu Dodona hatte er den alten pelasgiſchen Religionsgebräuchen nachgeforſcht, in Akarnanien ſich mit eigenen Augen von den Alluvialbildungen des Achelous überzeugt, was ihn in ſeiner Anſicht beſtärkte, daß das ägyptiſche Delta dem Nil ſeinen Urſprung verdanke, ebenſo wie der griechiſche Strom von den ſeinem Ausfluſſe gegenüberliegenden echinadiſchen Inſeln eine nach der andern in Feſtland verwandle. Theſſaliens Gebirgszüge, Flüſſe und Päſſe, beſonders den von Tempe, hatte er genau beſichtigt und war der Meinung nicht abgeneigt, daß dieſe Landſchaft einſt ein gewaltiger See geweſen, bis ein Erdbeben dem Peneus einen Abzugskanal zwiſchen dem Olymp und Oſſa gebildet habe. — Nicht weniger genau war er mit dem Peloponnes bekannt. Den Weg von Athen nach Piſa in Elis ſcheint er ſelbſt zurückgelegt zu haben, da er die Entfernung ägyptiſcher Orte von einander mit ſeiner Länge vergleicht; den hochberühmten Tempel des olympiſchen Zeus, wohl auch die von den Minyern dort gegründeten, erſt zu ſeiner Zeit durch die Eleer theilweiſe zerſtörten Städte nahm er in Augenſchein. Wie ſchon hieraus erhellt, beſuchte er auch Korinth. Hier erfuhr er die Sage von Arion, deren Lieblichkeit ihn zu einer nicht ganz zweckmäßig eingefügten Epiſode verleitet. Hier hat er auch jedenfalls die Materialien zu dem kurzen Abriß der korinthiſchen Geſchichte geſammelt, den er im fünften Buche giebt und den wir ihm nicht genug danken können. In Lacedämon war er ebenfalls her-

umgewandert. Auf dem Vorgebirge Tänarum hatte er ein an Arions wunderbare Rettung erinnerndes Denkmal geſehen, zu Pitane den Archias geſprochen, einen genauen Gaſtfreund der Samier und Nachkommen jenes Archias, welcher, von allen Kämpfern der tapferſte, bei dem Kriege der Spartaner gegen Polykrates von Samos geblieben war; wie er von ihm manche Nachrichten über dieſe in den Hiſtorien weitläuftig erzählte Begebenheit erhalten haben mag, ſo kann er auch wohl nur in Sparta die Liſte der bei den Thermopylen Gebliebenen zu Geſichte bekommen haben. Auch von den griechiſchen Inſeln läßt ſich faſt bei allen wichtigeren ſeine Anweſenheit nachweiſen. Gleich auf Cythere, in der Nachbarſchaft Spartas, bewunderte er einen Tempel der Aphrodite Urania; auch erkannte er mit richtigem Blick die hohe Wichtigkeit, welche die Inſel im Kriege für Lacedämon hatte und die er beim Zuge des Xerxes ſo gut hervorzuheben weiß: denn für einen Feind dieſes Landes konnte es keinen bequemern Anhaltspunkt geben, um die damals von keiner bedeutenden Flotte geſchützten Küſten fortwährend zu beunruhigen und zu plündern. Auf der Inſel Zakynthus ſah er die Bewohner Pech aus dem Grunde eines Sees heraufholen, weshalb er eine ähnliche Sage von einer an Libyen's Küſte liegenden Inſel, die er aber nicht beſucht, nicht geradezu verwerfen mag. Vor Allem aber erregte es ſeine Verwunderung, daß Gegenſtände, die man in dies Waſſer hinabwarf, im Meere wieder erſchienen, da doch kein Zuſammenhang zwiſchen beiden wahrzunehmen. Noch beſſer kannte er die Inſeln des ägäiſchen Meeres. Salamis muß er beſucht haben: davon kann man ſich leicht überzeugen, wenn man die Erzählung der Schlacht bei ihm lieſt. Ebenſo beweiſt der genaue Bericht über die vielen Bewegungen der beiden Flotten, als ſie in Euböa's Nähe ſich gegenüberſtanden, daß er auch hier gewe-

ſen: die Inſel war ihm etwa ſo groß wie Cypern erſchienen. Zu Delos verweilte er längere Zeit und horchte mit aufmerkſamem, wenn auch nicht gläubigem Ohr den mancherlei Sagen, welche die Einwohner von den Hyperboräern im äußerſten Norden zu melden wußten und wie deren Heiligthümer nach Griechenland gekommen. Hatte er doch Ägypten geſehen und das dieſem Lande aufgedrückte Gepräge des Alterthums tief empfunden; hatte er doch ſtaunend die ungeheuren Genealogieen, die unendliche, aus Göttern und Menſchen zuſammengeſetzte Reihe ſeiner Könige aus dem Munde der Prieſter vernommen: ſollte alſo einmal griechiſche Religion und Bildung der Fremde ihren Urſprung danken, ſo leitete er ſie am Liebſten von dort her. Zu Tharſos hatte er die ergiebigen Bergwerke beſichtigt und ſicher war der fromme, der dortigen Myſterien kundige Mann auch zu Samothrace geweſen. Auf Lesbos hatte er die Beſtätigung der Sage vernommen, die er über den dort zu Methymna geborenen Dichter Arion in Korinth gehört. Daß er zu Samos ſich lange aufgehalten, iſt ſchon erwähnt und gewiß konnte er auch nur hier die Details über den ſeemächtigen Polykrates ſammeln, die für uns von ſo hohem Intereſſe ſind.

Lieſt man ſeine Beſchreibung von Xerxes' Zuge längſt der Küſte vom Hellespont ab, ſo überzeugt man ſich leicht, daß dieſe mit all ihren griechiſchen Kolonien Herodot vollkommen bekannt geweſen. Zu Kreſton auf der chalcidiſchen Halbinſel und in einigen Städten des Cherſonneſos hatte er noch Abkömmlinge der Pelasger mit fremdtönender Sprache gefunden; die Gegend um den praſiſchen See an Macedoniens Oſtgrenze ſchildert er ſo genau, daß man an ſeiner Autopſie nicht zweifeln kann. (5, 17.) Auch in das innere Thracien war er vorgedrungen; er kennt den Hebrus mit ſeinen Nebenflüſſen ganz gut und ſah hier Säulen, die der ägyptiſche

König Seſoſtris, wie in vielen andern Ländern, ſo auch hier als Denkmal ſeiner weiten Eroberungszüge aufgeſtellt haben ſollte. Doch war er hier nicht bis zur Donau gekommen, obſchon er ihre Nebenflüſſe aufzuzählen weiß; er hatte ſich nur von den Thraciern melden laſſen, jenſeit derſelben ſei Alles öde und wüſt und entſetzliche Bienenſchwärme machten die Erde unbewohnbar. Auch die helleniſchen Pflanzſtädte am Pontus Eurinus beſuchte er; zu Byzanz fand er ein Denkmal mit aſſyriſcher Inſchrift, das Darius bei ſeinem Scythenzuge errichtet. Das ſchwarze Meer, den thraciſchen Bosporus, die Propontis und den Hellespont durchſchiffte er, ihre Ausdehnung nach der Zeit, die er brauchte, berechnend: eine allerdings ſehr unvollkommene Meßart, bei welcher der Pontus Eurinus faſt um das Doppelte zu groß geräth. Zu Cyzikus und Prokonneſus erkundigte er ſich nach dem wunderreichen Leben des Dichters Ariſteas, das ihm denn aber doch etwas zu bunt war. Den mäotiſchen See dagegen hat er nicht befahren, ſonſt würde er ihn nicht für faſt gleich groß mit dem Pontus erklären. Nun aber kommen wir zum Scythenlande, dem eine ſo bedeutende Epiſode in dem Werke eingeräumt iſt. Weder an dem Palus Mäotis, noch an den Iſtermündungen iſt Herodot geweſen; ganz gut kannte er dagegen das Land zwiſchen Dnieſtr und Dniepr. Hier ſah er den ungeheuren eiſernen Keſſel, angeblich aus lauter Pfeilſpitzen geſchmiedet, hier in einem Felſen Spuren von zwei Ellen langen Schritten, welche die Eingebornen für Zeichen von Herakles' Anweſenheit ausgaben; auch ſah er im Scythenlande an dem Fluſſe Darus(?) noch die Trümmer der acht Kaſtelle, welche Darius bei ſeinem Zuge gegen die Scythen hier erbaut haben ſoll:*) ja, durch Secirung von Rindern überzeugte er ſich

*) 4, 124. τῶν ἔτι ἐς ἐμὲ τὰ ἐρείπια σῶα ἦν. Unbegreiflich iſt

ſelbſt von dem Grunde der Sage, daß die ſcythiſchen Kräuter dieſen Thieren eine beſonders große Galle gäben. Wirklich bewundernswerth aber iſt es, wie er ſich hier durch die mühſamſten Nachfragen bei Griechen, namentlich den Boryſtheneiten, und Scythen ein möglichſt klares Bild von den vorhandenen Völkern und ihrer Lebensweiſe zu entwerfen weiß. Der lebhafte Handelsverkehr mit den nördlichen Gegenden kam ihm hiebei ſehr zu Statten: aber wie viele Fabeleien berichteten nicht die fernherkommenden ſcythiſchen Reiſenden, wie unſicher waren nicht ihre Nachrichten ſchon an und für ſich wegen der Menge von Dolmetſchern, durch die allein ſie ſich mit den nördlicher wohnenden und viele verſchiedne Sprachen redenden Völkern verſtändigen konnten. Und wie genau und gewiſſenhaft weiß dennoch Herodot zu unterſcheiden zwi-

---

mir, wie Dahlmann hier auf das Beſtimmteſte behaupten kann, Herodot habe ſie nur durch Hörenſagen gekannt: er, der doch ſelbſt nicht mit Unrecht ſagt, derſelbe ſei in der Angabe ſeiner Quellen ſo gewiſſenhaft, daß es ſeine Schwierigkeiten habe, unter dem Ausdruck »die Karthagerſagen« bloße Handelsnachrichten zu verſtehen. Mit den Worten ἐξ ἐμέ will Herodot ſtets Autopſie andeuten, das geht aus ſeinem ganzen Werke beſtimmt hervor; ſie ſind ſtets zu überſetzen: bei meiner Anweſenheit. Ob freilich die Kaſtelle wirklich von Darius herrührten, und noch mehr, ob der Darus, wie Rennel will, die Wolga iſt, das ſind andere Fragen. Es war wohl über ein halbes Jahrhundert ſeit dem Scythenzuge verfloſſen, als Herodot in dieſe Gegenden kam. Dahlmann ſelbſt macht ſonſt oft aus den Ausdrücken ἐς ἐμέ, μεχρὶ ἐμέο, ἐπ᾽ ἐμέο denſelben Schluß, z. B. 6, 119; 4, 148. Ja 2, 181 heißt es von einem Bilde in Cyrene faſt wörtlich wie oben: τὸ ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ ἦν σῶον: und hieraus ſchließt Dahlmann allerdings auf Herodot's Anweſenheit in jener Stadt.

ſchen dem, was gewiß, was bloßes Gerücht und was endlich nur Fabel ſei, um ſeinen Leſern nichts, was er gehört, vorzuenthalten. Auch hinter den lächerlichſten Berichten liegt oft, für uns jetzt nur leicht verſteckt, vollkommene Wahrheit: und auch er ſelbſt verſucht wohl ſchon, dieſe durch Deutung zu ermitteln. Der Flüſſe des Landes zeigt er ſich zum Erſtaunen kundig; von den großen Seen des nördlichen Rußlands, voll Biber und Fiſchottern, iſt er unterrichtet; die Arimaspen, welche den goldhütenden Greifen ihre Schätze rauben, kann man wohl mit Heeren auf Sibiriens Bergwerke deuten: und was die ſechsmonatlichen Schläfer anbetrifft, ſo kann auch da am Ende blos von Übertreibung die Rede ſein. Freilich finden wir auch Kahlköpfe, Ziegenfüßler und andere Geſchöpfe; aber daran glaubt ja der Alte ſelbſt nicht und die Federn, die, nach Ausſage der Scythen, im Norden zuletzt das Weiterreiſen verhindern, erklärt er gar nicht ſo übel durch den Schnee, der dort wohl fortwährend fallen werde.

Was nun Aſien angeht, ſo war er in ſeiner eigentlichen Heimath, in Kleinaſien und beſonders in den helleniſchen Pflanzſtädten, ſo wie auf den umliegenden Inſeln vollkommen zu Hauſe und mit Allem, was es dort Wunderbares gab, bekannt. Aber auch nach Oſten hin war er weit vorgedrungen. Den Weg von Sardes nach Suſa hat er nach der Beſchreibung, die er davon macht, jedenfalls ſelbſt zurückgelegt; jedenfalls war er in der letztgenannten Stadt, weil er erzählt, daß er in dem königlichen Luſtorte Arderikka, nur 5¼ Meilen von dort, Eretrienſer vorgefunden, welche 490 nach der Plünderung ihrer Vaterſtadt fortgeführt und auf Darius' Befehl hieher verpflanzt, übrigens noch immer die helleniſche Sprache bewahrten. Ekbatana beſchreibt er genau und nicht ſatt kann er werden, die Wunderwerke Babylons zu ſchildern. Nördlich war er bis Kolchis gekommen, deſſen Bewohner er wegen

ihrer ſchwarzen Farbe und ihres Wollhaares und weil ſie ſich beſchnitten, für ägyptiſchen Urſprungs zu halten geneigt war. Das kaspiſche Meer dagegen kannte er ſicher nicht aus eigner Anſicht; ſonſt würde er nicht von den vierzig Mündungen des Araxes fabeln, deren neununddreißig ſich in die fernen Sümpfe des Oſtens verlören. Baktrien aber muß er erreicht haben; denn er überzeugte ſich, daß hier noch immer Barkäer wohnten, die bei dem Zuge, welchen der ägyptiſche Statthalter Aryandes gegen Barke unternahm, gefangen und durch Darius in Baktrien angeſiedelt wurden, wo ſie den ihnen beſtimmten Wohnort zur Erinnerung mit dem Namen ihrer Heimath belegten.*) Im Süden Aſiens kann er ebenfalls über die genannten Städte nicht weit hinausgekommen ſein; ſonſt müßte er den perſiſchen Meerbuſen kennen, von dem er gar nichts weiß. Alle ſeine Nachrichten von den Indern müſſen ſich alſo auf das beſchränken, was er am perſiſchen Hofe über ſie hören konnte, theils durch Handelsreiſende, theils auch wohl durch Geſandte der Perſien tributären Stämme. Daß er Gelegenheit hatte, die vorhandenen Quellen zu benutzen, das ergiebt vor allen Dingen ſein genaues Verzeichniß der perſiſchen Satrapieen und des von jeder derſelben zu leiſtenden Tributes. Dies kann kaum anders als aus unmittelbarer Einſicht in die Archive entſtanden ſein. Ähnliches läßt ſich von der Liſte der zur Zeit des großes Krieges unter Xerxes im perſiſchen Heere dienenden Völker und ihrer Anführer ſagen; auch hierüber konnten ihn nur Urkunden oder hoch-

*) 4, 204. Dahlmann behauptet, ohne dieſe Stelle zu beachten, er ſei nicht in Baktrien geweſen, weil er ſonſt den Araxes beſſer kennen müſſe. Das will nicht einleuchten. Der Ausdruck iſt entſcheidend: οἱ δὲ τῇ κώμῃ ταύτῃ ὄνομα ἔθεντο Βάρκην, ἥπερ ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ ἦν οἰκευμένη ἐν τῇ γῇ τῇ Βακτρίῃ.

geſtellte Perſonen belehren. Aber freilich ließ er ſich hier durch die gewaltigen Zahlenangaben blenden und ſo nahm er auch in dem, was man ihm von den Indern erzählte, manche Täuſchung ruhig hin. Ließ er ſich doch weiß machen, daß die goldgrabenden Ameiſen in der öſtlich an Indien grenzenden Wüſte größer als Hunde wären und daß einige von ihnen, erjagt, am königlichen Hofe aufbewahrt würden. Überhaupt ſcheint ſeine ruhige Überlegung den Fabeleien der Nordländer gegenüber beſſer Stand gehalten zu haben, als bei den phantaſtiſchen Erzählungen des Südens: wiewohl wir auch hier, je weiter unſre eigene Kenntniß dieſer Gegenden ſich ausdehnt, mehr und mehr im Stande ſind, die faſt allen dieſen Sagen zu Grunde liegende Wahrheit zu entdecken: ein ſicherer Beweis, daß Herodot die erhaltenen Berichte treu wiedergab und daß mithin ſolche Ungereimtheiten über Völker, die er ſelbſt nicht geſehen, ſeine Wahrheitsliebe nicht verdächtigen können. Auch den officiellen Reiſebericht des Skylax kannte er, den Darius zur Erforſchung des Indus abgeſandt, und wußte daher, daß ſich auch in dieſem Fluſſe, wie im Nil, Krokodile fänden. — Die Küſtenſtriche von Phönizien, Paläſtina und Syrien bekam er erſt ſpät zu Geſichte; denn er ſelbſt erzählt uns, daß er ſich zu Schiffe von Ägypten aus nach Tyrus begeben, um hier dem Probleme auf den Grund zu kommen, ob es denn wirklich einen uralten, von dem Heros der Griechen verſchiedenen, Gott Herakles gegeben habe. Jenes Land aber wird er erſt um 450 (Ol. 82) geſehen haben; denn er beſuchte das mit Todtengebeinen bedeckte Schlachtfeld von Papreinos, wo der Libyer Inarus, der über Cyrene und Barke geherrſcht haben muß, den perſiſchen Feldherrn Achämenes mit ſeinen Truppen niedergemacht, und überzeugte ſich hier von der größeren Härte der ägyptiſchen Schä-

del, welche derben Stößen widerſtanden, indeß die perſiſchen leicht mit einem Steinchen zu zertrümmern waren. Des Inarus' Aufſtand nun aber dauerte von 462 bis 456 (Ol. 79, 3—81, 1); während deſſelben kann Herodot unmöglich Ägypten bereiſt haben, erſtlich weil in dem Lande damals der fürchterlichſte Bürgerkrieg wüthete, da ein Theil der Einwohner Inarus zufiel und die Athener herbeirief, der andere den Perſern treu blieb, ferner weil ihm alsdann namentlich Memphis, lange der Mittelpunkt des Kampfes, hätte verſchloſſen bleiben müſſen, und endlich weil er zu Papreinos nur noch Gebeine ſah. So ergiebt ſich (nach Dahlmann) die obige Zeitbeſtimmung. Auch in Paläſtina erblickte er Seſoſtrisſäulen und beſuchte Kadytis, ohne Zweifel Jeruſalem, deſſen Größe ihn an Sardes erinnerte; über die Wüſte, die ſich waſſerlos drei Tagereiſen weit von Ägyptens Grenze, vom ſerboniſchen See und vom kaſtiſchen Gebirge bis nach Paläſtina erſtreckt, und über die Art, wie man ſie von Memphis aus mit Waſſer verſorgte, berichtet er ganz wie Einer, der ſie ſelbſt beſucht hat. — Durch die Sage, die er in Ägypten von den geflügelten Schlangen Arabiens hörte, ward er bewogen, ſich nach Butus, einer Grenzſtadt zwiſchen beiden Ländern, zu begeben, ſah aber hier nur Knochen und Gräten von jenen Thieren und hörte, wie ſie an dieſem Orte immer von den Ibis vertilgt würden, wenn ſie im Frühlinge aus ihrer Heimath nach Ägypten ziehen wollten. Über die Produkte Arabiens hat er durch Kaufleute und Reiſende gute Nachrichten eingezogen; er ſelbſt aber iſt dort nicht geweſen. Das beweiſt ſein arabiſches Gebirge, das ſich von Oſten nach Weſten in einer Ausdehnung von ſechzig Tagereiſen erſtreckt: das alle die Fabeln, die er ſich von ſeinen Berichterſtattern über die Art, wie die Schätze des Landes gewonnen würden, aufbinden läßt: das die geflügelten Schlangen,

die den Weihrauch bewahren, und die Vögel, die den Zimmt aus unbekannten Gegenden in ihre Neſter ſchleppen, wo ſich dann die Einwohner ſeiner liſtig bemächtigen.

Bekannt ſind die unermeßlichen Verdienſte Herodot's um Ägypten. Ein wie treues und anſchauliches Bild hat er uns nicht von dieſem Lande mit ſeinem belebenden Fluſſe, ſeinen uralten Monumenten, die eine vorgeſchichtliche Kultur beurkunden, ſeinem Kaſtenweſen, ſeiner Religiöſität und ſeinen theilweiſe noch an patriarchaliſche Zuſtände erinnernden Einrichtungen entworfen. Freilich fühlt ſein immer nur auf das rein Menſchliche gerichtetes Gemüth ſich nicht bewogen, den Aberglauben zu enthüllen, der unter der Maske der Frömmigkeit von einer herrſchſüchtigen Prieſterariſtokratie gepflegt wurde; im Gegentheil, dieſe uralte Götterlehre, mit der helleniſchen Mythologie, deren Ausbildung er erſt von Homer und Heſiod her datirt, nicht zu vergleichen, machte den frommen Mann geneigt, den Prieſtern gläubig zu horchen, wenn ſie helleniſche Kultur aus Ägypten herleiten wollten, und ſogar ſie ſelbſt in ihrem Bemühen zu unterſtützen. Aber was ſchadet das? Ruhig und klar ſpiegeln ſich die Zuſtände, die er vorfand, in ſeinem Buche ab, nirgend tritt er mit vorgefaßten Meinungen der Außenwelt gegenüber, nirgend ſucht er ſie einem Syſteme anzupaſſen: und wenn wir heute geneigt ſind, das Land von einer andern Seite zu betrachten, ſo ſind wir eben deshalb gewiß, die Materialien dazu rein und unverfälſcht bei ihm vorzufinden. Freilich giebt er die Regentenreihe ruhig wieder, wie man ſie ihm in den Tempeln vorerzählt hatte; aber dennoch ſcheidet er beſtimmt zwiſchen Hiſtoriſchem und Unſicherem, giebt genau die Regierung des Pſammetich als den Zeitpunkt an, wo man erſt von einer eigentlichen Geſchichte Ägyptens ſprechen könne. — Das Nildelta kannte er nach allen Richtungen; keine wichtige Stadt

iſt dort ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen, kein bedeutendes Heiligthum iſt unbeſucht, keine Prieſterſchaft unbefragt geblieben. Kaum hört er, daß in der Nähe der ſebennytiſchen Nilmündung eine ſchwimmende Inſel ſei, als er ſich dorthin begiebt: aber freilich ſie will ihm ihr Kunſtſtück nicht vormachen. Am Meiſten feſſeln billiger Weiſe die Pyramiden ſeine Aufmerkſamkeit; ſein Dolmetſcher muß ihm die Schrift darauf deuten. Alle möglichen Beweiſe forſcht er aus, um ſeine richtige Überzeugung von der Alluvialbildung des Delta zu bekräftigen; die Ungereimtheit der früheren Hypotheſen zur Erklärung der Nilüberſchwemmungen *) weiſt er nicht ohne Scharfſinn nach und bemüht ſich auch, freilich mit weniger Glück, eine andre an ihre Stelle zu ſetzen. Auch fernerhin blieb dieſer Strom ein Hauptgegenſtand ſeiner Nachforſchungen: er befuhr ihn bis Elephantine, zog hier ſeine Nachrichten über die ſüdlichen Äthiopen, ihre faſt zwei Monden Wegs von dort entfernte Stadt Meroë ein und wußte, daß der Nil noch weiter bis zu dem Wohnſitze eines unter Pſammetich ausgewanderten Theiles der Kriegerkaſte befahren werde. Dann hat er in Cyrene erkundet, daß Naſamonen von den Syrten einſt das Innere Afrika's durchzogen hatten und hier auf ganz ſchwarze Leute und einen Strom voll Krokodile geſtoßen waren; und ſo ſchließt er denn, der Nil fließe, im fernen Weſten entſpringend, gen Oſten und mache erſt ſpät eine Krümmung nach Norden. Es iſt klar, daß jene Leute am Niger geweſen waren, in dem ſich ja noch heute Krokodile aufhalten. — Wie Herodot aber nach Oſten hin das anſtoßende Land beſuchte, ſo auch nach Weſten Cyrene und

*) Die übrigens wohl Niemand anders als der joniſchen Philoſophenſchule und Hekatäus' Periegeſis ihren Urſprung danken können.

weiterhin bis Cinyps (der heutige Zenifes zwiſchen den Syrten: 4, 198). Hier bewunderte er die ausgezeichnete Fruchtbarkeit des ſchwarzen Bodens und den Quellenreichthum der Gegend. Weiterhin aber zog er nach Süden wie nach Weſten nur Nachrichten von Reiſenden, beſonders von Karthagern ein; ſo erlangte er Kunde von den Salzhügeln der Wüſte, von den Löwen, Elephanten und andern Thieren Mittelafrika's, vom Atlasgebirge und vom Tritonfluſſe (4, 191). Eine Menge libyſcher Stämme weiß er bis dahin aufzuzählen, obwohl man deutlich ſieht, daß er über ihre Lage ſelbſt nicht recht im Klaren iſt. Von dort ab erſcheinen dann aber nur noch wenige Völker, darunter eins mit amazonenähnlichen Weibern; im Süden treten Hundsköpfe auf, Kopfloſe mit den Augen in der Bruſt und Menſchen, die ſtatt der Sprache nur wie Fledermäuſe ſchwirren und der Sonne fluchen, die ſie ewig brennt und nicht einmal zu Traumgeſchichten kommen läßt. — Zu Karthago iſt er ſicher nicht geweſen; es iſt unbegreiflich, wie man ſich hierüber hat täuſchen können. Würde er es ſonſt unterlaſſen, über die wichtige Stadt in der Epiſode des vierten Buches zu berichten, wo er die Stämme und Merkwürdigkeiten Libyens beſchreibt? Er übergeht ſie hier, wie es ſcheint, abſichtlich, um von einem ſo bedeutenden Orte (Salluſt gleich) lieber zu ſchweigen, als Weniges nach Hörenſagen zu erzählen. Würde er ſeine Geſchichte nicht bei Gelegenheit des Feldzuges, den Kambyſos gegen die Karthager unternahm, berichten oder ſie in die Erzählung der Kämpfe auf Sicilien einflechten? wie er bei ganz ähnlichen Anläſſen die ältere Geſchichte Spartas und Athens nachholt. Man hat zu viel Gewicht auf den Ausdruck gelegt, den er bei der Beſchreibung Libyens öfter gebraucht: »die Karthager ſagen.« Aber der Ausweg, den Ukert ſucht und dem auch Dahlmann beizupflichten nicht abgeneigt iſt, er ſei zwar zu

Karthago geweſen, habe aber dort keine Nachrichten erhalten können, will Nichts ſagen; denn im vierten Buche kam es ja eben nur darauf an, die Stadt und das Leben ihrer Bewohner zu ſchildern und dazu waren bei Autopſie keine Nachrichten nöthig. Ehe möchten wir darauf hinweiſen, daß Alles, was er mit den erwähnten Worten einleitet, aus Handels- und Reiſeberichten beſteht und daß deshalb die Annahme um ſo weniger Schwierigkeiten unterliegt, er meine mit dem Ausdrucke nur karthagiſche Kaufleute, die er in Phönizien und Cyrene in Menge getroffen haben muß. —

Aber auch nach Vollendung ſeiner größeren Reiſen, auch zu Thurion, ſaß der vierzigjährige Mann nicht ſtill. Die helleniſchen Kolonieen Großgriechenlands ſind ihm wohlbekannt. Zu Metapont hat er ſich nach dem Leben des Dichters Ariſteas erkundigt, zu Kroton Aufſchluß über einen ſtreitigen Punkt bei der Zerſtörung von Sybaris geſucht. *) Selbſt auf Sicilien iſt er geweſen; **) doch kann er dort nicht weit herumgekommen ſein, ſonſt würde er nicht merkwürdiger Weiſe Sardinien für die größte aller Inſeln erklären. Die japygiſche Halbinſel hat er ſicher auch bereiſt; denn ihr Bild iſt ihm ſo gegenwärtig und geläufig, daß er es gebraucht, um die Lage der Krimm denjenigen zu veranſchaulichen, die etwa Attika nicht geſehen haben.

So waren denn auf der ganzen Erde, ſo weit ein Hiſtoriker damals ihre Völker in den Kreis ſeiner Darſtellung ziehen konnte, gar wenige Länder, die er nicht eifrig durchſpäht oder zum Mindeſten doch kennen gelernt hatte; über die Gegenden, wohin er ſelbſt nicht gelangt war, hatte er

---

*) 5, 48. *Τὰ καὶ ἐς ἐμέ ἔτι ἐνέμοντο οἱ Καλλίεω ἀπόγονοι.*

**) 7, 165. *Λέγεται δὲ καὶ τάδε ὑπὸ τῶν ἐν Σικελίᾳ οἰκημενων.*

wenigſtens möglichſt ſichere Nachrichten zu erhalten geſucht. Sehen wir nun zunächſt zu, wie ſich denn das Bild unſeres Planeten in ſeinem Kopfe geſtaltete. Die Anſicht, daß er eine kreisrunde Scheibe ſei, die der Oceanusſtrom umfließe, beſpöttelt er an mehren Stellen ſeines Werkes. Ich kenne, ſagt er, keinen Oceanus und meine wohl, daß Homer oder ein noch früherer Dichter ihn zum Gebrauche der Poeten erfunden hat. Wo Dahlmann (Herodot ꝛc. pag. 80.) die Behauptung hernimmt, er habe ihn ſich als ein Meer gedacht, das die Erde rings umgebe, weiß ich nicht; die Stellen, die er anführt, beweiſen es ſicher nicht. Viel Ärger macht ihm auch der Einfall, die Eine Erde willkürlich nach drei Frauen in drei ſo ganz ungleiche Stücke zu zerreißen; indeß will er das Hergebrachte beibehalten und wählt zur Grenze zwiſchen Europa und Aſien den Phaſisfluß lieber, als nach der Meinung Anderer den Tanais und den mäotiſchen See mit dem cimmeriſchen Bosporus, indeß er Aſien bei dem arabiſchen Meerbuſen enden läßt und den Kanal, den Darius von Bulaſtis aus graben ließ, um die peluſiſche Nilmündung mit demſelben zu verbinden, als den bequemſten Scheidepunkt angiebt. Bei einer ſolchen Eintheilung geräth nun Europa nach Oſten hin unbegrenzt und ſo iſt es, da er nur einen ſo geringen Theil von Aſien und Afrika kennt, kein Wunder, daß er diejenigen auslacht, die allen drei Welttheilen ungefähr dieſelbe Größe geben: denn der Länge nach erſtreckt ſich ja Europa ſo weit als Aſien und Afrika zuſammen, und was die Breite anbetrifft, ſo iſt es abgeſchmackt, die beiden andern Erdtheile auch nur mit ihm zu vergleichen. Während nämlich Niemand den äußerſten Norden Europa's kennt, Niemand auch nur angeben kann, ob es dort vom Meere umgeben ſei, ſteht es ja von Libyen feſt, daß es umſchiffbar und das mittelländiſche, atlantiſche und rothe Meer ein und daſſelbe

iſt. Und was endlich Aſien betrifft, ſo iſt dies dem Weſentlichen nach ein Stück Land, deſſen Baſis zwiſchen dem ſchwarzen und rothen Meere liegt und das ſich von hieraus in zwei Halbinſeln ins mittelländiſche und rothe Meer erſtreckt, von denen die nördliche Kleinaſien umfaßt, die ſüdliche aber Perſien, Aſſyrien mit Syrien, Phönizien und Paläſtina, ſowie Arabien, und dann lediglich durch eine willkürliche Erfindung beim Dariusgraben endet, da die libyſche Halbinſel eigentlich nur eine Fortſetzung dieſer ſüdlichen aſiatiſchen iſt. Von dem perſiſchen Meerbuſen hatte er alſo auch nicht die fernſte Kunde. — Zu dieſer Anſicht der Erdtheile kamen nun zwei wunderbare Grillen, die der Alte erfaßt hatte und nicht fahren ließ, ſondern bis aufs Äußerſte ausbeutete. Hellas, ſagt er, hat zwar von den Göttern das ſchönſte Klima, die gedeihlichſte Miſchung von Wärme und Kälte erhalten, die beſten und vortrefflichſten Produkte aber ſind den äußerſten Endpunkten der Erde gegeben. Um dieſen Satz durchzuführen, nimmt er ſo manche Sage unbeſehens mit all den fabelhaften Ausſchmückungen auf, in welche fernherkommende Reiſende ihre Erfahrungen zu kleiden lieben und gegen die Herodot's Verſtand ſich wohl geſträubt hätte, wenn er nicht von jener Vorſtellung befangen geweſen wäre. Vom fernen Oſten holen die Inder ihren Goldſand, im Süden liegt Arabien mit ſeinem Weihrauch und Zimmt, den Weſten Afrika's bewohnen Äthiopen, die ſchönſten, größten und längſtlebenden unter den Menſchen, deren Land Gold und herrliche Bäume trägt; endlich im Norden Europa's entreißen die Arimaspen, von deren Einäugigkeit er aber nichts wiſſen will, den Greifen ihre Schätze. Auch iſt ſoviel gewiß, daß Zinn und Bernſtein von der Erde äußerſten Enden kommen; da er aber von Niemand mit Beſtimmtheit hat hören können, ob denn im Norden Europa's ein Meer ſei, ſo will er an die Kaſſiteriden,

die darin liegen ſollen, und an den Eridanus, der dieſem Meere im äußerſten Weſten zuſtrömt, nicht recht glauben, zumal da der Name des Fluſſes auch gar zu helleniſch klingt. Noch üblere Folgen aber hatte der zweite Einfall auf ſeine ganze Erdanſchauung, der übrigens in gewiſſem Sinne nur eine Folge des erſten iſt. Nord und Süd waren ſich in Betracht der Produkte ähnlich: jetzt ſollte es auch ihre geographiſche Lage ſein. Danach mußte nun zunächſt der Lauf der Flüſſe regulirt werden, die für ihn in beiden Gegenden einen charakteriſtiſchen Anhaltspunkt bildeten. Durch die Ausſagen der Naſamonen ſtand es feſt, daß der Nil Libyen mitten durchſpalte, vom fernſten Weſten nach Oſten ſtrömend, dann aber eine Biegung nach Norden mache; und welch eine bedeutende Strecke er alsdann noch den letzteren Weg verfolge, davon hatte Herodot ſich ſelbſt überzeugt. Leider kannte er den Lauf der Donau gar nicht: *) deshalb ſollte nun auch dieſe, bei Pyrene im äußerſten Weſten entſpringend, Europa auf gleiche Weiſe theilen, mit dem Nil unter einem Meridian münden und, was das Schlimmſte iſt, vorher eine gleich lange ſüdliche Biegung machen. Dadurch geräth Thracien ſo entſetzlich groß, daß es nur Indien an Menge der Einwohner nachſteht, und ſo weit nach Norden ausgedehnt, daß jenſeit des Iſter ſchon Alles öde und wüſt iſt; Scythien aber wird ein vollkommenes Quadrat, da ſich zugleich der Palus Mäotis, dem Pontus Eurinus an Größe kaum nachſtehend, weit nach Norden hinzieht. So wird es im Weſten von der Donau, im Süden vom ſchwarzen, im Oſten vom aſowſchen Meere begrenzt und bleibt nur nach

*) Wahrſcheinlich hat er aber ihre Mündungen bei ſeiner Fahrt auf dem Pontus beſehen; denn daß dieſe in der letzten Strecke nach Südoſt gekehrt ſind, weiß er: 4, 99.

Norden hin offen, wo aber vom Ende des Palus Mäotis und der Biegung des Iſter ab die Wohnſitze anderer Völker beginnen. Dieſe Idee hat ſich Herodot's ſo ganz bemächtigt, daß er ſelbſt die vielen Flüſſe des Scythenlands mit den Kanälen Ägyptens vergleicht und geradezu behauptet, läge der Iſter nicht unter einem nördlicheren Himmelsſtriche, ſo würde er gleich dem Nil ſein Bette überſteigen. Giebt es Hyperboräer (äußerſte Nordbewohner), ſagt er an einer andern Stelle nach derſelben Theorie, ſo muß es auch Hypernotier (äußerſte Südbewohner) geben. — Überhaupt wurde Herodot durch naturhiſtoriſche und phyſiſche Kenntniſſe in ſeinen Beſtrebungen ſicher nicht unterſtützt. Weil er, der weitgereiſte Mann, ſo manche in der Stube ausgeheckte Hypotheſe der joniſchen Philoſophen mit Recht verlachen konnte, ſcheint er ſich ganz von der Philoſophie abgewandt zu haben; ſonſt hätte er ſchon von Anaxagoras, noch mehr aber von ſeinem andern Zeitgenoſſen Demokrit lernen können. Was ſoll man dazu ſagen, wenn Herodot behauptet, in Indien wären die Morgenſtunden die heißeſten des ganzen Tages, weil das Land im fernen Oſten liegt? oder wenn er die Nilüberſchwemmungen daher erklärt, daß die Sonne im Sommer nicht ſo viel Waſſer aus dem Strome auffaugen könne, als im Winter, wo die Nordwinde ſie aus ihrer gewohnten Bahn nach Süden jagten? Und das Alles zu einer Zeit, wo Demokrit die Urſache der Bewäſſerung Ägyptens in dem tropiſchen Regen erkannte, der in Aethiopien fällt. — Dieſer Mangel an Kenntniß aber kann immer zugeſtanden, ja in mancher Beziehung ihm ſogar zum Vorwurf gemacht werden, ohne daß man deshalb genau die Grenze beſtimmen kann, bis zu welcher er ſelbſt allen den wunderbaren Berichten glaubte, die ſein Buch über von ihm nicht geſehene Länder und Völker enthält. Ich ſchreibe, ſagt er, was man mir

erzählt hat, aber es ist nicht nöthig, daß ich deshalb an Alles glaube; und dies Wort gilt für meine ganze Geschichte. Wenn man ihm also in dieser Beziehung Kritiklosigkeit zur Last legt, so ist das nur insofern wahr, als er den Maßstab, den die Bekanntschaft mit den Naturkräften für die Beurtheilung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Erzählung abgiebt, nicht so in seiner Gewalt hatte, als dies nach Lage der Dinge wohl möglich war — ihn nicht so zu gebrauchen verstand, wie sein jüngerer Zeitgenosse Thucydides, der sicher des Anaxagoras Lehren kannte. Er hatte gesehen, wie mächtig Zeit und Raum wirken, und so, meint er, kann ja wohl Alles in der langen Zeit und auf der weiten Erde geschehen. Ihm blieb kein anderer Probirstein, als Autopsie und Prüfung und Vergleichung der berichtenden Autoritäten: und auf diese Weise die Wahrheit zu ermitteln, danach hat er wahrlich redlich gestrebt. Wenn auch die Insel Gmemis nicht schwimmen will — er wagt deshalb nicht den Schluß, dies sei überhaupt unmöglich; er meint nur, eine schwimmende Insel müßte doch ein wunderbares Ding sein. Und wie gut, daß er mit seinen Schlüssen nicht zu schnell bei der Hand war, daß er sein Werk nicht durch Auslassung alles dessen, was ihm als Fabel erscheinen konnte, kritischer zu machen suchte! Wie viele, namentlich für Handel und Gewerbe, für das ganze Leben der in den fernen Gegenden wohnenden Völker so unendlich wichtige Nachrichten würden wir sonst entbehren — da er nur im Stande ist, sie in dem Sagengewande zu geben, in dem er sie empfangen, in welchem wir aber ohne Mühe die Wahrheit entdecken? Wie würde es namentlich mit der Umschiffung Afrikas stehen, wenn er die Behauptung der Schiffer, die er abgeschmackt nennt, nicht erwähnte: sie hätten die Sonne zur rechten Seite gehabt? —

Aber auch in Bezug auf die menschlichen Dinge, auf die

Hiſtorie hat man Herodot oft ſo gut, wie in Betreff der Natur, Mangel an Kritik vorgeworfen. So iſt man gar zu der Anſicht gekommen, ſein ganzes Buch habe keinen andern Zweck, als den großen Kampf der Hellenen gegen die Perſer, die Ariſteia der Griechen in ein für dieſe möglichſt glänzendes Licht zu ſtellen. Dies Beſtreben gebe dem ganzen Werke mit allen ſeinen Epiſoden eine freilich ſchöne, aber immer mehr epiſche als hiſtoriſche Einheit; dadurch meint man denn zu entſchuldigen, wenn die Kritik eben nicht zum Beſten darin bedacht ſei — ohne zu bedenken, daß ein ſolches Bemühen ſelbſt einer Rechtfertigung bedürfte und zwar einer, die man ſchwerlich finden wird, da es einen vollkommen unhiſtoriſchen Sinn beurkunden würde, einen Sinn, der nicht nur mit Kritik, ſondern auch mit Wahrheitsliebe unvereinbar wäre. Durch ſolche Suggeſtionen hat Herodot den Namen des Homers der Geſchichte wahrlich etwas theuer erkaufen müſſen. Sehen wir denn in ſeinem Werke nach, was er bezweckte: denn über das, was er geleiſtet, mag Jeder urtheilen, wie es ihm ſcheint; über das dagegen, was er wollte, hat billiger Weiſe er allein eine entſcheidende Stimme. Er ſchrieb aber ſeine Geſchichte, damit weder der Menſchen Werke mit der Zeit in Vergeſſenheit geriethen, noch die großen und wunderbaren Thaten, die theils die Hellenen, theils die Barbaren verrichtet, des Ruhmes entbehrten, beſonders die Gründe nicht, um deren Willen ſie mit einander Krieg führten. Nachdem er nun die verſchiedenen Sagen über die erſten Kämpfe zwiſchen beiden, wie über den trojaniſchen Krieg, kurz erwähnt hat, ſo geht er folgendermaßen auf den Kröſus und die erſte Unterwerfung der helleniſchen Kolonien durch fremde Gewalt über: »Doch über das vorher Erwähnte will ich nicht ſtreiten, ob es ſich ſo oder anders begeben; den aber, von dem ich ſelbſt ſicher weiß, daß er ungerechte Kriege gegen

die Hellenen unternommen, den will ich nun nennen und ſo in meiner Erzählung fortfahren, der Menſchen große und kleine Wohnſtätten gleichmäßig berührend. Denn von denen, die früher groß waren, ſind gar viele in Unbedeutſamkeit verſunken: und die ich groß fand, die waren vormals klein. Wohl wiſſend alſo, daß die menſchliche Glückſeligkeit nirgends beſtändig iſt, will ich auf gleiche Weiſe beider erwähnen.« — Ich denke, er konnte ſich nicht wohl deutlicher über das Ziel ausſprechen, das er ſich ſteckte. Wie er die Erde lieber in zwei Theile getheilt hätte, nach Weiſe der Perſer, in das von Hellenen und das von Barbaren bewohnte Land, ſtatt ſie nach der Lehre ſeiner joniſchen Nachbarn in drei Stücke zu zerreißen: ſo zerfielen ihm auch die Völker in Griechen und Nichtgriechen. Von beiden nun wollte er berichten, was er des Aufzeichnens Werthes erfahren konnte. Dadurch aber wird ſeine Geſchichte, im Gegenſatz zu den Werken der Logographen, die, wie wir geſehen haben, bald dieſes, bald jenes einzelne Volk zum Gegenſtand ihrer Darſtellungen wählten, zur erſten wahrhaften Univerſalhiſtorie. Aber er wollte auch nicht blos kunſtlos in chronologiſcher Ordnung herunter erzählen, von einem Volke zum andern ſpringend, wie ein Diodor: er fühlte das Bedürfniß einer künſtleriſchen Einheit, eines Cementes für all das Merkwürdige, das er zu berichten hatte. Und dies fand er mit ächt hiſtoriſchem Sinne in den wechſelſeitigen Berührungen, in den Kämpfen der Hellenen und Perſer: es war dies der einzige Geſichtspunkt, von dem aus er eine Weltgeſchichte — denn das iſt ſein Buch — ſchreiben konnte, in der kein Land, von dem er etwas Wichtiges vorzutragen wußte, unberührt blieb, in der ſich alles Merkwürdige, was er auf ſeinen weiten Reiſen erkundet, niederlegen ließ, ohne daß er darum ein bloßer Zuſammenſtoppler von Hiſtorien, ſein Buch eine diodoriſche Bibliothek ſtatt einer

Geſchichte wurde. Dies Umfaſſen des ganzen geſchichtlichen Gebietes von einem Standpunkte aus und die herrliche, reine Sprache, die in einem leichten Periodenbau ſtets gleich ruhig dahin fließt, dies ſind die Hauptvorzüge, die ihn in künſtleriſcher Hinſicht von ſeinen Vorgängern unterſcheiden. Nie wird er dem, was er als ſeinen Hauptzweck ausgeſprochen, untreu; die Beziehungen der Griechen und Barbaren auf einander bleiben ſtets der Faden der Ariadne, der uns durch das lieblich verſchlungene Labyrinth hindurchführt; mit künſtleriſcher Hand weiß er alles Andre am rechten Orte epiſodiſch einzuſchalten. Denn die Epiſoden, ſagt er, liebt meine Geſchichte durchaus. Und wahrlich, wenn Einer, ſo verſteht er ſie auf die rechte Weiſe einzuflechten, was auch ſein ſuperkluger Landsmann Dionys dagegen ſagen mag, verſteht es noch beſſer als Thucydides. Er bezweckte eine hiſtoriſche, keine epiſche Einheit; nicht in der Ariſteia der Griechen, ſondern in ihrem Verhältniſſe zu den Perſern wollte er ſie finden und deshalb kann man auch ſicher mit Dahlmann annehmen, daß nur der Tod des Greiſes die Schuld davon trägt, daß ſein Werk mit der Schlacht bei Mykale endet, daß dies nicht die Folge eines poetiſch angelegten Planes iſt. Er hätte ſicher ſeine Geſchichte nach dem aufgeſtellten Grundſatze noch weiter fortgeführt und mit gewohnter Kunſtfertigkeit darin eingeflochten, was ſich ſonſt in den Ländern helleniſcher und barbariſcher Zunge Wichtiges zutrug und die Stellung der Griechen und Perſer gegen einander bedingte. So verſpricht er ja geradezu noch Nachricht über des Verräthers Ephialtes Tod, ohne ſein Wort zu löſen. —

Was er alſo *wollte*, das ſteht unzweifelhaft feſt: alles »Wunderbare« — ein unzähligemal von ihm gebrauchter Ausdruck — auf der weiten Erde und im großen Menſchengeſchlechte ſammeln und von einem einheitlichen hiſtoriſchen

Geſichtspunkte aus berichten. Wenden wir uns nun zur Geſchichte des großen perſiſch-griechiſchen Krieges, um zu ſehen, ob dieſe wirklich Veranlaſſung giebt, ihn der Treuloſigkeit an ſeinem Principe zu beſchuldigen, ihm vorzuwerfen, er ſei aus einem Geſchichtſchreiber der Menſchheit der Griechen Lobredner geworden. Sicher wird Niemand dieſen Glauben hegen, der mit unbefangenem Sinne die letzte Hälfte ſeines Werkes lieſt, ſicher wäre man nie auf eine ſolche Behauptung verfallen, wenn nicht Lucian's geſchmackvolle Erdichtung von der olympiſchen Vorleſung und Thucydides' berühmten Thränen, deren Unwahrheit Dahlmann unwiderleglich bewieſen, geblendet hätte. Vergebens wird man in der Geſchichte des joniſchen Aufſtandes auch nur ein einziges Wort ſuchen, das Billigung und Theilnahme an dem übereilten Beginnen verriethe: er wurde die Quelle vielen Unglücks für die Jonier, das iſt die alleinige Zeile, aus der ſeine perſönliche Anſicht über das Unternehmen erhellt. Mit ruhigem, durch keine patriotiſchen und liberalen Phraſen zu beſtechendem Sinne zeigt er klar, wie ſeine Landsleute nichts weiter, als das Werkzeug einer Hofintrigue perſiſcher Großen waren, wie es Hiſtiäus einzig darum zu thun war, ſeine Entlaſſung vom Hofe, an den Darius den gefährlich mächtigen Mann wider ſeinen Willen feſſelte, zu erzwingen und der ganze Enthuſiasmus in Jonien nur ein von Ariſtagoras künſtlich erregter Freiheitsſchwindel war, den er zu ſeinen Zwecken benutzte. Die allgemeine Befreiung der helleniſchen Kolonieen von ihren Tyrannen, Ariſtagoras' großmüthige Niederlegung der Herrſchaft über Milet, das Alles vermag keine Bewunderung bei ihm zu erregen, er ſagt ausdrücklich, es ſei nur zum Scheine geſchehen, damit die Mileſier ihn willig bei ſeiner Empörung unterſtützten. Aber auch keine Bitterkeit, keine Menſchenverachtung ſpiegelt ſich in ſeiner Seele; er ſieht in dem Allen nur den natürlichen Ver-

lauf der Dinge, den ja faſt immer die ſogenannten niedern Leidenſchaften der Menſchheit beherrſchen; er giebt die Ereigniſſe ruhig wieder, wie ſie geſchahen, und wenn er ihren Zuſammenhang enthüllt hat, dann hat er ſeiner Aufgabe genügt und ſeinen Zweck erreicht. Mit Liebe ſcheint er auf Hekatäus' verſtändiger Mißbilligung des ganzen Unternehmens zu weilen: aber auch deſſen Meinung trägt er nur einfach vor, ohne ſich Bemerkungen darüber zu geſtatten. Und als es nun zum Kampfe kommt, in wie ſcharfen und richtigen Gegenſatz tritt da nicht die Einheit und Schnelligkeit der perſiſchen Maßregeln mit den zögernden Bewegungen der Hellenen und ihren elenden Zänkereien! Ein wie anſchauliches Bild entwirft uns der Hiſtoriker von dem Zuſtande der griechiſchen Flotte, als ſie bei der Inſel Lade den Feinden gegenüberſteht! Hier wird Niemand geſchont; der ewige Zwieſpalt der einzelnen Anführer, die leidigen Privatrückſichten, die ſie beſtimmten und gar viele von ihnen geneigt machten, ſich von den Perſern erkaufen zu laſſen, gegenüber der Einſicht des perſiſchen Feldherrn, der dies Alles wohl zu benutzen verſteht, werden uns vorgeführt und als natürliche Folge davon erfahren wir dann die große Niederlage der Griechen und das Mißlingen ihres Planes. Auch nun ſtimmt er keine Klagelieder an über die Behandlung ſeiner Landsleute, nachdem die Dämpfung des gefährlichen Aufſtandes gelungen: ſie erſcheint als die vorauszuſehende Folge eines mißglückten Empörungsverſuches gegen einen orientaliſchen Fürſten; ja die Fälle, wo Darius ſich zur Milde bewogen fühlte, werden uns ebenfalls nicht verſchwiegen, wie er denn überall mit Vorliebe bei dieſem Fürſten zu verweilen pflegt. Anders war es mit ſeinem Nachfolger Xerxes. Sein auf Macht trotzender Übermuth und die Strafe, die er dafür empfing, ſind ebenſo unparteiiſch, wie der joniſche Aufſtand, in dem letzten Drittel des

Werkes geſchildert. Auch hier aber iſt keine Spur von Ungerechtigkeit gegen die Perſer, von einer der Wahrheit zuwiderlaufenden Theilnahme für die Griechen. Selbſt der Ruhmestag bei den Thermopylen verliert bei ihm von ſeinem idealen Glanze. Er verhehlt nicht der Phocenſer Feigheit, noch der Thebaner Verrath; er giebt eine Liſte von den griechiſchen Staaten, die es mit den Medern hielten, und ſelbſt diejenigen, welche die gemeinſame Sache des Vaterlandes vertheidigen, ſind darum noch nicht vor ſeinem Tadel ſicher. So müſſen es die Phocenſer hören, daß einzig ihr Haß gegen die Theſſaler ſie bewogen, die Partei der Griechen zu nehmen, weil jene ſich den Medern anſchloſſen; und wie hart wird nicht der Egoismus und die Verblendung der Peloponneſier getadelt, die immer nur an ihre iſthmiſche Mauer denken, ohne ſich das übrige Griechenland am Herzen liegen zu laſſen oder zu erwägen, wie wenig eine ſolche Verſchanzung helfen könne, wenn die Perſer Herren des Meeres blieben. Überhaupt treten beim Beginne des Krieges überall dieſelben leidigen Privatrückſichten hervor, wie beim joniſchen Aufſtande, dieſelben Zänkereien über den Oberbefehl, derſelbe Mangel an Patriotismus, eigne Zwecke dem Gemeinwohl unterzuordnen. Athen mit ſeinem klugen Themiſtokles erſcheint als der einzige Staat, der richtig erkennt, wie die Rettung von Hellas unzertrennlich mit der eigenen verknüpft iſt, und der deshalb auch gerne bereit iſt, Alles für Griechenland aufzuopfern. Die Argiver ſuchen die Gefahr nur zu benutzen, um ihre Stellung gegen Lacedämon zu verbeſſern; nicht einmal die Sage, die ſie beſchuldigt, die Perſer herbeigerufen zu haben, wird uns verſchwiegen, und wenn auch Sparta der Ruhm ſeiner Tapferkeit nicht geſchmälert wird, ſo muß es ſich doch gefallen laſſen, ſeinen Feldherrn Eurybiades einen beſtechlichen und rathloſen Mann nennen zu hören. Und nun

gar der Korinthier Führer Adimant, der die griechiſche Flotte mit ſeinen Schiffen bei Artemiſium im Stiche laſſen will, bis ihm Themiſtokles mehr Geld bietet, als er von den Perſern erwarten kann! Bei Salamis, bei Platää wiederum dieſelbe Schwierigkeit, den Griechen begreiflich zu machen, daß nur in der Einigkeit die Hoffnung auf Rettung beruhe! Leicht ließen ſich hier die Beiſpiele häufen. Schon oben haben wir geſehen, daß ein Charon, ein Hellanikus dieſe Geſchichten dem griechiſchen Ohre angenehmer zu erzählen wußten, und ein ſpäterer Anonymus konnte ja ein ganzes Buch über Herodot's Bosheit verfaſſen, worin er dem Vater der Geſchichte alle die Stellen ſeines Werkes zu Gemüthe führt, in denen er auf den Ruhm der Hellenen nicht genug bedacht geweſen. Nein, wer ſo ſchrieb, der hatte nicht der Griechen Ariſteia, ſondern die Geſchichte im Auge — der ward von keiner Ruhmredigkeit, keinem falſchen Patriotismus geblendet, ſondern forſchte mit ſicherem Auge und ächt kritiſch durch die verſchiedenen prahlenden Berichte einzig der Wahrheit nach. Aber freilich, Eins muß auch hier zugegeben werden: auch hier, wie bei den Naturereigniſſen, beſchränkte ſich Herodot auf Prüfung und Vergleichung deſſen, was man ihm erzählte, ohne zu fragen, was denn möglich ſei, was nicht; ſonſt würde z. B. die Zahl von Xerxes' Truppen etwas kleiner ausgefallen ſein. — Wenn wir nun ſo in Betreff der gleichzeitigen Geſchichte Herodot faſt jeder Anforderung genügen ſehen, die man an einen Hiſtoriker machen kann, ſo ſteht es allerdings mit dem, was er über frühere Zeiten berichtet, anders. Hier iſt er oft nicht mehr als ein Reiſender, der über die Geſchichte der Orte, durch die er kommt, ſo gut es die Verhältniſſe geſtatten, Erkundigungen einzieht. Deshalb iſt in der altatheniſchen Geſchichte Thucydides ohne Zweifel ein richtigerer Führer; deshalb ſcheint er von der ſoloni-

ſchen Geſetzgebung faſt abſichtlich zu ſchweigen, weil er fühlte, wie unvollkommen er das zuſammengeſetzte Gebäude kannte, und fertigt die lykurgiſche Verfaſſung mit ein paar Worten ab, die Alles durcheinander werfen und trotz ihrer nichtsſagenden Kürze dennoch Fehler enthalten. — In Betreff der früheſten Zeiten aber iſt er wieder der vollendete hiſtoriſche Künſtler. Hier hätten Unglauben und Verſuche zur Kritik bei den Mitteln, die ihm als Reiſenden zu Gebote ſtanden, Nichts fruchten können. Da er wegen des Zieles, das er ſich geſteckt, die ältern unſichern Schickſale der Menſchheit nicht übergehen durfte, ſo mußte er ſie ſo erzählen, wie er es that; er mußte die Berichte der ägyptiſchen Prieſter gläubig nachſprechen, ohne an dem hübſchen Sagengewande zu rühren: ſonſt wäre dieſer Theil ſeines Werkes froſtig und kalt geworden, ohne daß die Geſchichte dabei etwas gewonnen. Das Einzige, was ihm übrig blieb, war, den Zeitpunkt anzugeben, mit dem bei den einzelnen Völkern ſichere Hiſtorie beginnt: und nicht unrichtig wählt er dazu für den Orient des Kröſus und Cyrus, für Ägypten Pſammetich's Regierung. Wie gewandt ſchildert er endlich nicht bei den Völkern, wo, wie bei den Scythen und Thraciern, nicht einmal eigentliche Sagengeſchichte zu haben war, die Lage ihres Landes und ihre Sitten, um uns mit ihnen bekannt zu machen!

Aber noch gab es neben den genannten Hinderniſſen Ein tief in dem ganzen Weſen des Mannes begründetes Gefühl, das, wenn auch die Quelle mancher der Vorzüge, die wir an ihm bewundert haben, doch der Vergrößerung ſeiner politiſchen Einſichten oft hemmend in den Weg trat: ſein gläubig frommer Sinn. Klar wird dieſer einem Jeden, der auch nur einen Theil ſeines Werkes geleſen, nur das zweite Buch, welches Ägypten gewidmet iſt. Er durchforſchte überall die Orakel und glaubte an ihre Ausſprüche; ſehr häufig

bemüht er ſich, nachzuweiſen, wie ſie bei dieſer und jener Veranlaſſung in Erfüllung gegangen ſind. Vieler Myſterien kundig, der ſamothraciſchen, der orphiſchen, ſelbſt einiger ägyptiſchen, war er von der höchſten Ehrfurcht vor göttlichen Dingen erfüllt, ſo daß er nicht einmal gern von ſo heiligen Sachen ſpricht. Nur ſo weit es zu meiner Erzählung unumgänglich nothwendig iſt, ſagt er in ſeinem Berichte über Ägypten, will ich von ihnen reden, und fügt dann am Schluſſe hinzu: nachdem wir nun ſo viel von dieſen Dingen erwähnt, mögen uns Götter und Menſchen gnädig ſein. Trefflich iſt nun Dahlmann's Bemerkung, wie wir es dem Schickſale nicht genug danken können, daß ſich zu dieſem frommen Sinne dennoch ein frohes, heiteres, mehr auf die menſchlichen Dinge gewandtes Gemüth geſellte, das ihn namentlich in Ägypten davor ſchützte, daß er nicht zum Mythologen umſchlug. Schon jene angeführten Worte, jene Scheu vor dem Göttlichen, in die ſich ſeine Ehrfurcht verwandelte, bekunden, daß er nicht dazu gemacht war, über heimiſche und fremde Gottheiten zu ſpeculiren — und vor Verſinken in ſtumpfen Pietismus bewahrte ihn ſein kräftiger Geiſt. Dennoch ſtammt aus dieſer Richtung die Gewohnheit, ja das Bedürfniß her, die Schickſale der Menſchheit immer als unmittelbare Ausflüſſe eines göttlichen, über die Menſchheit erhabenen Wirkens zu betrachten, deſſen Thätigkeit er beſonders dann erkennt, wenn es der Menſchen Übermuth züchtigt, in welcher Weiſe er ſich nun auch äußern mag: im Trotzen auf Gewalt, wie bei Xerxes, oder im Streben nach übermäßiger Rache, wie bei Pheretima. Denn verhaßt iſt es den Göttern, wenn die Menſchen nach zu großer Genugthuung trachten. Das Schickſal, wie es bei ihm auftritt, ſorgt recht eigentlich dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Aber nicht immer thut es dies auf eine der Gerechtigkeit gemäße, bloß ſtrafende

Weiſe: es ergreift auch oft Präventivmaßregeln, um den Übermuth, den zu großes Glück leicht in des Menſchen Bruſt erzeugt, gar nicht zum Ausbruche kommen zu laſſen: ſo bei Polykrates' Untergange. Daher denn jene andere Überzeugung, daß der Glückliche ſich hüten mag, weil die Gottheit es liebt, die Mächtigen zu Boden zu ſchmettern, wie der Blitz nur in die höchſten Bäume ſchlägt: denn neidiſch iſt die Gottheit. So wird ſie bei ihm anthropomorphiſirt, wird mit menſchlichen Leidenſchaften begabt; ja dies geht ſo weit, daß er es dann auch ganz natürlich findet, wenn man bei gar zu großem Glücke durch ein Unheil, das man ſich ſelbſt zufügt, das Schickſal zu ſühnen, ſeinen Neid abzuwenden ſucht. Doch es läßt ſich nicht immer ſo beſchwichtigen, nimmt bisweilen der Menſchen freiwillige Opfer nicht an: das zeigt das Ende des Samierfürſten. Den Zauber nun zu ſchildern, den dieſe Denkart über ſein ganzes Werk ausbreitet, iſt nicht nöthig; jeder, der es kennt, hat ihn auch empfunden. Aber freilich bringt ſie auch den Nachtheil mit ſich, daß er geneigt iſt, gar zu wenig Werth auf die menſchlichen und beſonders die ſtaatlichen Einrichtungen zu legen, wenn er die Schickſale der Länder und Völker erklärt; und dies unterſcheidet ihn hauptſächlich von Thucydides. Dieſe Weltanſicht iſt Schuld daran, daß wir über Perſiens und Ägyptens eigentliche Verfaſſung faſt gar Nichts erfahren, daß er bei Kambyſes' Wüthen gegen die ägyptiſchen Prieſter und Heiligthümer ganz überſieht, wie die Ägypter (eben ſo wenig als die Sachſen von Karl) bezwungen werden konnten ohne Vernichtung ihrer Religion; daß der ganze Feldzug dieſes Fürſten gegen Pſammenit durchweg den Anſchein eines muthwilligen Eroberungskrieges erhält, während es, wie Dahlmann nachweiſt, ein Kampf um den Beſitz der ſyriſchen Seeküſte und Cypern's war, der früher oder ſpäter unvermeidlich zum Ausbruch kommen mußte; daß

er bei Polykrates' Untergange eine Menge von Unwahrſcheinlichkeiten überſieht; daß, mit einem Worte, ſeine eigentlich politiſchen Einſichten ſtets höchſt mittelmäßig bleiben. Wie hoch man aber auch dieſen Mangel anſchlagen mag: den Vorwurf der Kritikloſigkeit, das zweideutige Lob der poetiſchen Geſchichtsauffaſſung begründet er ſicher nicht. Daß Herodot und Thucydides in dieſem Punkte divergiren, iſt übrigens, ſelbſt abgeſehen von ihrer verſchiedenen Gemüthsrichtung, erklärlich und natürlich: beide waren hierin Kinder ihrer Zeit. Auf den erſten wirkten in ſeiner Jugend die Anſichten der älteren joniſchen Philoſophenſchule, ſein Alter aber verlebte er in der Nähe der Stadt, wo Parmenides und Empedokles eine zur Myſtik hinneigende Weltweisheit verkündeten; indeß bei dem jüngeren Thucydides der Einfluß der Lehren des Anaxagoras unverkennbar iſt, der zuerſt den Verſtand zum weltordnenden Prinzipe erhob.

Es bliebe nun noch die Frage über die Abfaſſungszeit des Buches und über Herodot's Verhältniß zu Thucydides zu berückſichtigen; beides hat jedoch Dahlmann vollkommen erledigt. Herodot's Werk iſt erſt nach 408 (Ol. 93, 1) vollendet; denn in dies Jahr fällt der noch von ihm erwähnte (1, 130. cf. Xen. Hell. 1, 2. fin.) Aufſtand der Meder gegen Darius Nothus, ſowie ferner der Tod des ägyptiſchen Königs Amyrtäus, der in glücklicher Empörung die Krone ſeines Heimathlandes errungen, und deſſen Sohne Pauſiris, Herodot zufolge (3, 15. cf. Euseb. Chron. can. pag. 172), Darius das väterliche Reich unter perſiſcher Oberhoheit ließ. Deshalb fallen auch die Märchen fort von den tadelnden Rückblicken, die nach einem Scholiaſten Thucydides ſich über ein Werk erlaubt haben ſoll, das er noch gar nicht geleſen haben kann — Märchen, denen man nie geglaubt haben würde, wenn nicht jene unſelige Erfindung Lucians

hier alle Urtheile befangen gehalten hätte. So wird es auch wahrſcheinlich, daß ſein Werk ein unvollendetes iſt, und ſelbſt die in ihrer weiteren Ausführung freilich ſinnloſe Sage, es ſei erſt nach des Verfaſſers Tode herausgegeben, gewinnt ſo einige Haltbarkeit. Für das eigentliche Griechenland war es ſicher noch eine neue Erſcheinung zu der Zeit, als Kteſias ſeine heftigen Invectiven dagegen ſchrieb.

Die Berliner Monatsschrift

von

Gedike und Biester.

Ein Beitrag

zur

Geschichte des deutschen Journalismus.

Von

E. Meyen.

Es hat ſich in der neueſten Zeit wohl keine Wiſſenſchaft einer ſolchen Pflege und ſo reichlicher Arbeiten zu erfreuen gehabt, als die deutſche Literaturgeſchichte. Für die älteren Epochen derſelben hat ſich eine eigne Philologie gebildet, welche mit unermüdlichem Fleiße bemüht iſt, die Dichtungen und Chroniken des Mittelalters an das Licht zu ziehen, zu ſichten, herauszugeben und durch Übertragungen dem Volksbewußtſein wieder anzueignen. Ebenſo iſt die Darſtellung und Erläuterung der uns zunächſt liegenden Epochen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, deren Werke noch unmittelbar auf das Volk wirken, von den beiden Wiſſenſchaften, welchen ihre Bearbeitung vorzüglich oblag, von der Geſchichtsſchreibung wie von der Äſthetik, ſo ämſig und mit ſolcher Hingebung betrieben worden, daß eine Reihe der vortrefflichſten Werke daraus hervorgegangen iſt, welche auf die Belebung der Volksbildung den wohlthätigſten Einfluß ausgeübt haben. Schloſſer und Gervinus haben uns den männlichen Geiſt und das ernſte Streben, die unſere Literatur geſchaffen haben, an ihren Darſtellungen derſelben ſelbſt vergegenwärtigt: und was dieſe beiden etwa noch vermiſſen ließen, die tiefere äſthetiſche Durchdringung ihres Stoffes, iſt von der Hegelſchen Schule in zahlreichen Analyſen der vorzüglichſten Werke unſerer erſten Dichter, ſowie auch ſchon neuerer und neueſter Schriftſteller, geliefert worden. Durch dieſe vereinten Beſtrebungen iſt unſre Literaturgeſchichte zu

einem der reichſten und wirkſamſten Literaturzweige, ja zu einer wahrhaft populären Wiſſenſchaft geworden.

Sie iſt das Compendium unſerer Bildungsgeſchichte, in welchem wir gerne blättern, um uns der Reſultate unſeres Dichtens und Denkens bewußt zu werden und dieſelben dann endlich einmal auf das Leben ſelbſt anzuwenden und uns die Früchte zu erringen, die uns nach ſo raſtloſen Mühen gebühren.

Aber auch damit hat die Literaturgeſchichte ihr Ziel noch nicht erreicht. Wenn eine Wiſſenſchaft die Grenzen ihres Gebietes umriſſen und ihren Inhalt im Ganzen und Großen geſichert hat, ſo gewinnt ſie dadurch erſt die Ruhe, die erworbene Erkenntniß ihres allgemeinen Geiſtes auf das Einzelne anzuwenden: und indem ſie dieſes in ſeinem ausführlichen Zuſammenhange mit der Zeit, dem es entſproſſen iſt, erkennen lernt, muß auch das Allgemeine wieder eine neue Geſtalt gewinnen, ja ſogar Vieles in demſelben in ein ganz anderes Licht treten.

In dieſer neuen Bereicherung iſt unſre Literaturgeſchichte gegenwärtig begriffen. Fortwährend ſehen wir neue Monographien über bisher noch weniger beachtete Schriftſteller auftauchen und ergänzen, was die größeren Werke bisher noch verabſäumt haben. Noch wichtiger und erfolgreicher iſt aber das Unternehmen, welches Prutz jetzt in ſeiner Geſchichte des deutſchen Journalismus begonnen hat. Damit hat die deutſche Literaturgeſchichte erſt die rechte Quelle zu einer ſolchen Ausarbeitung ihres Stoffes ins Einzelne gefunden, und damit iſt uns auch erſt die Möglichkeit gegeben, ſie zu dem zu machen, was ſie zu werden hat, zu einem treuen Abbilde des geiſtigen Lebens unſers Volkes. Denn hier, in dieſen Documenten des unmittelbaren Ausdruckes des Zeitbewußtſeins, finden wir auch erſt die Mittel zu einer allſeitigen

Darſtellung dieſes Lebens. Aus den Zeitungen und Zeitſchriften können wir uns erſt ein Bild von dem entwerfen, was die verſchiedenen Jahrzehnte gefühlt und gedacht und was ſie erſtrebt haben; erſt durch dieſe Kenntniß kann uns auch der Bildungsgang der einzelnen Schriftſteller, in denen ſich dieſe Gefühle und Gedanken concentrirten, völlig klar werden. Was dem Hiſtoriker die Memoiren, daſſelbe ſind dem Literarhiſtoriker die Zeitungen. Wie Jenem die Memoiren dazu dienen, ihm ſeine Helden in das rechte Licht zu ſtellen, indem ſie ihm dieſelben in dem Zuſammenleben mit ihren Zeitgenoſſen und damit auch erſt in ihrer Natürlichkeit und ihrem wahren Zuſammenhange mit den Begebenheiten ihrer Zeit zeigen, und wie ſich ihm erſt hieraus der wahre Maßſtab für die Geſchichte der Thaten, die er zu ſchildern hat, ergiebt: ſo kann auch der Literarhiſtoriker erſt ſeine Schriftſteller ſchildern, wenn er ſie aus dem geiſtigen Boden, in welchem ſie wurzelten, hat erwachſen ſehen, wenn er das Volksbewußtſein kennt, aus dem ſie hervorgegangen ſind und das er in jenen Quellen ungleich mannigfaltiger und vollſtändiger zu erkennen vermag, als in dem einzelnen Schriftſteller. Die Rechtsideen, die religiöſen Anſchauungen und die philoſophiſchen Beſtrebungen der verſchiedenen Zeitalter treten ihm hier auf das Lebendigſte entgegen; ja, die Vergangenheit muß ihm dadurch ebenſo verſtändlich werden, wie ihm ſeine Gegenwart iſt, in der er das Zuſammenwirken dieſer Geiſteselemente unmittelbar vor ſich hat.

Wer ſich dieſem Studium zuerſt hingiebt, wird daher auch immer über die Fülle des hier noch unentdeckt daliegenden Geiſtes erſtaunen; eine Menge Schriftſteller werden vor ihm auftauchen, von denen er bisher noch keine Ahnung hatte und auch nicht haben konnte, weil ſie bloß auf dieſem Gebiete thätig geweſen ſind; die Ariſtokratie des Geiſtes, in

der er bisher die Literaturgeſchichte ſah, wird ſich ihm plötzlich in eine Demokratie verwandeln, welche noch ganz andere Reſultate aufweiſt, als jene.

Prutz erzählt uns, es ſei ihm während dieſer Forſchungen oft zu Muthe geweſen, als träte er in eine Todtenſtadt, deren Geräthe und Werke noch alle an ihrem Ort gelegen, und deren Sitten und Einrichtungen er aus dieſen habe enträthſeln können; ſo viel noch unbenutzte und völlig vergeſſene Ausbeute hat er bei dieſen Studien gefunden, und Jeder, der ſie getheilt, wird ihm dies nachempfinden können.

Die Aufgabe, welche ſich Prutz geſtellt hat, das geſammte Gebiet der deutſchen Journaliſtik zu durchwandern, iſt aber wieder ſo groß, daß auch dieſe Arbeit, ſo trefflich ſie auch angelegt und mit welchem Scharfſinn ſie auch bisher durchgeführt worden iſt, nicht zur Bewältigung dieſes Stoffes genügen wird. Prutz kann, wie er dies auch ſelbſt erklärt, nur die äußern Umriſſe, nur die Geſchichte der Journaliſtik geben, und muß es Andern überlaſſen, die Reſultate der einzelnen Epochen auch in ihrem Detail darzuſtellen.

Den Verfaſſer dieſer Zeilen haben ſeine früheren literarhiſtoriſchen Studien vor mehren Jahren ebenfalls auf dieſes Gebiet geführt, und auch er fühlt ſich daher getrieben, der Aufforderung, welche Prutz an jene Beſchränkung ſeiner Aufgabe knüpft, zu genügen und die Reſultate ſeiner von vorn herein auf ein engeres Gebiet begränzten Studien zu veröffentlichen, um auch ſeinerſeits zu zeigen, wie fruchtbar ſolche Forſchungen zu werden vermögen und wie wichtig ſie daher in Wahrheit ſind.

Ich wollte mir eine nähere Kenntniß der Epoche der deutſchen Aufklärung verſchaffen: zu welchem Ende ich mich ſehr bald veranlaßt ſah, auch die dahin einſchlagende Journaliſtik ins Auge zu faſſen, um mir die Kämpfe dieſer Zeit in

ihrer unmittelbaren Geſtalt zu vergegenwärtigen. Ich las die Literaturbriefe, die Allgemeine Deutſche Bibliothek und die Berliner Monatsſchrift von Bieſter und Gedike. Namentlich in dieſer letztern fand ich ein ſo reiches Material für die Geſchichte dieſer Kämpfe, daß ich mich unwillkürlich davon gefeſſelt fühlte und nicht ehe ruhte, bis ich die zahlreichen Bände derſelben durchgeleſen und excerpirt hatte: wobei mir, je mehr ich in dieſer Arbeit fortſchritt, deſto lebhafter ſich die Überzeugung aufdrängte, daß wir noch keine genügende Darſtellung dieſer Zeit beſitzen, und wie unrecht wir daran gethan haben, ſie in den Hintergrund treten zu laſſen, da ſie doch in der That die Grundlage bildet, aus der unſre heutige Bildung entſproſſen iſt.

Wir ſind bisher nur gewohnt geweſen, die Aufklärung unter dem Einfluſſe der Goethe-Schillerſchen Zeit, der romantiſchen Schule und der ſpekulativen Philoſophie zu betrachten, die ſich feindlich gegen dieſelben verhalten, weil ſie auf den Schultern derſelben emporgeſtiegen. Allerdings haben uns dieſe mehr gegeben, als die Zeit der Aufklärung: ſie haben uns durch die volle Hingebung an das Gefühl erſt jene wahre Schwungkraft der Poeſie, ſowie durch die tiefere Ausbildung der Speculation jene Elaſticität des Verſtandes errungen, welche uns befähigt, alle Gegenſätze in ihrer vollen Schärfe hinzuſtellen und zu löſen, und damit den Griechen den Preis ihrer Dialektik ſtreitig zu machen. Aber Eins haben ſie doch nicht erreicht, was jene einfachere Zeit, die Zeit der Aufklärung, in vollem Maße beſitzt: die unmittelbare Hingebung an die Maſſe, die Entwicklung der Wiſſenſchaft in und mit dem Volke. Sie haben immer nur für dieſe als Product des wiſſenſchaftlichen Geiſtes gewirkt und deſſen natürlichen Zuſammenhang mit dem Volksgeiſte außer Acht gelaſſen. Daraus iſt in unſerer Bildungsgeſchichte allmälig

eine tiefe Lücke entſtanden, deren Folge wiederum jener Indifferentismus der zwanziger und dreißiger Jahre war, den wir noch jetzt ſchmerzlich zu empfinden haben. Denn erſt die neueſte Zeit hat uns wieder zu der Überzeugung gebracht, daß dieſe Trennung der Wiſſenſchaft von dem Volksgeiſte aufgehoben werden muß, ſobald wirklich ein wahrhafter und eben darum allgemeiner Fortſchritt errungen werden ſoll, und daß in dieſem allgemeinen Fortſchritt auch allein erſt die Sicherheit für die Entwicklung der Wiſſenſchaft ſelbſt enthalten iſt. Haben wir es doch erlebt, und erleben es ſtündlich noch, wie leicht auch ſie gefährdet werden kann, wenn der Volksgeiſt ſie nicht ſchützt! — Erſt die Volksaufklärung iſt die verwirklichte Wiſſenſchaft; erſt ſie giebt dem Geiſte die wahre Garantie ſeiner Exiſtenz; erſt wenn das ganze Volk frei denkt, kann der Geiſt der Freiheit ſich in ihm verwirklichen.

Die Epoche der Aufklärung hat dieſes Ziel weit lebhafter vor Augen gehabt, als die ihr nachfolgenden Jahrzehnte und darum iſt ihre unmittelbare Wirkſamkeit auch eine größere geweſen. Sie hat ein Zeitalter, einen beſtimmten Charakter und beſtimmte Sitten geſchaffen: ihre Ideen waren es, welche die geiſtige Wiedergeburt des Volkes bewirkt und Deutſchland vor dem Verfall gerettet haben, dem es entgegenging. Sie hat dem Volke eine neue Begeiſterung, die Begeiſterung für die religiöſe und politiſche Freiheit verliehen und es ſeine Menſchenrechte kennen gelehrt. Schon jetzt iſt daraus ein neuer Zuſtand der Staaten entſproſſen, der den aller früheren Jahrhunderte weit überragt. Daß dieſer Zuſtand nicht vollendet worden, iſt nicht die Schuld jener Zeit, die ihn ſchuf: ſondern der ihr nachfolgenden. Hätte dieſe eben ſo viel Energie daran gewandt, ihn fortzuführen, als die anwendeten, welche ihn herbeiführten: das Menſchengeſchlecht wäre weiter, als es iſt. Vergebens aber ſehen wir uns in dieſer nachfolgenden

Zeit um nach einer gleichen Hingebung der Führer an das Volk: wie Frankreich nach der Revolution politiſch erſchlafft, ſo fehlt es auch in Deutſchland an Muth, das Werk der Aufklärung zu vollenden; beide daher fallen der Reſtauration und Reaction anheim. Vergebens ſuchen wir namentlich nach einer Journaliſtik in Deutſchland, welche der der Aufklärungsepoche nur irgendwie an die Seite zu ſtellen wäre: wir finden nichts, als die immer größer werdende Iſolirung der Wiſſenſchaft, namentlich der Speculation, und die Verflachung durch das belletriſtiſche Intereſſe, die bloße Spielerei mit den Gedanken und Gefühlen. Es fehlt das eigentliche Herz der Literatur.

Müſſen wir daher nicht dieſen nachfolgenden Jahrzehnten den Vorwurf machen, daß ſie durch ihre Bekämpfung der Aufklärungsepoche dieſe vernichtet haben, ohne etwas Neues und Beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen? müſſen wir es nicht namentlich Schelling vorwerfen, daß er dieſe »Ausklärung« brandmarkte und es Mode machte, ſie zu verſpotten und gering von ihr zu denken? Aus dieſer »Ausklärung« iſt jener »Aufkläricht« entſtanden, der in dieſem Augenblick das Stichwort der hiſtoriſch-romantiſchen Schule bildet, mit welchem dieſe ſich jetzt zu ihren ſchnöden Reactionsverſuchen aufſtachelt. Ebenſo hat auch Hegel die deutſchen Aufklärer immer nur über die Achſel angeſehen und ſie ebenfalls nur dem Spotte preisgegeben, indem er ſie als »ehrliche Trödler« bezeichnet, die nur mit den Ideen der andern Völker »Schacher treiben« und ſich in »gehaltloſes mattes Geſchwätz« verlieren. Solche Trödler aber waren ſie nicht; ſie kauften ihre Waaren ebenſo gut und friſch aus erſter Hand, wie die Franzoſen, und vertrieben ſie auch ebenſo lebendig: nur daß ſie dieſelben nicht ſo ſchnell zu Thaten ausprägten, wie jene, weil ſie nicht ſo durch ihre Staatszuſtände dazu gedrängt waren. Sie ſuchten

auf friedlichem Wege, auf dem Wege der Reformen zu erreichen, was Jene durch die Revolution bezweckten. Jedenfalls iſt der Anfang, den ſie machten, das Volk zum Denken zu gewöhnen, ein überaus achtbarer, und ihre beredte Aufforderung hierzu kein bloßes »Geſchwätz« zu nennen. Sogar Goethe und Schiller müſſen wir der Ungerechtigkeit gegen die Aufklärer zeihen. Sie haben ſie noch mehr dem Spotte preisgegeben und noch mehr ihr Anſehen öffentlich untergraben, als ſelbſt von den Philoſophen geſchehen: und doch waren ſie dazu nur um Eines Mannes willen berechtigt. Nicolai hatte ſich gegen Goethe, wie gegen Schiller allerdings die größten Plattheiten zu Schulden kommen laſſen, er hatte über ſie geurtheilt, wie nur der ärgſte Philiſter urtheilen konnte und deshalb den Hohn, den ſie in den Xenien über ihn ausgoſſen, reichlich verdient. Mußten ſie aber deshalb den Stab brechen über die ganze Richtung, der er angehörte, und ſich vornehm von dieſer Wirkſamkeit für das Volk abwenden? ja mußten ſie deshalb verſchmähen, gleich den Aufklärern, unmittelbar auf die religiöſe und politiſche Bildung des Volkes zu wirken, da doch ein Mann von Leſſing's Genius ſich für eben dieſe Arbeit nicht zu groß geachtet hatte?! Auch Leſſing erwieſen Goethe und Schiller zwar alle Achtung und erhoben ihn ſogar zum Heros in der Literatur: aber ſein Werk haben ſie nicht fortgeſetzt, auch nicht einmal Andere zur Fortführung deſſelben ermuntert. Weder Goethe noch Schiller, noch irgend Einer aus der romantiſchen Schule haben ſich unmittelbar für die Religionsfreiheit in Leſſings Sinne erhoben; ja als Fichte es unternahm, das volle Recht der Philoſophie auf dieſe geltend zu machen, ſo hatten ſie, obwohl beide dieſes Recht anerkannten und Fichte's Sache billigten, dennoch nicht den Muth, ſich auch offen für ihn zu erklären und ſeine Vertreibung aus Jena zu verhindern. Dadurch ging die

Schlacht, die Fichte der ſächſiſchen Orthodoxie anzubieten gewagt hatte, verloren und die Nation büßte damit auf lange Zeit die Frucht ihres Sieges, die völlig freie Entwicklung ein.

Wohin die Phantaſtik der romantiſchen Schule geführt, haben wir ferner mit Schrecken erlebt; ſie hat der chriſtlichen Reaction, an der wir jetzt kranken, unmittelbar in die Hände gearbeitet und ſich theilweiſe ſogar zu ihrem Werkzeug hergegeben.

An praktiſcher, eigentlich hiſtoriſcher Bedeutung daher übertreffen die Aufklärer die Romantiker um ein Unermeßliches; auch wird die künftige Zeit, glauben wir, ihren Werken mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, als denen der Romantiker. Selbſt Nicolai, der viel Verrufene, iſt mehr werth, als ſie: denn wie bornirt er auch ſei, ſo iſt es ihm doch ſtets um die Wahrheit zu thun und ſeine Schriften ſind daher immer nützlich und lehrreich. Sein Sebaldus Nothanker enthält eine Zeitſchilderung, die noch oft von hiſtoriſchem Werthe iſt, und in ſeiner Reiſebeſchreibung finden wir eine ſo ſcharfe Kritik der damaligen Zuſtände Deutſchlands, wie in keiner andern Schrift, ja die nur auszuſprechen der größte Muth erforderlich war. Durch ſeine Plattheiten dem Fluche der Lächerlichkeit allerdings verfallen, wird er daneben noch immer Eigenſchaften behalten, die ihm das Andenken an ſeine Wirkſamkeit ſichern.

Dennoch hat es Goethe nicht verſchmäht, dieſe und zugleich die ſeiner Genoſſen in den Blocksbergsſcenen ſeines Fauſt dem Spotte der Nachwelt zu übergeben. Die Verſe:

»Sagt, wie heißt der ſteife Mann?
Er geht mit ſtolzen Schritten.
Er ſchnoppert, was er ſchnoppern kann,
Er ſpürt nach Jeſuiten.«

treffen die ganze Richtung der Berliner Monatsſchrift. Aber

ob auch in Wahrheit und mit Recht? Die nachfolgenden Zeiten, und namentlich unſre jüngſte Zeit, haben dieſe Frage gelöſt; ſie haben zur Genüge bewieſen, daß dieſe »Jeſuitenriecherei« kein überflüſſiges, ſondern ein höchſt nöthiges und unmittelbar aus dem Princip der Aufklärung erwachſendes Werk war. Oder wie konnte dieſe es ruhig mit anſehn und dulden, daß ſich der Jeſuitismus wieder in die Herzen der Völker zu ſchleichen und ſelbſt den Proteſtantismus zu umgarnen verſuchte, um das katholiſche Princip zum alleinherrſchenden zu machen und dadurch ſelbſt zur Herrſchaft zu gelangen? Vielmehr ſie mußte dieſe Hydra von Grund aus zu vertilgen trachten, wenn ſie ihrer Freiheit, der Denkfreiheit eine ſichere Stätte bereiten wollte. Wenn ſie daher dieſe Stätte ſo vorſichtig, mit ſo eiferſüchtigen Blicken als nur irgend möglich bewachte, ſo that ſie darin nichts, als was ihr Recht, ja ihre Pflicht war. Wir haben es erlebt, wohin es führt, wenn dieſe Wachſamkeit aufhört, wir ſehen es täglich, auf welche Weiſe die Jeſuiten ſich in der Schweiz der Herrſchaft bemächtigen, wie ſie Frankreichs Geiſtesfortſchritte hemmen und welche Künſte ſie auch wieder gegen den Proteſtantismus in Deutſchland in Bewegung ſetzen. Schon haben wir jetzt von »proteſtantiſchen Jeſuiten« zu ſprechen; die Schwärmerei für das alte »hiſtoriſche Recht« iſt ihnen eine weit bequemere Brücke zu ihrem Ziel, als der unbeſtimmte Drang nach der Myſtik der Gefühlswelt, welcher das achtzehnte Jahrhundert neben der Aufklärung erfüllt. Unter dieſen Umſtänden dürfte jeder Beitrag zur Geſchichte der Aufklärung, als ein Verſuch, eine gerechtere Beurtheilung dieſer Epoche und dadurch, wenn möglich, eine Rückkehr unſrer Zeit zu den volksthümlich praktiſchen Principien derſelben herbeizuführen, nützlich und willkommen ſein.

Was nun ſpeciell die Berliner Monatsſchrift angeht, ſo

hat (möchten wir behaupten) Berlin noch niemals wieder eine für die geſammte Publiciſtik und die Volksbildung ſo wichtige Zeitſchrift beſeſſen, wie dieſe. Sie iſt das freimüthigſte Organ, das jemals in den Mauern Berlins erſchienen iſt; ja wenn wir die heutigen Preßzuſtände damit vergleichen, muß uns zugleich Röthe der Scham und des Zornes auf die Wange ſteigen. Damals durfte Berlin noch ſagen, was es dachte, es ſtand an der Spitze der geſammten deutſchen Cultur und drängte dieſelbe unaufhaltſam vorwärts. Jetzt, wo es in noch weit höherem Grade zum geiſtigen Mittelpunkt befähigt wäre, wo durch die Univerſität allein eine ſolche Maſſe der Intelligenz darin concentrirt iſt, wie in keiner andern Stadt, jetzt dagegen iſt es zu dem unwürdigſten Schweigen verurtheilt; fortwährend von dem übrigen Deutſchland muß es ſich ſeine elenden Zeitungen und Zeitſchriften als den Ausdruck ſeines Geiſtes vorhalten laſſen; ja es muß, was noch ſchlimmer, dabei fortwährend mit anſehen, in welche Indifferenz, welchen Stumpfſinn, welche Roheit und Frivolität der Volksgeiſt verſinkt, weil ihm keine Nahrung für ſeine ſittliche Erhebung dargeboten wird.

Aber auch hievon abgeſehen: was die Berliner Monatsſchrift ihrer Zeit war, würden die heutigen Publiciſten auch ſelbſt bei größerer Freiheit der unſern dennoch nicht wiedergeben können, weil jene durch eine Vereinigung von Kräften getragen ward, wie ſie unſrer Zeit noch lange nicht möglich ſein wird. Das achtzehnte Jahrhundert war unbekannt mit dem Kaſtengeiſt, den das Beamtenthum, wie mit dem gelehrten Hochmuth, den die iſolirte Wiſſenſchaftlichkeit hervorgerufen hat. Das Jahrhundert des Humanismus und der Toleranz forderte von ſeinen Organen auch, daß ſie ſelbſt duldſam ſeien und ſich erſt als Menſchen fühlten, bevor ſie den Gelehrten geltend machten. In der Berliner Monatsſchrift ſtellen

ſich die erſten und vorzüglichſten Schriftſteller unmittelbar neben die unbedeutendſten und unberühmteſten; es kommt ihnen nicht darauf an, ob Alles, was die Zeitſchrift bringt, auch literariſch vollendet und beſonders tief gedacht iſt, wenn es nur dem Volke nützt. Goethe und Schiller haben an der Berliner Monatsſchrift freilich nicht mitgearbeitet; wohl aber Kant und Juſtus Möſer. Kant verſchmähte es nicht, auch für das Volk zu ſchreiben und er hat von dieſer ſeiner populären Wirkſamkeit ebenſo reiche Früchte geerntet, wie von ſeiner eigentlichen ſpeculativen Wiſſenſchaft, indem er durch ſie eine große Anzahl von Menſchen, zu denen die Speculation ſonſt nicht gedrungen wäre, für die Sache der Philoſophie und der Denkfreiheit gewonnen, und dadurch zugleich auch den Herrſchenden gezeigt hat, welche Macht in Wahrheit die Philoſophie iſt.

Beinahe ſämmtliche kleine Abhandlungen, welche nachher drei Bände ſeiner vermiſchten Schriften füllten und außerdem auch noch die einzelnen Abſchnitte ſeiner »Religion innerhalb der Grenzen der menſchlichen Vernunft« ſind zuerſt in der Berliner Monatsſchrift erſchienen. Auch Juſtus Möſer war ebenfalls ein ſehr fleißiger Mitarbeiter; alle die kleinen Skizzen, in denen er die Hofſitten ſeiner Zeit perſiflirt, ſo wie mehre Abhandlungen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, hat er ausdrücklich für die Monatsſchrift verfaßt. An dieſe beiden Männer reiht ſich die große Zahl von Mitarbeitern, die im Laufe der Jahre zu der Monatsſchrift traten und unter denen wir faſt keine der damaligen, wie der ſpäteren literariſchen Berühmtheiten vermiſſen. So finden wir Mendelsſohn, Bendavid, Moſes Maimon, Ramler, Gleim, Heyne, F. A. Wolf; aber auch Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Schlegel, Fichte, Adam Müller u. A.

Und doch war es nicht die immerhin nur momentane

Wirkung dieſer einzelnen Mitarbeiter: vielmehr die durchgehende Richtung der Monatsſchrift im Ganzen, dieſer fortwährende, unabläſſige Kampf der Aufklärung gegen die unfreien Elemente des achtzehnten Jahrhunderts iſt es, was dem Journale ſeine eigentliche Bedeutung verleiht. Dieſer Kampf aber wird, außer von Bieſter ſelbſt, am Nachdrücklichſten in der Regel von ungenannten Schriftſtellern vertreten: und werde ich daher auch in der nachfolgenden Darſtellung ebenſo großes Gewicht zu legen haben auf dieſe Namenloſen, als auf jene, die Berühmten und Vielgefeierten.

Die Berliner Monatsſchrift wurde im Jahre **1783** von Gedike und Bieſter begründet. Gedike, ein ungemein beweglicher Schulmann, deſſen zahlreiche Lehrbücher und Chreſtomatien aus den Werken der alten wir der neueren Schriftſteller für die Vielſeitigkeit ſeiner Thätigkeit zeugen, erſt Director des Kölniſchen Gymnaſiums, dann des grauen Kloſters, gab den erſten Anſtoß dazu, indem er Bieſter aufforderte, eine Zeitſchrift mit ihm herauszugeben. In der That war Bieſter zu ſolchen Unternehmungen wie geſchaffen. Er war ebenſo vielſeitig gebildet als gewandt im Geſchäftsverkehr. Uberdies hatte ſeine frühere Stellung als Secretair des Miniſters von Zedlitz, des Cultusminiſters Friedrichs des Großen, deſſen literariſche Correſpondenz er zu führen gehabt, jenen Reichthum literariſcher Bekanntſchaften, jene vielfachen Verbindungen mit Gelehrten und Schriftſtellern verſchafft, die bei Unternehmungen, wie die Gründung einer Zeitſchrift, damals wie jetzt nicht wohl zu entbehren waren. Bieſter, im Jahre **1749** als der Sohn eines Lübecker Kaufmanns geboren, hatte das Glück gehabt, von früh an, durch keinen äußeren Zwang behindert, ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften leben zu können. Er hatte in Göttingen die Rechte ſtudirt und ſich dort Schlözers Zuneigung und Bürgers Freundſchaft erworben.

Mit dem Letztern vereint, hatte er einen eigenen »Shakſpear-klub« geſtiftet, in welchem ſie die Werke des alten Briten in der Urſprache laſen. Obwohl ihm in Lübeck eine Laufbahn bei dem dortigen Gerichte eröffnet wurde, ſo zog er es doch vor, ſich um ein literariſches Amt zu bewerben. Er wurde Lehrer der alten Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften in Bützow in Mecklenburg; ſpäter doctorirte er in Kiel, um daſelbſt leſen zu können. Nachdem er jedoch auf einer Reiſe im Jahre 1775 Berlin und die Beſtrebungen der dortigen Gelehrten kennen gelernt, ſo zogen ihn dieſe mit magnetiſcher Kraft an und er bot Alles auf, um gleichfalls dorthin zu kommen. Durch Nicolai's Vermittlung erhielt er endlich 1777 die bereits erwähnte Stelle bei Zedlitz, welche er mehre Jahre bekleidete. Dann lebte er als Privatgelehrter, bis er 1784 königlicher Bibliothekar wurde. Dazu gab ein komiſcher Vorfall die Veranlaſſung. Bis dahin nämlich war dieſe Stelle von einem ehemaligen franzöſiſchen Mönch bekleidet worden, Pernetty, einem Myſtiker und Swedenborgianer: als welcher er ſo feſt an die berüchtigte Ziehenſche Weiſſagung von dem Untergange Deutſchlands (wegen ſeiner Gottloſigkeit) im Jahre 1784 glaubte, daß er, um ſich bei Zeiten aus dieſem gottloſen Lande zu retten, bei Friedrich dem Großen um ſeinen Abſchied einkam. Auf dieſe Weiſe wurde die Stelle für Bieſter erledigt; der Poſten, welchen die Myſtik feigherzig verließ, wurde ſofort von der Aufklärung in Beſitz genommen.

Inzwiſchen hatte die Monatsſchrift bereits mit dem beſten Erfolge begonnen. »Denn noch (ſagt Bieſter in ſeiner Selbſtbiographie) war die glückliche Zeit Friedrichs des Großen, die Thörichten und Schlechten mußten ſich verbergen. Aber unter der geheimnißvollen Hülle drang das Gift hin und wieder nur um ſo tiefer ein und wartete ſchon auf die Zeit, wo der große König nicht mehr ſein werde.« Um ſo nöthiger

war es daher auch, daß die Vertreter der Aufklärung dieſen Schleichern zeigten, daß ſie ihr finſteres Werk nicht ungeſtraft begönnen. — Unter Friedrich dem Großen genoß Bieſter faſt vollkommener Preßfreiheit; er hat in dieſer ganzen Zeit niemals mit der Cenſur zu kämpfen gehabt. Später dagegen, unter Friedrich Wilhelm II., als Wöllners Einfluß den ganzen Staat beherrſchte, wurde auch dem Bieſter'ſchen Journal in dem Conſiſtorialrath Hillmer, einer Wöllner'ſchen Kreatur, ein eigener Cenſor geſetzt. Hillmer begann ſein Amt ſogleich damit, daß er eine Abhandlung von Kant, welche Bieſter ihm verſuchsweiſe vorlegte (es war ein Abſchnitt aus der »Religion innerhalb der Grenzen der menſchlichen Vernunft«), für eine ſolche erklärte, die er ohne Abänderungen nicht durchlaſſen würde. Dieſem Zwange ſich zu unterwerfen, war indeſſen völlig gegen Bieſters Abſicht; er verlegte daher ſeine Monatsſchrift von dieſer Zeit an (1791) nach auswärts, zuerſt nach Jena, dann nach Deſſau, bis er ſie wieder gefahrlos nach Berlin zurück verlegen konnte. Heut zu Tage freilich, bei dem großen Polizeinetz, das ganz Deutſchland umſpannt, wäre auch dieſe Aushilfe nicht mehr möglich.

Die Monatsſchrift tritt von Anfang an ſehr charakteriſtiſch auf. Sie beginnt mit einer Enthüllung des brandenburgiſchen Nationalgeſpenſtes, der ſ. g. weißen Frau, indem ſie darthut, wie viel Traditionen über dieſelbe exiſtiren. Bald ſoll dieſer Geiſt der Gräfin Perchta von Roſenberg gehören, die nach einem äußerſt unglücklichen Leben allen ihren männlichen Nachkommen den Tod verkündete, bald der Gräfin Orlamünde, die umirren muß, weil ſie ihre Kinder umgebracht, bald der ſchönen Gräfin Anna Sidow, die Johann Georg geliebt und nachher treulos verlaſſen. Die Monatsſchrift erklärt den Urſprung der Mythe jedoch ſehr richtig dadurch, daß die weiße früherhin die Hoftrauerfarbe war: ſo

daß alſo die Erſcheinung weißer Kleider in den Schlöſſern der Fürſten ꝛc. unmittelbar etwas Trauriges und Geſpenſtiges an ſich gehabt hatte: was denn wieder ſehr erklärlicher Weiſe zu allerlei Speculationen und Intriguen benutzt worden war. Friedrich Wilhelm I. jedoch, ein Mann bekanntlich, der keinen Spaß verſtand, hatte einmal eines dieſer Geſpenſter ergreifen und in die Fidel ſtellen laſſen: ſeitdem hatte es nicht mehr geſpukt.

Der zweite Aufſatz ſchildert das nichtsnutzige Treiben eines Religionsſchwärmers und Betrügers, der im Jahre 1769 und ſpäter in der Umgegend von Berlin und ſogar in dieſem ſelbſt ſich einen Anhang zu verſchaffen geſucht hatte. Ein ehemaliger Jägerburſch, der Sohn eines Kriegsraths aus Weimar, der aber einen liederlichen Lebenswandel eingeſchlagen hatte und zum Bedienten herabgeſunken war, Roſenfeld mit Namen, hatte ſich plötzlich für einen neuen Meſſias ausgegeben und den tollſten Unſinn an dieſe Idee geknüpft, den er jedoch nicht ohne Witz und Humor durchführte. Jeſus, ſagte er, ſei ein falſcher Meſſias geweſen. Der rechte ſolle ja gekommen ſein, die Welt von Sünde, Tod und Teufels Gewalt zu retten; nun aber ſeien dieſe drei Dinge noch immer in der Welt: der mithin, der gen Himmel gefahren und ſeine Jünger in Stich gelaſſen, ſei vielmehr ein verfluchter Chriſtus geweſen. Dann auch wieder ſagte er, die ganze Sache ſei nicht wahr und reine Erdichtung, Chriſtus ſei verflucht, weil er am Kreuze gehangen, und wer an ihn glaube, ſei verdammt; die ganze Lehre von ſeiner Kreuzigung ſei eine heidniſche Fabel. Durch das Abendmahl genöſſen die Menſchen den Teufel, es ſei ein Götzenopfer vom Drachen geſetzt, des Königs Bild, der Drachenkopf, wäre ja darauf gedruckt. In der Taufe würden die Kinder dem Könige verkauft, der der Teufel wäre. Die Obrigkeit ſeien krumme

Schlangen und der König ihr Oberſter. Er ſelbſt ſei der zweite Heiland, er habe den Schlüſſel zum verlorenen Paradieſe und das Buch des Lebens, das mit ſieben Siegeln verſiegelt ſei; um das Erlöſungswerk zu vollenden, müſſe er die Siegel öffnen und dazu ſieben Jungfrauen haben. — Denn auf dergleichen Gelüſte läuft bekanntlich das Streben dieſer Myſtiker gewöhnlich hinaus. Auch gelang es ihm, als er erſt einige pietiſtiſche Weber in ſein Garn gelockt hatte, wirklich, ſich die benöthigten Jungfrauen zu verſchaffen. Sie mußten für ihn Wolle ſpinnen, er aber ließ ſie hungern, »damit ſie das Himmelreich ſchauen könnten.« Das wurde den Gläubigen denn aber doch zu ſtark; es ward eine Klage gegen ihn eingereicht, und Roſenfeld zum Staupenſchlag und lebenslänglicher Feſtungsſtrafe verurtheilt *). In Folge dieſer Mittheilung erzählt denn auch der Prediger Schwager aus Jöllenbeck in der Grafſchaft Ravensberg von zwei Schuſtern ſeiner Gemeinde, die ſich für Jeſus und ihre Frauen für Marien ausgegeben, in dieſer Entzückung aber alle ihre Habe verſoffen und ſich zuletzt einander halb todt geſchlagen hätten. »Wider ſolche ſchleichende Buben, wie Roſenfeld, ſagt er, kann keine Polizei zu ſcharf ſein: denn ſie ſind die gefährlichſten Feinde der bürgerlichen Geſellſchaft und Schänder der geſunden Vernunft.« — Ebenſo wie dieſe religiöſen Verirrungen zieht die Monatsſchrift ferner das Unweſen eines Monddoctors ans Licht, welcher damals in Berlin hauſte und zu dem das Volk ſchaarenweiſe lief, um ſich betrügen zu laſſen. Die ganze Kur beſtand in der Beſprechung im Mondlicht; viele Kranke, die ſich dieſem Menſchen anvertraut, hatten ihren Aberglauben mit Verſchlimmerung der Krankheit, ja

*) Anm. d. Herausgebers. Vergl. den Neuen Pitaval, von Hitzig und W. Alexis, wo die Geſchichte dieſes Roſenfeld ausführlich, nach den Acten, erzählt iſt.

mit dem Tode büßen müſſen. — Als der Oberconſiſtorialrath Zeller einmal von einer Reiſe zurückkehrte und unterwegs in dem Poſthauſe zu Werneuchen abſtieg, erzählte ihm der Küſter ganz vertraulich, daß man aus Berlin böſe Nachrichten habe, es ſei ganz untergegangen. Das war wiederum die Ziehenſche Weiſſagung.

So übel alſo ſah es damals noch mit der Bildung der untern Volksklaſſen aus. Die Aufklärung war erſt ein Eigenthum der mittleren Klaſſen; um ſo nöthiger daher die ſtete Einwirkung auf das Volk. Dieſe ließ die Monatsſchrift demnach auch nie aus den Augen; ſo lange ſie exiſtirt, hat ſie auch die Charlatane, die das Volk mit religiöſen oder andern myſtiſchen Mitteln zu täuſchen ſuchen, verfolgt und das große Publicum aufgeklärt über das Weſen der Hexereien und Schatzgräbereien, ſowie über den Grund alter Aberglauben überhaupt.

Daran ſchließt ſich dann ferner eine Kritik der beſtehenden Zuſtände in Correſpondenzen aus Berlin, ſowie in »Briefen eines Fremden über Berlin«, die uns ein ſehr lebendiges Bild von dem damaligen geiſtigen Zuſtande dieſer Hauptſtadt entwerfen. »In Berlin, heißt es in den erſteren, denkt, ſpricht, ſchreibt man frei, die Freiheit im Moraliſchen erſtreckt ſich über Alles. Der blinde Glaube an die Kirche iſt hier nicht lächerlicher, als blinder Sclavenſinn gegen den, der gerade jetzt auf dem Throne ſitzt, und blinde Ehrfurcht gegen ererbte Vorzüge. Selbſt von oben her wird dies Recht beſchützt. Es iſt freilich auch hier noch Cenſur, aber wie milde im Ganzen, wie ſchonend und tolerant! Und von einer ſolchen Cenſur, wie wenig wird es einſt die Regierung koſten, ſich bis zu dem Gedanken einer völligen Preßfreiheit zu erheben! Das freie Reden hier iſt in ganz Deutſchland bekannt und hat bei manchen furchtſamen Nachbarn gehäſſige

Namen erhalten: der Preußen loſes Maul, Unverſchämtheit, grobe Dreiſtigkeit. Man ſpricht hier über Alles im Himmel und auf Erden, über alle Fürſten, vom König von Preußen bis zum Magiſtrat von Zürich und Glarus herab, über alle Sätze der Religion, über die man anderwärts ſelbſt kaum zu denken vermag, vorzüglich viel über hieſige politiſche Einrichtungen. Die wichtigſte Freiheit herrſcht hier im wichtigſten Stück menſchlichen Denkens: Toleranz in der Religion. Daher die Verketzerung auswärts gegen die Berliner Theologen. Daher auch die Freiheit, mit der lächerliche Schwärmer, und mitunter ſelbſt Theologen, hier ihre Träumereien zu verbreiten ſuchen. Dankbar, wie ich hoffe, und nicht neidiſch erkennt Deutſchland, daß nur von hier aus das Licht einer gereinigten Gotterkenntniß ausgegangen iſt. Und wenn der Jeſuitismus, die Geiſterſeherei, die Religionsvereinigung und die Gefühlsphiloſophie nicht unſer ganzes großes Vaterland einſt niederdrücken werden, wie es freilich den Anſchein gewinnt, wenn dieſe erhobene Strafgeißel noch der Hand des zürnenden Schickſals kann entwunden werden, ſo wird es durch das Licht und die Kraft, die von hier ausgehen, geſchehen.« Sodann von den Berliner Gelehrten heißt es: »Die Wiſſenſchaften ſind hier nicht Gewerbe eines Standes, nicht das Vermächtniß eines gewiſſen Standes oder Ordens, nicht das Ziel, wozu man durch die Bedingniß gewiſſer Lehrjahre und Formeln gelangen kann. Daher theilt man ſich freier mit, man ſorgt mehr für Popularität und findet hier in allen Köpfen Begriffe verbreitet, die ſonſt faſt geheim und unzugänglich gehalten werden. Hier herrſcht keine Pedanterie, der Gelehrter iſt nicht bloßer Gelehrter, ein Schriftſteller iſt hier nicht die ehrwürdigſte Kreatur auf Gottes Erdboden: denn man weiß hier ſehr wohl, daß man ſtark und groß noch durch andre Dinge wirken kann, als

durch ſchwarz auf weiß gedruckte Verſe oder Proſa. Es werden hier Vorträge gehalten, in denen Officiere, geheime Räthe, Kaufleute, Gelehrte, Schulmänner, Geſandte, Grafen, Rentiers, Juden, ſelbſt Miniſter durcheinander ſitzen.« — »Unter den Predigern, ſchreibt »der Fremde«, giebt es ganz vortreffliche Männer, doch hört man des nutzloſen Geſchwätzes immer noch zu viel. Welch eine vortreffliche Gelegenheit hat nicht dieſer Stand, ſeine Mitbürger zu beſſern! Und wie Schade, daß nicht alle Glieder dieſes Standes über Menſchenkenntniß, Regeln des praktiſchen Verhaltens, Mittel den Leidenſchaften entgegenzuarbeiten, nachgedacht haben!« Dann ſpricht er ſich über die Erziehung aus: »Es iſt unſtreitig eine der größten Seltſamkeiten und wunderlichen Einrichtungen in unſerem aufgeklärten Staate, daß man das Erziehungsweſen zu einer Sache und Angelegenheit der verſchiedenen Religionsparteien macht. Denn einmal werden Geiſtliche dadurch zu Aufſehern der Schulen gemacht, die, ohne etwas von der Sache zu verſtehen, die Schullehrer anſtellen; und zweitens erhalten unſre Schulen einen erbärmlichen theologiſchen Zuſchnitt und der Unterricht in den Religionsmeinungen jeder Secte macht eins der weſentlichſten Stücke des ganzen Schulunterrichts aus. Die Schulen ſollten gar nicht einer beſtimmmten Religionspartei angehören, ſondern zur Bildung und Erziehung guter Bürger, nicht Lutheraner, Reformirter oder Katholiken, eingerichtet ſein. Man ſollte in den öffentlichen Schulen nichts als Natur- und Vernunftreligion lehren und alles Übrige den Geiſtlichen jeder Partei überlaſſen.« In Berlin, fügt er hinzu, ſei man auch ſchon auf dieſem Wege. Es werde nicht mehr Kompendientheologie, ſondern praktiſche Religion, die den Verſtand aufkläre, das Herz erwärme und für das Leben dereinſt brauchbar ſei, gelehrt. Man ſtrebe ferner dahin, den großen

Sinn und den feinen Geſchmack der Alten zu lehren, und damit die neuere und neueſte Geſchichte, Anthropologie, Phyſik, Literaturgeſchichte und die Encyklopädie der Wiſſenſchaften zu verbinden. — Zu dem Kaufmannsſtande übergehend, rügt er die kleinliche, niedere Gewinnſucht, welche hier noch herrſchend ſei und die überdies im Volke ſelbſt noch durch die durchaus verwerfliche Zahlenlotterie vermehrt werde. Auch zeige ſich bei der Menge überhaupt ein falſches Streben über den Stand hinaus und eine Neigung zum Luxus. Im Allgemeinen aber herrſche Arbeitſamkeit, Redlichkeit und Großmuth unter den niedern Volksklaſſen. Störend ſei es dagegen, daß die Brücken bei Nachtzeit mit Bettlern und die ſchönſten einſamen Spazirgänge des Thiergartens mit liederlichen Dirnen beſetzt ſeien. Das Schauſpielhaus (fährt er fort) werde wenig beſucht und die Schauſpieler ſeien ſchlecht. Die Wiener, meint er, hätten ein Theater, die Berliner nicht. Denn in den Stücken des Wiener Theaters erkenne man doch die dortigen Sitten, ſähe Vorurtheile angegriffen, und überhaupt Alles dem Leben nachgeahmt. In Berlin dagegen ſähe man nur gigantesk Gemälde koloſſaler Figuren, wovon das Original nirgend zu Hauſe gehöre, oder ſchwache und unkenntliche Umriſſe, die allerlei bedeuten könnten und daher nichts bedeuteten: oder auch wohl gute hiſtoriſche Stücke und Portraitmalereien, nur daß man die Sitten fremder Länder und die Geſchichte aller Zeiten wiſſen müſſe, um ſie recht zu verſtehen. — Der Fremde bezeichnet hiermit offenbar den damals graſſirenden Geſchmack an den Ritterſtücken, welche eben in jener Zeit, als Nachahmung von Goethe's Götz von Berlichingen, aufkamen, und mit denen ſich die Aufklärer, in ihrer einſeitigen Verſtandesrichtung, begreiflicher Weiſe nicht befreunden konnten. Entſetzte ſich doch Friedrich der Große ſelbſt darüber, daß das Berliner Parterre über die »Plattitüden« des

Götz jauchze, an denen nur »Botokuden und Karaiben« Geſchmack finden ſollten. — Sodann von den Zeitungen heißt es, ſie ſeien unbedeutend: »und doch ſei es ein würdiger Gegenſtand für aufgeklärte Männer, für und an ihre Stadt zu ſchreiben.« Damit wird es den Aufklärern indeſſen wohl nicht beſſer gegangen ſein, als es uns jetzt noch geht. So liberal die Cenſur der übrigen Zeitſchriften war, ſo engherzig wurden auch unter Friedrich dem Großen die politiſchen Zeitungen überwacht. Deßhalb eben ſuchte der Geiſt der Zeit ſich in den Monatsſchriften Bahn zu brechen und iſt es in dieſer Beziehung ſehr charakteriſtiſch, daß die Berliner Monatsſchrift in demſelben Haude- und Spenerſchen Verlage erſchien, wo auch die bekannte politiſche Zeitung herauskam.

Die Freiheit der religiöſen Anſchauung, welche nach dieſen Ausſprüchen das Hauptelement des Berliner Lebens ausmachte, ſuchte ſich nun auch ſehr bald theoretiſch und vorwärts drängend in der Monatsſchrift Bahn zu brechen. Der Berliner Correſpondent verlangt, »daß eine Kirche der natürlichen Religion gegründet werde,« und ein H. E. v. K. tritt mit einem Vorſchlage hervor, »die Geiſtlichen nicht mehr bei der Trauung zu bemühen.« Es ſei Zeit, ſagt dieſer Schriftſteller, die Religion nicht länger von der Kirche abhängig zu machen, ſondern zu einer Staatsangelegenheit zu erheben, wie ſie es in den alten Republiken geweſen. »Dann iſt Eintracht zu hoffen, dann ſchweigt die unſelige Spaltung zwiſchen Kirche und Staat, dann haben die Geſetze wieder Gotteskraft, dann haben wir wieder Bürger, Patrioten. Dann fühlt der Unterthan Anhänglichkeit an ſein Land, Liebe für ſeine Geſetzgebung, Achtung für ihre Verordnungen. Es iſt bekannt, daß Religion faſt noch das Einzige iſt, womit man den gemeinen Mann feſſeln kann, zumal bei dieſer Erſchlaffung, dieſer Halbweisheit,

dieſer Üppigkeit. O ihr Fürſten des Volks, ergreift doch den einzigen Zügel, der Euch noch bleibt! Seht nur, welche Religion im Ganzen Euer Volk drückt! Finſtrer Aberglaube oder thörichte Phantaſteen machen es bald dumm, bald wild, und Gauner verſtehen die Kunſt, es zu lenken, zu betrügen, zu beunruhigen, zu quälen und gegen Staat, Natur und Gott dadurch zu empören. Laßt Politik und Religion, Geſetze und Katechismus eins ſein! Laßt das Volk fühlen, daß Ihr ihm Glück bereitet und laßt es glauben, daß Gott es ihm bereitet hat!« Zu dem Ende macht er nun vor Allem den Vorſchlag, die bürgerliche Ehe einzuführen, und zwar zunächſt als — Konkubinat. Dieſe heilſame Anſtalt eines der edelſten Staaten, der römiſchen Republik, ſei von einfältigen und frömmelnden Regenten des elendeſten Hofes, den die Geſchichte kennt, des byzantiniſchen, abgeſchafft worden. Jetzt aber werde ihre Wiedereinführung von der Zeit gefordert. Der unbegüterte Mann könne keine vom Staate anerkannte Frau und Kinder ernähren und müſſe daher ehelos bleiben. »Warum ſoll er nicht einen dem heiligſten Ehebündniſſe gleichen Kontrakt mit einem Mädchen, das ihn liebt, ſchließen dürfen? Der Staat ſolle dieſe Heirath ignoriren, das Mädchen nicht den Namen des Mannes führen und keinen Anſpruch auf ſeinen Stand machen. Die Kinder würden dann werden, was ſie wollen, Menſchen, Bürger, gleich den nachgeborenen Söhnen des britiſcher Adels. Dadurch würde man einen Haufen geſunder, braver, von edlen Ältern geborner und erzogener Kinder ſchaffen, die etwas mehr werth ſeien, als das faule, verlaufene Geſindel, das an ſo manchen Orten als Koloniſten angeſetzt werde. Dieſe Kontraktsehe ſolle rechtskräftig ſein und ohne Geiſtlichkeit vollzogen werden.«

Dieſer Vorſchlag iſt offenbar noch ſehr confus; er öffnet, während er gerade ſittlich wirken will, vielmehr der Unſitt-

lichkeit Thür und Thor. Indeſſen liegt ihm doch die ganz richtige Anſchauung zu Grunde, daß die Ehe ihrem Weſen nach dem bürgerlichen Geſetze angehört, weil ſie die Grundlage des Familienlebens und damit auch des Staatslebens bildet, und daß es ſomit auch dem Staate zukommt, die Art der Schließung derſelben zu beſtimmen und dieſe ſo frei als möglich zu geſtalten. Juſtus Möſer ſieht ſich daher auch veranlaßt, zu dieſem Aufſatze zu bemerken, daß die chriſtliche Ehe noch keine bürgerliche ſei. »Wenn zwei Vagabonden ſich copuliren laſſen, ſagt er, ohne irdenwo als Unterthanen aufgenommen zu werden, ſo iſt dies eine bloß chriſtliche Ehe. Ebenſo die, welche von einem Pfarrer vollzogen iſt, den die Obrigkeit nicht anerkennt. Ja ſogar die Hörigen leben in einer bloß chriſtlichen Ehe; ihre Kinder erben von ihnen nichts, ſondern ihr Beſitzthum fällt dem Gutsherrn anheim. Die Geſetzgebung über die Ehe iſt alſo noch völlig unvollſtändig und muß, um dazu zu gelangen, den Begriff der bürgerlichen Ehe aufſtellen.« — Sehr unwillig äußert ſich dagegen einer der Geiſtlichen Berlins, der Oberconſiſtorialrath Zöllner, der zwar auch zu den Aufgeklärten, aber doch zu den Gemäßigteren derſelben gehört, nach dieſem Aufſatz. »Man ſolle, ſagt er, unter dem Namen der Aufklärung nicht die Köpfe und Herzen der Menſchen verwirren. Man ſolle ſich erſt fragen, was Aufklärung ſei, dieſe Frage ſei ſo wichtig, als die, was Wahrheit ſei; noch aber ſei ſie nicht genügend beantwortet worden.

Das war eine Herausforderung, auf welche die eigentlichen Aufklärer nicht ſchweigen durften. Im vierten Bande der Monatsſchrift ſehen wir daher ihre Hauptführer ſelbſt ins Feld rücken. Zuerſt tritt Mendelsſohn auf, dann Kant. Der Erſtere ſagt: »Bildung, Kultur und Aufklärung ſind Modificationen des geſelligen Lebens, Wirkungen des

Fleißes und der Bemühungen der Menſchen, ihren geſelligen Zuſtand zu verbeſſern. Bildung zerfällt in Kultur und Aufklärung. Jene geht mehr auf das Praktiſche, auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künſten und Geſelligkeitsſitten, auf Fertigkeiten, Fleiß und Geſchicklichkeiten in jenen, Neigungen, Trieben und Gewohnheiten in dieſen; Aufklärung hingegen auf das Theoretiſche, auf vernünftige Erkenntniß und Fertigkeit zum Nachdenken über Dinge des menſchlichen Lebens, die auf die Geſtaltung deſſelben von Einfluß ſind. Aufklärung verhält ſich zur Kultur wie Theorie zur Praxis, wie Erkenntniß zur Sittlichkeit, wie Kritik zur Virtuoſität. Man kann ſagen, die Nürnberger haben mehr Kultur, die Berliner mehr Aufklärung, die Franzoſen mehr Kultur, die Engländer mehr Aufklärung, die Chineſen viel Kultur und wenig Aufklärung. Die Griechen hatten beides, Kultur und Aufklärung. Sie waren eine gebildete Nation, ſowie ihre Sprache eine gebildete iſt. Überhaupt iſt die Sprache eines Volkes die beſte Anzeige ſeiner Bildung, der Kultur wie der Aufklärung, der Ausdehnung ſowohl als der Stärke nach. Die Menſchenaufklärung kann mit der Bürgeraufklärung in Streit kommen. Gewiſſe Wahrheiten, die dem Menſchen als ſolchen nützlich ſind, können ihm als Bürger zuweilen ſchaden. Dieſe Kolliſion könne entſtehen zwiſchen weſentlichen oder zufälligen Beſtimmungen des Menſchen mit weſentlichen oder außerweſentlichen, zufälligen Beſtimmungen des Bürgers, und dann müſſe das Weſentliche natürlich vor dem Unweſentlichen die Oberhand erhalten. Unglücklich iſt der Staat, der ſich geſtehen muß, daß in ihm die weſentlichen Beſtimmungen des Menſchen mit den weſentlichen des Bürgers nicht harmoniren, daß die Aufklärung, die der Menſchheit unentbehrlich iſt, ſich nicht über alle Stände des Reiches ausbreiten könne, ohne daß die Verfaſſung in Gefahr ſei,

zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philoſophie die Hand auf den Mund. Die Nothwendigkeit mag hier Geſetze vorſchreiben, oder vielmehr die Feſſeln ſchmieden, die der Menſchheit anzulegen ſind, um ſie nieder zu beugen und beſtändig unterm Drucke zu behalten. Mißbrauch der Aufklärung, fügt Mendelsſohn noch hinzu, ſchwächt das moraliſche Gefühl, führt zu Hartſinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Mißbrauch der Kultur erzeugt Üppigkeit, Gleißnerei, Weichlichkeit, Aberglauben und Sklaverei. Wo Aufklärung und Kultur mit gleichen Schritten fortgehen, da ſind ſie einander die beſten Verwahrungsmittel der Korruption.« In dieſen Ausſprüchen ſind viel ſinnige Bemerkungen enthalten.

Noch ſchlagender und markiger iſt Kants Antwort. »Aufklärung, ſagt er, iſt der Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit iſt das Unvermögen, ſich ſeines Verſtandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbſtverſchuldet iſt dieſe Unmündigkeit, wenn die Urſache derſelben nicht an Mangel des Verſtandes, ſondern der Entſchließung und des Muthes liegt, ſich ſeiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, Dich Deines eignen Verſtandes zu bedienen; iſt der Wahlſpruch der Aufklärung. Faulheit und Feigheit ſind die Urſachen, warum ein ſo großer Theil der Menſchen, nachdem ſie die Natur längſt von fremder Leitung freigeſprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben, und warum es Andern ſo leicht wird, ſich zu deren Vormündern aufzuwerfen.« Dem Einzelnen werde dies immer ſchwer: »daß aber ein Publicum ſich ſelbſt aufklärt, iſt eher möglich, ja es iſt, wenn man ihm nur Freiheit läßt, faſt unausbleiblich. Denn da werden ſich immer einige Selbſtdenkende finden, welche die Andern vorwärts treiben.« Zur Aufklärung wird nichts erfordert, als Freiheit und zwar die unſchädlichſte von allen,

die: von ſeiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. — »Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: raiſonnirt nicht! Der Officier ſagt: raiſonnirt nicht, ſondern exercirt! der Finanzrath: raiſonnirt nicht, ſondern bezahlt! der Geiſtliche: raiſonnirt nicht, ſondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt ſagt: raiſonnirt, ſo viel ihr wollt, und worüber ihr wollt, aber gehorcht,« fügt Kant in Parantheſe hinzu. »Hier iſt überall Einſchränkung der Freiheit. Welche Einſchränkung aber iſt der Aufklärung hinderlich, welche nicht, ſondern ihr wohl gar ſchädlich? Ich antworte: der öffentliche Gebrauch ſeiner Vernunft muß jederzeit frei ſein, und der allein kann Aufklärung unter Menſchen zu Stande bringen; der Privatgebrauch derſelben darf aber öfters ſehr enge eingeſchränkt ſein, ohne doch darum den Fortſchritt der Aufklärung ſonderlich zu hemmen. Ich verſtehe aber unter dem öffentlichen Gebrauch ſeiner eigenen Vernunft denjenigen, den Jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publicum der Leſerwelt macht.« — Kant fordert alſo hienach vollſtändige Schreib- und Druckfreiheit und meint, wenn dieſe nur garantirt ſei, ſo werde der Fortſchritt ſchon von ſelbſt nachkommen. Als Beamter und Bürger müſſe Jeder ſeine Pflicht in ihrer Beſchränkung erfüllen, der Geiſtliche möge ſeinen Katechismusſchülern und ſeiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, vortragen, aber als Gelehrter müſſe er volle Freiheit, ja den Beruf dazu haben, alle ſeine ſorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol und Vorſchläge wegen beſſerer Einrichtung des Religions- und Kirchenweſens dem Publicum mitzutheilen. »Denn daß die Vormünder des Volks in geiſtlichen Dingen ſelbſt wieder unmündig ſein ſollen, iſt eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheiten hinausläuft.« — »Aber, wirft

er ein, ſollte nicht eine Geſellſchaft von Geiſtlichen, etwa eine Kirchenverſammlung oder eine ehrwürdige Claſſis, wie ſie ſich unter den Holländern ſelbſt nennt, berechtigt ſein, ſich eidlich auf ein gewiſſes unveränderliches Symbol zu verpflichten, um ſo eine unveränderliche Obervormundſchaft über jedes ihrer Glieder und vermittelſt ihrer über das Volk zu führen und dieſe ſogar zu verewigen? Ich ſage, das iſt ganz unmöglich. Ein ſolcher Kontrakt, der, auf immer alle weitere Aufklärung vom Menſchengeſchlecht abzuhalten, geſchloſſen würde, iſt ſchlechterdings null und nichtig, und ſollte er auch durch die oberſte Gewalt, durch Reichstäge und die feierlichſten Friedensſchlüſſe beſtätigt ſein. Ein Zeitalter kann ſich nicht verbünden und darauf verſchwören, das folgende in einen Zuſtand zu ſetzen, darin es ihm unmöglich werden muß, ſeine Erkenntniſſe zu erweitern, von Irrthümern zu reinigen und überhaupt in der Aufklärung weiter zu ſchreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menſchliche Natur, deren urſprüngliche Beſtimmung gerade in dieſem Fortſchreiten beſteht, und die Nachkommen ſind vollkommen dazu berechtigt, jene Beſchlüſſe, als unbefugter und frevelhafter Weiſe genommen, zu verwerfen.

Ein Menſch kann zwar für ſeine Perſon, und auch alsdann nur auf einige Zeit, in dem, was ihm zu wiſſen obliegt, die Aufklärung aufſchieben: aber auf ſie Verzicht thun, heißt die heiligen Rechte der Menſchheit verletzen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über ſich beſchließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beſchließen; denn ſein geſetzgebendes Anſehn beruht eben darauf, daß er den geſammten Volkswillen mit dem ſeinigen vereinigt. Wenn er nur darauf ſieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbeſſerung mit der bürgerlichen Ordnung zuſammen beſtehe, ſo kann er ſeine

Unterthanen übrigens nur ſelbſt machen laſſen, was ſie um ihres Seelenheiles willen zu thun nöthig finden, das geht ihn nichts an: wohl aber zu verhüten, daß nicht Einer den Andern gewaltthätig hindere, an der Beſtimmung und Beförderung deſſelben nach allem ſeinem Vermögen zu arbeiten. Es thut ſelbſt ſeiner Majeſtät Abbruch, wenn er ſich hierin miſcht, indem er die Schriften, wodurch ſeine Unterthanen ihre Einſichten ins Reine zu bringen ſuchen, ſeiner Regierungsaufſicht würdigt, ſowohl wenn er dieſes aus eigener höchſter Einſicht thut, wo er ſich dem Vorwurfe ausſetzt: Caesar non est supra Grammaticos, als auch noch weit mehr, wenn er ſeine oberſte Gewalt ſo weit erniedrigt, den geiſtlichen Despotismus einiger Tyrannen in ſeinem Staate gegen ſeine übrigen Unterthanen zu unterſtützen. Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? ſo iſt die Antwort: nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Daß die Menſchen, wie die Sachen jetzt ſtehen, im Ganzen genommen, ſchon im Stande wären oder darin nur geſetzt werden könnten, in Religionsdingen ſich ihres eigenen Verſtandes ohne Leitung eines Andern ſicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch ſehr viel. Allein daß ihnen jetzt doch das Feld eröffnet wird, ſich dahin frei zu bearbeiten, und daß die Hemmniſſe der allgemeinen Aufklärung oder des Ausgangs aus ihrer ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit allmälig weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In dieſem Betracht iſt dieſes Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs. Unter ihm dürfen die Geiſtlichen, unbeſchadet ihrer Amtspflicht ihre vom angenommenen Symbol abweichenden Urtheile und Einſichten in der Qualität der Gelehrten frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen, und noch mehr jeder Andre, der durch keine Amtspflicht eingeſchränkt

iſt. Die Religionsfreiheit iſt, fügt Kant ſodann noch hinzu, die Grundlage der Freiheit überhaupt. Die Denkungsart eines Staatsoberhaupts, das die erſtere begünſtigt, geht noch weiter und ſieht ein: daß ſelbſt in Anſehung ſeiner Geſetzgebung es ohne Gefahr ſei, ſeinen Unterthanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen, und ihre Gedanken über eine beſſere Abfaſſung derſelben, ſogar mit einer freimüthigen Kritik der ſchon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen, wovon in Preußen ebenfalls ſchon ein Beiſpiel gegeben iſt. (Kant meint die Kritik des damals entworfenen Allg. Preuß. Landrechts.) Auf dieſe Weiſe, ſagt Kant zum Schluſſe, könne auch in Monarchieen die Freiheit, ja eine größere Freiheit gedeihen, als in Republiken: denn nur ein Fürſt, der zugleich ein wohldisciplinirtes, zahlreiches Heer zur Verfügung habe, dürfe ſagen: raiſounirt, ſo viel ihr wollt, und worüber ihr wollt, aber gehorcht! »Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit ſcheint der Freiheit des Geiſtes vortheilhaft, und ſetzt ihr doch unüberſteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verſchafft hingegen dieſem Raum, ſich nach allem ſeinem Vermögen auszubreiten. Wenn dann die Natur unter dieſer harten Hülle den Keim, für den ſie am Zärtlichſten ſorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, ausgewickelt hat, ſo wirkt dieſer allmälig zurück auf die Sinnesart des Volks, wodurch dies der Freiheit zu handeln nach und nach fähiger wird, und endlich auch ſogar auf die Grundſätze der Regierung, die es ihr ſelbſt zuträglich findet, den Menſchen, der nun mehr, als Maſchine iſt, ſeiner Würde gemäß zu behandeln!«

Das war eine vortreffliche Antwort. Kant hatte damit dem freien Denken ſein volles Recht geſichert und die Wechſelwirkung geſchildert, in welchem daſſelbe mit der politiſchen Wohlfahrt der Völker ſteht. Er hatte erklärt, daß nur ein

Volk frei werden könne, das ſich die Denkfreiheit erringt und ſich von der Religion unabhängig macht. Zugleich, indem er die Kritik der Geſetzgebung als die natürliche Folge dieſes Grundtriebes der Menſchheit ſchildert, hatte er den Völkern den Weg angegeben, auf dem ſie ſich ſelbſt in Monarchieen bürgerlich frei machen könnten. Ja indem er auch die Geiſtlichen in dieſe Entwicklung hineinzog, hatte er auch der Religion ſelbſt die Fähigkeit zu dieſer ertheilt und ihren Fortſchritt geſichert. Darin beging er freilich noch eine Inconſequenz, daß er die Perſon von dem Beamten trennte und den Geiſtlichen nur als Gelehrten das Recht zuſprach, die Symbole zu kritiſiren. Hienach durften ſie ſich alſo noch nicht völlig als Menſchen fühlen, nicht völlig handeln, wie ſie dachten. Indeſſen läßt ſich auch auf der andern Seite nicht leugnen, daß dieſer Zuſtand eine gute Vorbereitungsſtufe und daher für jene Zeit der erſten Entwicklung der Aufklärung wohl zu rechtfertigen war. Kant wollte auch die Führer des Volks ſich erſt durch die Ausübung der Kritik zur Freiheit heranbilden laſſen, er wollte langſam, aber dafür auch ſicher gehen, und die Folgezeit hat bewieſen, daß dieſer Weg in der That der wahrhaft hiſtoriſche war. Die franzöſiſche Revolution hat nachher verſucht, die Freiheit plötzlich durch eine Gewaltanſtrengung des Volkes zu verwirklichen: aber wir wiſſen, wie ſie geſcheitert iſt.

Noch ausführlicher ſpricht ſich Kant über den Weg, den er den Völkern vorſchlägt, in einem zweiten Aufſatze: Ideen zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht, aus. Hier ſagt er, daß die Aufklärung dahin führen müſſe, »das größte Problem der Menſchengattung, zu deſſen Auflöſung die Natur ſie zwinge, die Erreichung einer allgemeinen, das Recht verwaltenden bürgerlichen Geſellſchaft zu löſen.« Dies Problem, ſagt Kant, hänge

von dem eines geſetzmäßigen äußern Staatsverhältniſſes ab. Alle Kriege ſind ſo viele Verſuche (zwar nicht in der Abſicht der Menſchen, aber doch in der Abſicht der Natur), neue Verhältniſſe der Staaten zu Stande zu bringen und durch Zerſtörung oder Zerſtückelung alter Körper neue zu bilden. Dadurch entſtehe eine Staatenverbindung und dieſe müſſe man benutzen, um auch ein *inneres* Verhältniß zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. »Wir ſind in hohem Grade durch Kunſt und Wiſſenſchaft kultivirt. Wir ſind civiliſirt, bis zur Überſättigung, zu allerlei geſellſchaftlicher Artigkeit und Anſtändigkeit. Aber uns ſchon für *moraliſirt* zu halten, daran fehlt noch ſehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört auch zur Kultur. Der Gebrauch dieſer Idee aber, welcher nur auf das Sitten-Ähnliche in der Ehrliebe und der äußern Anſtändigkeit hinausläuft, macht bloß die Civiliſirung aus. So lange aber Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eitlen und gewaltſamen Eroberungsabſichten verwenden und ſo die langſame Bemühung der innern Bildung der Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen und ihnen ſelbſt die Mittel dazu entziehen, iſt nichts von der Art zu erwarten, weil dazu eine lange innere Bearbeitung jedes gemeinen Weſens zur Bildung ſeiner Bürger erfordert wird. Aufklärung iſt ein großes Gut, welches die menſchliche Geſellſchaft ſogar von der ſelbſtſüchtigen Vergrößerungsabſicht ſeiner Beherrſcher ziehen muß, wenn ſie nur ihren eigenen Vortheil verſtehen. *Dieſe Aufklärung muß nach und nach bis zu den Thronen hinaufgehen und ſelbſt auf ihre Regierungsgrundſätze Einfluß haben.*«

Kant rechnete alſo darauf, die Throne durch die Aufklärung *erobern* zu können. Darin hat er ſich nun freilich getäuſcht; ſo lange die Freiheit davon abhängt, daß ſich die Fürſten freiwillig zu ihr bekennen ſollen, führt ſie nur eine

illuſoriſche Exiſtenz. Denn ſo lange es eine Herrſchaft giebt, wird dieſelbe ſich auch geltend zu machen ſuchen; die Erſcheinung der beſten Fürſten ſichert die Völker nicht vor den ärgſten Reactionen unter ihren Nachfolgern, wie dies ja das Beiſpiel Preußens und Öſterreichs nach dem Tode Friedrichs des Großen und Joſephs II. ſogleich bewies. Wenn jedoch die Völker nur erſt wirklich einmal werden frei werden *wollen*, ſo werden ſie dies Ziel auch erreichen, indem ſie den Widerſtand ihrer Fürſten beſiegen. Mithin was Kant von ihnen fordert, iſt immer der erſte Schritt zur Freiheit, und die Geltendmachung dieſes Standpunktes mithin auch noch jetzt von großer, wirkſamſter Bedeutung.

Wie kühn die Aufklärer in jener Zeit (1785 und 1786) ſchon dachten, davon giebt uns die Berliner Monatsſchrift nun noch mehre dankenswerthe Beiſpiele. In einem Aufſatz »Neuer Weg zur Unſterblichkeit für Fürſten« wird dieſen geradezu der Vorſchlag gemacht, eine Veränderung der Regierungsform einzuführen, und den Staat in eine Republik zu verwandeln, in welcher das Haupt der regierenden Familie nur noch den Vorſitz behält. Dem Volk müſſe die Wahl ſeiner Vorgeſetzten überlaſſen bleiben und *eine Repräſentation des Volkes* eingeführt werden. Bis jetzt, ſagt der ungenannte Verfaſſer dieſes Aufſatzes, hätten die Fürſten nur über die Körper geherrſcht, künftig würden ſie auch über die Seelen herrſchen. »Wie viele von all den Herren, deren Heirathen und Begräbniſſe in dem Journal von und für Deutſchland angezeigt werden, dürfen ſich Rechnung machen, in dem Andenken der Nachwelt zu leben? Es wäre denn, daß man mit dem Namen des Lebens den Schlummer beehren wollte, in welchem die Geſchichtſchreiber den Hochſeligen nicht ſtören werden, um ſich nach dem Tage der Niederkunft irgend einer von dero Maitreſſen zu erkundigen, oder um die

Stunde zu erfahren, in welcher Höchſtdieſelben geruhet haben, von dieſem Schauplatz abzutreten. Wie ſoll es nun unter ſolchen Umſtänden ein Fürſt anfangen, wenn er nicht bloß in Geſchlechtsregiſtern paradiren, ſondern unter den Tauſenden, die, wie er, Soldaten exercirt, Füchſe gejagt oder neue Steuern erfunden haben, als beſonders merkwürdig genannt und geſchätzt werden will? Was kann ein Fürſt, nachdem Friedrich ſchon gegen ganz Europa ſieben Jahre lang ſiegreich gekämpft hat, nun noch Merkwürdiges thun?! Was den Fürſten gewöhnlich unſterblich macht, iſt verbraucht. Nur die Verbeſſerung der Geſetzgebung bleibt ihm noch übrig, deshalb iſt es auch ſeine Pflicht, hieran zu arbeiten.«

So energiſch wurde um dieſe Zeit ſelbſt noch in Paris nicht geſprochen; man glaubt ſchon das Jahr **1791** und die kühnſten Sprecher der franzöſiſchen Revolution zu hören, welche, um dies beiläufig zu bemerken, ebenſo wie auch früher die Losreißung Amerika's, von der Berliner Monatsſchrift mit freudigſter Beiſtimmung begrüßt wurde. Doch hatte ſie zuvor noch im eignen Lande einen Kampf gegen die Feinde der Aufklärung zu beſtehen, welcher alle ihre Kräfte in Anſpruch nahm und uns noch jetzt eine lebendige Anſchauung davon giebt, wie viel die Aufklärung in Deutſchland damals noch zu thun hatte, um ſich zum geltenden Princip zu erheben. Wir meinen den Kampf gegen Katholicismus und Jeſuitismus, für welchen der Name der Berliner Monatsſchrift faſt ſprichwörtlich geworden iſt. —

Was der Aberglaube für das Gemüth des niedern Volkes, iſt die Myſtik und die Gefühlsſchwärmerei für die Gebildeten. Wie jener die Natur durch beſtimmte Formeln beherrſchen zu können glaubt, ſo ſchmeicheln dieſe ſich, es durch begeiſterte Hingebung von ihr erreichen zu können, daß ſie ihnen ihr Geheimniß offenbare. Daher dieſer ſtete Drang der

Menſchheit nach der Myſtik und daher auch die ſonderbare Erſcheinung, daß dieſe Zeit der erwachenden Verſtandeskraft, das achtzehnte Jahrhundert, zugleich auch die Zeit der Myſtik iſt. Sie bildet nur die Kehrſeite der Aufklärung: aber eben deshalb mußte dieſe ſie auch bekämpfen, weil ſie in ihr die Verkehrung ihres Weſens erblickte. Zu dieſem Kampfe ſehen wir denn nun auch die Berliner Monatsſchrift ſchreiten, indem ſie daran zugleich den Krieg gegen den Urgrund der Myſtik, die religiöſe Schwärmerei, und damit auch den Katholicismus, knüpfte. Dieſer Kampf ging von Bieſter ſelbſt aus.

Schon in einem der erſten Hefte hatte Bieſter die falſche Toleranz einiger pommerſcher und märkiſcher Städte gerügt, welche katholiſchen Geiſtlichen ihre Kirchen zum Gottesdienſt für die wenigen dort vorhandenen Katholiken eingeräumt hatten. Er ſei überzeugt, ſagte er bei dieſer Gelegenheit, die aufgeklärteſten und friedlichſten Theologen Berlins würden darin mit ihm übereinſtimmen, daß man ehe Juden, Muhamedanern und Naturaliſten Kirchen einräumen dürfe, als den Katholiken; denn keine Glaubenspartei lehre ſo offen den Satz, daß nur ihre Kirche die allein ſeligmachende ſei und übe ſo heimlich alle Kunſtgriffe, damit ſie wenigſtens hier auf der Erde die allein herrſchende werde, als ſie. — An jedem grünen Donnerſtage, fügte Bieſter dann ſpäter hinzu, werde noch jetzt in Rom der Bann über die Lutheraner ausgeſprochen; auch ſtehe noch in dem päpſtlichen Kalender von 1782 Friedrich der Große als Marquis von Brandenburg verzeichnet. Der König ſelbſt lache zwar über dieſen Unſinn, aber die Sache habe auch ihre ernſthafte Seite. Nicht ſowohl Rom habe man zu fürchten, als die Jeſuiten, die ſich auch bereits in den Proteſtantismus einzuſchleichen begönnen. »In nicht wenig proteſtantiſchen Ländern drängt ſich der Katholicismus ein, und zwar von der gröbſten Art. Es giebt heimliche Katholiken,

ja ſelbſt proteſtantiſche Prediger, welche heimlich Katholiken ſind. Die Jeſuiten brauchen alle nur mögliche Mittel: politiſche Vortheile, Ausſichten zur Erlangung gewiſſer, ſonſt ſchwer zu erlangender Zwecke, Beſtechungen, Verſprechungen geheimer Wiſſenſchaften. Beſonders arbeite man daran bei den gutmüthigen Proteſtanten, welche den höchſten Werth der Religion in die Gefühle ſetzten, indem man wiſſe, daß der Zuſtand dunkler Gefühle derjenige iſt, in dem der Verſtand am leichteſten bethört werden kann. Hier habe »der gute Lavater« durch die fanatiſchen und dunklen myſtiſchen Begriffe, die er bei den Proteſtanten wieder geltend zu machen geſucht, unendlich mehr Übles geſtiftet, als er ſelbſt ſich vorſtellen könne, weil er die Welt nicht kenne und ſelbſt in einem dunklen Gefühle ſeiner Einbildungen lebe. Zum Belege dieſer Behauptung wird ſodann die Geſchichte eines Diakonus erzählt, der in Folge ſeiner von Lavater angenommenen Schwärmereien zum Katholicismus gebracht worden ſei. Er habe daran geglaubt, daß dieſelben phyſiſchen und körperlichen Wirkungen wie zu Chriſtus Zeit auch noch jetzt an den Gläubigen geſchehen könnten: und man habe ihm darauf offenbart, daß eine geheime Geſellſchaft unbekannter Väter exiſtire, welche ſich ſeit den Zeiten der erſten Chriſten in ununterbrochener Folge fortgeſetzt habe und die den Schatz der Weiſen beſäße. Dazu gelange man aber nur, wenn man im Glauben jenen erſten Chriſten gleich und geweihter Prieſter ſei. Dieſe Weihe, habe man ihm ſodann geſagt, erfordere keine Glaubensartikel, er könne dabei in der proteſtantiſchen Kirche bleiben und ſelbſt Dienſte in dieſer verrichten. Dadurch ſei der zur Myſtik Geneigte auf die Idee der »Vereinigung der Religionen« gebracht worden: in Folge deren er wirklich zum Katholicismus übergetreten ſei. Nachher indeſſen habe ihn die Reue über dieſen Schritt überkommen: ſo daß er in ein

hitziges Fieber verfallen, in welchem er seine That verrathen. Deshalb werden nun Lavater und Claudius gewarnt, kein leichtfertiges Spiel mit den Gefühlen zu treiben. »Die Vernunft ist ein Geschenk Gottes und die Religion soll nicht mit ihr streiten, sondern vielmehr in edler Harmonie bleiben.«

Der eitle Lavater ließ sich dies natürlich nicht gefallen, sondern sandte eine heftige Entgegnung ein. »Ihr mit dem Geist des Deismus ausgerüstete, vielwissende Aristarchen (poltert er darin los), Ihr, die Ihr Euch dünket, gleichsam das Orakel der Schöpfung, der Natur und aller Wissenschaften zu sein, und die Ihr mit dem von Euch angebeteten Leitfaden der Vernunft, wie mit einem Irrwisch, in einer täuschenden Schneckenlinie Euch unaufhörlich umher bewegt!« konnte es indessen bei alledem nicht leugnen, »daß verlarvte Jesuiten hin und wieder umherschleichen und ihr Gift unter der Maske ihrer sogenannten Religion auszubreiten suchen.« Biester antwortete ruhig und würdig. Man solle bedenken, sagte er, was geschehen würde, wenn Papst und Jesuiten wieder allgemein zur Herrschaft kämen; wobei er auf die Reaction verweist, welche Frankreich erlebt habe, sowie auf England, auf Schweden, wo Johann II., auf Rußland, wo der falsche Demetrius katholisch geworden sei. In Deutschland seien Kursachsen, Kurpfalz, Zweibrücken, Baden-Baden, Hessen-Cassel, Würtemberg, Holstein theils wieder katholisch geworden, theils habe sich der Geist der katholischen Orthodoxie in denselben eingenistet: so daß die höchste Aufmerksamkeit nöthig sei, um dieselben vor den daraus erwachsenden Gefahren zu schützen. Seit der Aufhebung des Jesuitenordens gebe es eine Menge geheimer Orden, wie die Verbrüderung des Kreuzes, zum Herzen Jesu, Ritter zur Andacht des heiligen Grabes ꝛc. Seit 1773, behauptet er, fingen dieselben an, auch in Deutschland aufzutauchen, in dem »Orden der höchsten Vorsehung« sei sogar ein

Erbprinz Großmeiſter. Ferner verweiſt er auf das damals gerade gegen Weishaupt in Baiern eingeſchlagene Verfahren. Dieſer hatte die Schriften von Bayle und Simon Richards von der Univerſitätsbibliothek zu Ingolſtadt verlangt: und es war darauf eine Verfügung des Kurfürſten Karl Theodor ergangen, »ſolche gottloſe Bücher, worin die chriſtliche Religion in ihren erſten Grundanſichten angefochten und der Same des Unglaubens ausgeſtreut werde,« nicht anzuſchaffen. »Wenn der Profeſſor Weishaupt behaupte, heißt es ſodann in einer zweiten Verfügung, daß er dieſe Bücher zu ſeinem Kollegium über die philoſophiſche Geſchichte bedürfe, ſo zeige dies nur, daß er der nämlichen philoſophiſchen Secte zugethan ſei und jenes Werk in keiner andern Abſicht beizuſchaffen verlangt habe, als damit ſolches auch den Schülern in die Hand geſpielt und ihnen das Gift auf ſolche Weiſe beigebracht werde. Statt deſſen ſollten dahe: »die Zabius'ſchen Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Herrn von Voltaire und anderer Neuphiloſophen unſrer Zeit« angeſchafft werden; auch ſolle ein ſo unnöthiges und überflüſſiges Kolleg ceſſiren.« Durch ein drittes Reſcript endlich wurde Weishaupt befohlen, ſeine Profeſſur niederzulegen; die vierhundert Gulden Penſion, die man ihm hierfür bot, nahm er indeſſen nicht an, ſondern ging aus Ingolſtadt. Man ſolle, warnt Bieſter, den Standpunkt der jetzigen Aufklärung, weil man ihn werden und entſtehen ſehen, nicht zu hoch angeben, ſie ſei nicht ſo allgemein verbreitet, wie man glaube; man ſolle auf die Welt ſehen, wie ſie iſt. Die roheren Anſchauungen hätten immer geſiegt; ſelbſt zur Zeit Julians hätte nicht der reine Deismus die Oberhand behalten, der damals in den beſſeren Köpfen gelebt, ſondern ein Chriſtenthum, das durch Unwiſſenheit und Betrug verunſtaltet, durch elenden Aberglauben entſtellt und durch Grauſamkeit und Mordluſt

befleckt war. Die Herrſchſucht ſei unverändert und der Ehrgeiz ſtets die heftigſte Triebfeder in der Geſchichte geweſen. Nicht einmal die Orden auf den Univerſitäten habe man dämpfen können und dieſe halte doch bloß der Esprit de Corps zuſammen. Wie viel weniger werde man die geheimen Geſellſchaften unterdrücken können, die aus Männern beſtehen und deren, wie er in namentlicher Aufzählung beweiſt, es bereits eine außerordentliche Menge gebe! Man möge nun erwägen, welchen Einfluß die Jeſuiten ſich verſchaffen könnten, wenn ſie ſich dieſer Geſellſchaften bemächtigten. Daß ſie aber in der That damit umgingen, ſich in den Proteſtantismus einzuſchleichen, das beweiſt Bieſter abermals durch die Geſchichte eines gewiſſen Mitgliedes einer geheimen Geſellſchaft, in welcher die ſchon erwähnte Bekehrung eines proteſtantiſchen Diakonus beſtätigt und zugleich erzählt wird, daß die Wiſſenſchaft der Obern über Wien und Böhmen komme. Der Orden habe ein Buch: »Philoſophie der Religionen,« das von einem Jeſuiten Storchenau verfaßt ſei, in welchem die katholiſche Kirche die allein ſeligmachende genannt werde, und dies Buch habe ein lutheriſcher Prediger auf Befehl ſeiner geheimen Obern empfohlen. Jedes Mitglied des Ordens kenne nur ſeine Zirkeldirection und dieſe wieder nur ihre zweite Hauptdirection. Dieſen Obern habe der Allmächtige angeblich das große Geheimniß und die höchſten Siegel der Natur anvertraut, die ſich in directer Folge von Aron und ſeinen rechtmäßigen Nachfolgern auf ſie vererbt haben ſollten. Um dieſes Geheimniſſes theilhaftig zu werden, müſſe man aber die Prieſterweihe haben, mithin, da die Proteſtanten kein wahres Prieſterthum hätten, katholiſch ſein.

Bieſter verdankte dieſe Mittheilungen dem bekannten Leuchſenring, der in allen geheimen Verbindungen des achtzehnten Jahrhunderts bewandert war, und ſelbſt einer

der wunderbarſten Charaktere dieſer Zeit iſt. Bald auch trat er ſelbſt mit noch directeren Anklagen hervor.

In dem Juliheſte der Monatsſchrift vom Jahre 1786 bezeichnete er den Oberhofprediger Starck in Darmſtadt, der früher Prediger in Königsberg und nachher Profeſſor in Mitau geweſen, geradezu als geheimen katholiſchen Prieſter und Jeſuiten. Die Actenſtücke, welche er hierüber mittheilte, waren ſo auffallend, daß ſie dieſen Verdacht allerdings rechtfertigten: weshalb ſie denn auch das größte Aufſehen erregten. Unter dieſen Umſtänden, ſo dringenden Beſchuldigungen gegenüber, konnte Starck ſich unmöglich ſchweigend verhalten; zugeſtehen oder abläugnen, Eines wenigſtens mußte er thun. Er wählte das Letztere, er verklagte Bieſter und Gedike als Vasquillanten bei dem Kammergericht zu Berlin, welches den Proceß auch wirklich annahm. Die Verhandlungen deſſelben führten aber nur dazu, Starck noch verdächtiger zu machen, als er ſchon war. Er konnte es nicht in Abrede ſtellen, daß er zu dem Bunde der Freimaurerei gehört habe, die ſich »zur ſtillen Obſervanz« nannte und das wahre Geheimniß von der Fortpflanzung des Templerordens zu beſitzen glaubte. Zwar verſicherte Starck, daß dieſe Theilnahme eine Jugendthorheit geweſen und daß er auch Schröpfer nur habe ausforſchen wollen. Allein dieſer Entſchuldigung widerſprachen ſeine Schriften, in denen er noch immer dieſelbe myſtiſche Sprache führte, wie früher. »Wir beſitzen die höchſten Grade der Freimaurerei und ſind bis ins Innerſte gedrungen,« hatte er in ſeinem Archimedes geſagt. »Nicht die Maurerei hat dem Orden die Exiſtenz gegeben, ſondern vielmehr der höhere Orden, der ehemals ſo glänzte und den wir aus ſeinen Trümmern geſammelt, hat die Maurerei geboren.« Ebenſo ſprach er an mehr als einer Stelle von dem »geweihten Prieſterthume.« Auch bezeugte im Laufe der Unterſuchung

der Oberſt von Sprengseiſen, daß Starck eine Tonſur habe und Eliſa von der Recke, welche Caglioſtro entlarvt hatte, berichtete, daß dieſer, als er in Mitau war, vor Starck gewarnt und von dieſem erklärt habe, er ſei ein Abgeſandter des böſen Princips und ein Nekromantiſt, der von ſeinen Obern geſandt wäre, im Norden den verborgenen magiſchen Schatz zu heben; auch hatte er ſeine Schüler vor den Beſchwörungen gewarnt, welche durch Räucherungen bewirkt werden (auf dieſe katholiſche Art zauberte Starck), während der Andre vor denen warnte, bei denen der Degen gebraucht wird.

Die Vertheidigung, welche Bieſter und Gedike gegen Starcks Anklageſchrift richteten, war äußerſt würdig. — »Es wäre zu wünſchen, ſagten ſie im Eingang derſelben, daß die Materie von den ſogenannten Injurien der Schriftſteller einſt von einem philoſophiſchen Rechtsgelehrten in helles Licht geſetzt würde. Nicht alle vorſätzliche Handlungen, welche der Ehre eines Andern nachtheilig ſind, können Injurien genannt werden. Ein Jeder hat die Freiheit, von dem Andern nach ſeiner Überzeugung zu urtheilen. Oft iſt es Pflicht, ſein Urtheil für ſich zu behalten, oft nicht. Da die Ehre in dem Urtheil Andrer beſteht, ſo kann ſie ja nicht als ein Eigenthum deſſen, von welchem geurtheilt wird, betrachtet werden. Nur die bürgerliche Ehre, welche oft von der wahren Ehre ſehr verſchieden iſt, kann als ein Eigenthum angeſehen werden, wenn ſie in einem dem Bürger vom Staate beigelegten Rechte beſteht. Wenn nicht von der Beeinträchtigung eines ſolchen Rechtes die Rede iſt, ſo kann nur alsdann eine Injurie vorhanden ſein, wenn man in der Abſicht, einen Andern zu kränken oder ihm Schaden zuzufügen, ſchlecht von ihm urtheilt. Die Abſicht, zu kränken, wird aus leidenſchaftlichen oder ſpöttiſchen Ausdrücken vermuthet. Die Abſicht, zu

ſchaden, kann nicht angenommen werden, ſobald eine andere löbliche Abſicht klar iſt, wenn auch das Urtheil ſeiner Wirkung nach dem Andern allerdings ſchädlich wäre. Wer einen guten Freund vor ſeinem entlaufenen Bedienten warnt, ſchadet dem letzteren in der That, aber es geſchieht nicht in der Abſicht, dieſem zu ſchaden, ſondern um das Vermögen ſeines Freundes zu ſichern. Die ſcharfe Beurtheilung eines Schriftſtellers iſt dieſem immer nachtheilig, aber ſie iſt deswegen noch keine Injurie, denn da die Schriftſteller die Abſicht haben, das Publikum zu belehren, ſo kann nicht leicht ein animus injuriandi bei ihnen vermuthet werden. Dieſer beſteht nicht bloß in dem Vorſatz, Handlungen auszuüben, welche die Wirkung haben, daß der Andre an ſeiner Ehre leide, ſondern es muß dieſe Wirkung Zweck und dieſer Zweck nicht einem andern löblichen Zweck untergeordnet ſein.« — In Bezug auf die Monatsſchrift ſagen ſie ferner: »Freimüthigkeit war immer ihr Charakter, Verbreitung der Denkfreiheit, Empfehlung gereinigter und deutlich gemachter Begriffe, Beſtreitung der dunklen Gefühlsphiloſophie ihr Zweck. Entbindung von allen Feſſeln der Unvernunft, Rettung des Rechtes der eigenen Unterſuchung iſt unter mancherlei Einkleidung oft ihr Gegenſtand geweſen.« Was ſie über Starck geſagt, fügten ſie ſodann hinzu, ſei Alles in deſſen eigenen Büchern, namentlich in dem St. Nicaiſe, zu leſen.

Das Kammergericht, indem es dieſe Abſicht, wie die Gründe der Beklagten, in vollem Maße anerkannte, ſtellte zwei Fragen: erſtens, ob es ſtrafbar, daß die Beklagten in ihrer Monatsſchrift den Auszug aus einem öffentlich gedruckten, in hieſigen Landen nicht verbotenen Buche geliefert, deſſen wirklicher Inhalt ſolche Anſchuldigung des Klägers enthalte, durch welche ſeine Ehre gekränkt iſt? und zweitens, ob es ſtrafbare Unvorſichtigkeit, dieſe Anſchuldigungen zu verbreiten,

oder ob ſelbige mit ſcheinbaren Gründen unterſtützt geweſen? Beide Fragen wurden verneint und hierauf das Urtheil gefällt: daß die Beklagten von der wider ſie angeſtellten Injurienklage, ſowohl in Abſicht der Privat- als öffentlichen Genugthuung, zu entbinden, der Kläger abzuweiſen und für ſchuldig zu achten ſei, den Beklagten die durch dieſen Proceß verurſachten Koſten zu erſtatten, »denn die Vertheidigung der Beklagten liege in den Handlungen des Klägers.« — Dieſes Urtheil wurde im Jahre 1787 unter dem Kammergerichts-Präſidenten von Goldbeck gefällt; Bieſter und Gedike machten es ſowohl in der Monatsſchrift bekannt, als ſie auch den geſammten Proceß, der einen ganzen Octavband füllt, dem Drucke übergaben.

Die Sache hatte die Aufmerkſamkeit ganz Deutſchlands auf ſich gezogen und alle freiſinnigen Zeitſchriften der damaligen Zeit, namentlich Schloſſers Muſeum, Wielands Deutſcher Merkur, Groſſings Staatenjournal, die Allgemeine Literaturzeitung, die Göttinger Gelehrten Zeitungen, die Nürnberger Gelehrten Zeitungen, die Allgemeine Deutſche Bibliothek und der Deutſche Zuſchauer ſprachen ſich für Bieſter aus. Dennoch fehlte es auch an Gegnern nicht, ſelbſt unter den proteſtantiſchen Schriftſtellern. Zuerſt gerieth Bieſter mit Garve in Kampf. Garve, überhaupt ein milder, allen Extremen abgeneigter Mann, hatte allerdings mehre ſehr plauſible Gründe gegen die übertriebene Furcht der Aufklärer vor den Jeſuiten vorzubringen. Die Fürſten, ſagte er, haben ſo große und ihnen ſo ganz unterworfene Heere, daß, wenn alle ihre Unterthanen, durch einen jetzt unmöglichen Religionsenthuſiasmus aufgewiegelt, ſich zur Aufrechterhaltung einer fremden Macht vereinigten, ſie nichts ausrichten würden. Auch in den katholiſchen Reichen iſt die Übermacht der weltlichen über die geiſtliche Macht ſo groß, daß die Herrſchaft der Meinung

nur gefährlich werden kann, wenn die Regierungen ſchwach ſind. Es ſeien wohl Fürſten zur katholiſchen Religion bekehrt worden, aber nicht Völker, und als Regent ſtehe auch der Fürſt unter dem Einfluß des Volkes. Der Gang aller Dinge und beſonders der Meinungen der Menſchen gehe immer vorwärts. »Ich fürchte mich vor dem, was heimlich geſchieht, gar nicht. Nur die Gewalt iſt es, die ich fürchte. Mögen Schwärmer und Abergläubiſche ſich meinetwegen zuſammenrotten, ſo lange ſie nur keine Soldaten zu ihrem Befehle haben, ſo lange bin ich ruhig.« Bieſter erwiederte dagegen, daß, wenn auch im Allgemeinen nichts von den Jeſuiten wie von jenen Schwärmern zu befürchten ſei, ſie doch im Einzelnen den Völkern vielen Schaden brächten, und, wenn es ihnen gelänge, ſich der ſchwachen Regierungen zu bemächtigen, die ganze Kultur des Volkes gefährdeten. Sei es doch in der Pfalz ſchon ſo weit gekommen, daß kein Proteſtant mehr ein Amt bekomme. In Sachſen ſchützten die Landſtände allerdings das Volk, dennoch aber geſchehe in Dresden Unglaubliches, wie man aus dem ſechsten Bande von Nicolai's Reiſe ſehen könne. Und nun gar erſt Baiern! — »Laſſen Sie, ruft er Garve zu, fünfzig Jahre hindurch einen Mönch in den evangeliſchen Kirchen der Mark und Pommerns jährlich ein paar Mal Meſſe leſen, wer weiß, ob nicht ein Recht daraus entſteht, durch das der Katholicismus ſich gänzlich feſtſetzt?«

Bedenkt man nun ferner, welcher Gefahr Preußen damals entgegenging, als ſich unter Friedrich Wilhelm II. die Pietiſten der Regierung bemächtigten, ſo muß man dieſem Kampfe der Aufklärer gegen den Katholicismus ſein volles Recht zugeſtehen. Es gehörte dieſer Widerſtand dazu, um die katholiſirenden Tendenzen, die ſich in den Proteſtantismus einſchlichen, zu brechen. Auch gegen Georg Forſter

müſſen wir Bieſter daher Recht geben, der ſich in ähnlichem Sinne wie Garve über dieſe Angelegenheit ausſprach. Forſter meinte, der katholiſche Bekehrungseifer habe ſelbſt unter den nachtheiligſten Umſtänden für die proteſtantiſche Kirche noch keine beunruhigenden Erfolge gehabt, wohl aber ſei die Gewiſſensfreiheit bei deſpotiſchen Regierungen in Gefahr, aller Zwang bilde Maſchinen und jedes Symbol ſei der freien Moralität nachtheilig. Wenn Proteſtanten apoſtaſirten, ſo ließe ſich in den meiſten Fällen die Urſache auf den Mangel an Einſicht und moraliſchem Gefühl zurückführen; dieſem aber abzuhelfen gebe es kein anderes Mittel, als die Freiheit; jedes andere ſei gewaltthätig und ſchon darum unwirkſam. Die Sucht, ſeiner Meinung die Beiſtimmung Anderer zu verſchaffen, ſei im Erkenntnißtriebe begründet und an ſich tadelfrei. Forſter wollte alſo auch gegen die Proſelytenmacherei der Katholiken Toleranz geübt und dieſelbe nur durch die politiſche Freiheit unſchädlich gemacht wiſſen. Das wäre ganz gut, wenn ſich die politiſche Freiheit nur ſo ohne Weiteres erkämpfen ließe. Sie iſt aber, wie uns noch jetzt unſre Zeit zeigt, von der religiöſen Freiheit nicht zu trennen und ehe dieſe nicht errungen iſt, kann auch von keiner politiſchen Freiheit die Rede ſein; beide gehen Hand in Hand mit einander. Wie die franzöſiſche Revolution weſentlich durch den Kampf der Encyclopädiſten gegen die Orthodoxie und den Glauben ins Leben gerufen worden, ſo kehrt dieſer Proceß jetzt bei uns in Deutſchland in noch tieferer Weiſe wieder, ja ſelbſt Frankreich und England werden denſelben noch einmal durchmachen müſſen, ſobald die Socialiſten hier zu derſelben Geltung gelangt ſein werden, wie unſere philoſophiſchen Radicalen. – Forſter war damals, als er jenen Aufſatz über die Proſelytenmacherei ſchrieb, noch in einer zu weichen Gefühlsrichtung befangen; er hat es daher auch ſpäter

ſelbſt anerkannt, daß er zu milde gegen die Pietiſten verfahren ſei. — Bieſter erwiederte ihm damals: »Die Beantwortung der Frage, was iſt Freiheit? iſt ſehr ſchwer. Wenigſtens ſcheinen mehre unſerer Zeitgenoſſen nicht recht zu wiſſen, welchen Begriff ſie damit verbinden ſollen. Dagegen iſt die Frage, was iſt Vernunft? weit eher zu entſcheiden. Wollen wir eine Freiheit einführen, ſo ſei es erſt die Freiheit der Vernunft! Und iſt politiſche Freiheit etwas Gutes und Wünſchenswürdiges, ſo wird ſie wohl auf keinem andern Wege, als auf dem der Vernunft zu erreichen ſein.«

Mit dieſen Gegnern konnte Bieſter ſich verſtändigen, indem ſie, wenn auch von ſeiner Richtung abweichend, doch auf gleichem Boden mit ihm ſtanden. Die Andern dagegen, die ſich ihm von dem Standpunkte der Gefühlsſchwärmerei aus gegenüberſtellten, konnte er nur abweiſen und perſifliren. So Zimmermann, der damals während der letzten Krankheit Friedrichs des Großen, zu deren Heilung er nach Potsdam berufen worden war, ſich eine Zeit lang hier und in Berlin aufgehalten hatte und es ſich nachher angelegen ſein ließ, die Aufklärer auf das Ärgſte zu verdächtigen. »Der König, ſagte er in ſeiner Schrift über Friedrich den Großen, habe eine beſcheidene Freiheit gewollt, die Aufklärer des Glaubens und der Sitten aber hätten Alles bis zur zügelloſeſten Frechheit getrieben. Aufklärung ward in Berlin, was neulich Patriotismus in Holland. Die aufgeklärten Männer ſträubten ſich gegen allen Geiſteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen ließen ſich jene am hellen Morgen ein paar Freudenmädchen ins Haus holen, ebenſo unbefangen, wie ſich der Pöbel eine Bouteille Wein oder für einen Groſchen Schnupftaback holt. Die Weiber krönten dann ihre Männer, nicht

etwa aus Luſt und Liebe zur Sache, ſondern aus lauter Freude und Enthuſiasmus über das Licht der allgemeinen Berliniſchen Aufklärung. Eheſcheidungen und Weibertauſch wurden ebenſo gewöhnlich in Berlin, als in den verderbteſten Zeiten Roms. Die Aufgeklärteſten erlaubten ſich zuweilen nackte Tänze. In Potsdam waren die deiſtiſchen Grundſätze ſo allgemein, daß ſich in den letzten zehn Jahren dreihundert Menſchen ſelbſt ermordeten.« Schon die letztere Angabe allein liefert den Beweis, in wie lächerlichen Übertreibungen ſich Zimmermann erging. Wenn der Deismus zum Genuß des Lebens führte, ſo konnten ſich die Anhänger deſſelben nicht ums Leben gebracht haben, ſondern würden vielmehr beſtrebt geweſen ſein, daſſelbe ſo lange als möglich zu genießen. Aber auch jene Vorausſetzung iſt nicht richtig. Die Aufklärung machte die Sitten allerdings freier und gab ſomit auch der Sinnlichkeit das Recht, das ihr gebührte; zugleich aber, indem ſie dieſelbe dem Geiſte unterordnete, ſchuf ſie auch ein ſittliches Maß dafür. Darum auch ſind die Zeiten der Freiheit nie von Entſittlichung begleitet, wohl dagegen die des Deſpotismus: und was Zimmermann etwa von dieſer Art in Berlin geſehen oder gehört haben möchte, iſt der der Aufklärung vorangehenden und noch mehr der ihr nachfolgenden Zeit, deren Keime ſich damals gerade regten, zuzuſchreiben. Unter Friedrich Wilhelm II. ſah es in Berlin ſo aus, wie er beſchreibt: gerade die Gegner der Aufklärung, die Myſtiker, die ihr Weſen unter dem Deckmantel der Religion trieben, waren es damals, welche ſich ſolchen zügelloſen Schwelgereien überließen.

Auch der Graf Stolberg begann damals bereits, ſich gegen die Aufklärer vernehmen zu laſſen. Er nannte ſie »Knaben, keck wie Affen« und meinte, ſie hätten die Aufklä-

rung ins Geſchrei und in Mißcredit gebracht. Außerdem ſchimpfte Zimmermann ſie als »Aufklärungsclique, Aufklärungsſynagoge, Aufklärerbande.«

Die Aufklärer ſelbſt, indem ſie dieſe Schmähungen lächelnd an ſich abgleiten ließen, verfolgten raſtlos ihren Weg. Solche eclatante Fälle zwar, wie der Starck'ſche, kamen ihnen nicht mehr vor. Doch wurden noch immer Verſuche gemacht, neue Orden zu ſtiften, reiſten noch immer Jeſuiten und fromme Gaukler in Deutſchland umher, gab es noch immer Betrüger zu entlarven, Betrogene zu enttäuſchen.

Neben dieſer unmittelbaren praktiſchen Polemik gegen die myſtiſchen Elemente ihrer Zeit ſucht die Monatsſchrift ſodann durch die Hinweiſung auf die Möglichkeit einer freien Geſtaltung der Religionsanſchauungen, ſowie durch die Erinnerung an die Unfreiheit der nächſten Vergangenheit zu wirken. Es wird ein Schreiben aus Virginien mitgetheilt, in dem erzählt wird, daß *ein Atheiſt* habe einen Eid ablegen ſollen und ſeine Gegner ihm dieſen verweigert hätten. Darauf habe der Richter die Gemeinde zuſammenberufen und verlangt, daß Jeder ſein Glaubensbekenntniß ablege. Da wäre aber das Protokoll ſo ſtark geworden, daß der Richter es habe ſchließen müſſen; hinterher ſeien unendliche Parteiungen entſtanden, alle Kämpfe der Scholaſtiker erwacht, und man habe auf keine andre Weiſe zu einer Einigung kommen können, als daß man *den bürgerlichen* Eid geſtattet, worauf der Atheiſt erklärt habe, daß er den Vorzug vor allen Übrigen verdiene, da er ſich durch keine künftige Belohnung oder Strafe abhalten laſſe, die Wahrheit zu ſagen und daß ihm daher auch die bürgerliche Verfaſſung weit mehr am Herzen liegen müſſe, als allen Übrigen.

Als Gegenſtück dazu begegnen wir ſpäter einem Aufſatz, der uns erzählt, wie man bis zur Zeit Friedrich Wilhelm I.

in Deutſchland gegen Gotteslästerer verfahren. Im Jahre **1706** mußte ein Koſſäte im Brandenburgiſchen achtzig Thaler Strafe zahlen, weil er geſagt hatte: »Ich frage viel nach dem lieben Gott.« Die Witwe des Gerichtsaſſeſſors Küſtenmacher zu Lippehne wurde **1709** zu neuntägigem Ausſtehen am Halseiſen und zu zehnjähriger Verbannung verurtheilt, weil ihr die gotteslästerlichen Worte entfallen waren: »Gott muß dem Teufel das Regiment überlaſſen haben.« Doch milderte der König das Urtheil auf Kirchenbuße und zwanzig Thaler Strafe. Im Jahre **1702** ſaß ein ehemaliger Soldat, Martin Scheliſch, im Zuchthaus zu Spandau, der ſich hier bei ſeinen Genoſſen ſo in Reſpekt zu ſetzen gewußt hatte, daß ſie ſich ihm unterordneten und in allen Stücken dem »König von Lappland« (wie ſie den Soldaten nannten) gehorchten; namentlich die neu Ankommenden. Ein königlicher Kutſcher, der auch in dieſes Zuchthaus kam, verweigerte dies jedoch mit dem Bemerken, daß er nur dem Könige ſelbſt zu gehorchen habe. »Was König, rief darauf der König von Lappland aus, hier iſt kein andrer König, als ich!« und als der Kutſcher darauf Gott zum Zeugen anrief, ſetzte er hinzu: »Hier iſt auch kein Gott! Gott, der König und der Teufel ſind Kameraden, Einer iſt ſo gut wie der Andere.« Dieſe brutale Äußerung wurde von dem Kutſcher denuncirt; man machte dem König von Lappland den Proceß und zwang ihn durch die Folter, durch Daumſchrauben und ſpaniſche Stiefel zum Geſtändniß. Das Urtheil lautete auf Tod: und der König Friedrich I. beſtätigte es. Darauf wurde es jedoch noch einmal an die Räthe des Kammergerichts und an die Geiſtlichen geſchickt. Jene erklärten ſich unbedingt dahin, daß der Delinquent den Tod verdient habe, und auch von dieſen ſtimmten die Meiſten dafür, daß das Urtheil vollzogen würde: jedoch ſollte der Delinquent erſt zur Buße angehalten werden.

Nur Spener war dagegen; er ſtellte den Unterſchied zwiſchen formeller und materieller Gotteslängnung auf und erklärte nur die letztere für todeswürdig. Dies Gutachten imponirte den Übrigen denn ſo, daß die ſchon feſtgeſetzte Hinrichtung wieder aufgehoben und das Urtheil, auf ihre Verwendung, dahin gemildert wurde, »daß dem Scheliſch vom Schinder ein Stück Zunge abgeriſſen und er dann zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe abgeliefert werden ſolle.« Das letzte Todesurtheil wegen Gotteslängnung wurde im Jahre 1725 an dem Juden Hirſch vollzogen. Das Gericht hatte ihm nur das Schwert zuerkannt: aber Friedrich Wilhelm I. ſchärfte daſſelbe dahin, daß demſelben erſt die Zunge ausgeriſſen und er dann gehängt werden ſolle.

Unter Friedrich dem Großen kam es vor, daß ein Chriſt zum Judenthume übertrat. Der Rathmann Steblitzki zu Nikolai in Oberſchleſien hatte eine ſolche Neigung zum Judenthum bekommen, daß er nicht ehe ruhte, bis er in eine jüdiſche Gemeinde aufgenommen war. Er reiſte eigens nach Krakau, um ſich dort beſchneiden zu laſſen; ja, als die Rabbiner ſich weigerten, es zu thun, ſo beſchnitt er ſich ſelbſt. Bald darauf wurde die Sache beim Gericht anhängig gemacht. Die Unterſuchung ergab, daß der Convertit ein melancholiſcher, hektiſcher Mann war, der durch vieles Leſen der Bibel zu dieſer altteſtamentlichen Begeiſterung gekommen und daß er den ſeltſamen Schritt wirklich aus Überzeugung gethan hatte. Nichts deſto weniger hätte ihn das Gericht nach der für Schleſien noch giltigen Joſephiniſchen Halsgerichtsordnung zum Tode verurtheilen müſſen: weshalb denn erſt ein Bericht darüber an den König abgeſtattet ward. Friedrich der Große dekretirte darauf ſofort, daß alle fernere Unterſuchung und Beſtrafung des Steblitzki unterbleiben und derſelbe

als Jude angſehen werden ſolle. Dies geſchah im Jahre 1785.

In dem Jahrgang 1801 der Berliner Monatsſchrift finden wir ferner einen bemerkenswerthen Aufſatz über Matthias Knuzen, den Vorläufer Edelmann's, eine der merkwürdigſten Geſtalten unſrer Literaturgeſchichte. Er ſtammte aus Schleswig, wo ſein Vater 1646 als Organiſt ſtarb; hatte zuerſt Bauernkinder unterrichtet und dann gepredigt, auch Predigten für Geld verfertigt, bis ihm die Geiſtlichen dieſes Handwerk legten und er genöthigt war, ſeine Heimath zu verlaſſen. Darauf begab er ſich nach Jena, wo ſich binnen Kurzem eine zahlreiche Anhängerſchaft für ſeine Lehren bildete. Er hat dieſelben in zwei Geſprächen in deutſcher Sprache zwiſchen einem lateiniſchen Gaſtgeber und drei Gäſten und zwiſchen einem Doctor Brummer und einem lateiniſchen Muſterſchreiber, ſowie in einem lateiniſchen Sendſchreiben entwickelte. Er weiſt darin nach, daß die Bibel des alten und neuen Teſtamentes voller Widerſprüche ſei und daß deshalb die Vernunft das einzige Princip im Theoretiſchen und Praktiſchen ſein könne. »Uns genügt das Gewiſſen, ſagt er, dies iſt aber nicht das Wiſſen eines Einzelnen, ſondern Mehrerer.« Da er kein Geld hatte, dieſe Schriften drucken zu laſſen, ſo warf er ſie dem Jenenſer Buchdrucker, der »Aviſen« herausgab, durchs Fenſter ins Haus und forderte ihn auf, ſie in den Aviſen abzudrucken. Aber auch das erreichte er nicht; im Gegentheil erhoben ſich bald darauf ſo zahlreiche Verfolgungen gegen ihn, daß er Jena ebenfalls meiden mußte. Seit 1764 war er verſchollen. Jene Handſchriften aber waren mehrfach verbreitet und äußerten ihre Wirkungen, ſo daß ſich ein wohledles Mitglied der Jenenſer Univerſität, der Dr. Johann Muſäus, veranlaßt ſah, im Jahre 1765 ein eignes

Buch über den gottloſen Knuzen herauszugeben, eine: »Ableitung der ausgeſprochenen abſcheulichen Verläumdung, als wäre in der fürſtlich ſächſiſchen Reſidenz und Geſammt-Univerſität eine neue Secte der ſogenannten »Gewiſſener« entſtanden.« Schade nur, daß der gelehrte Mann dabei die Unvorſichtigkeit beging, einen Theil der gotteslästerlichen Schriften Knuzen's wieder abdrucken zu laſſen: ſo daß die verderbliche Lehre deſſelben nun erſt rechte Verbreitung gewann. Im Verlauf eines Jahres mußte ſogar eine neue Auflage von dem Buche gemacht werden. Nachher erneuerte Edelmann Knuzen's Angedenken. Er ſagt in ſeinem »Moſes mit aufgedecktem Angeſicht«: er freue ſich, im Beſitz der von Jenem unter der Hand herausgegebenen kleinen Schriften zu ſein, die von ſeinen Feinden ihrer löblichen Gewohnheit nach ſorgfältig unterdrückt worden, ſo daß ſie zu ſeiner Zeit mit unter die allerrarſten, welche man habe, zu rechnen ſeien. Auch ließ er die Geſpräche nun vollſtändig abdrucken. »Er hat der Welt eine andere viel beſſere Bibel gezeigt, die alle Menſchen mit, ja in ſich führen, nämlich die Vernunft oder das Wiſſen, das aber nicht das Eines, ſondern vieler Menſchen iſt,« ſagt Edelmann. »Der, welcher redlich nach dem Zeugniß des Gewiſſens handelt, bekennt, wenn er gleich mit dem Munde tauſendmal den Abgott der ſogenannten Chriſten leugnet, in der That wohl den lebendigen Gott mehr und kräftiger, als all die Heuchler, und eigentlich ſind umgekehrt die gewiſſenloſen Abgötterer und unvernünftigen Bibelanbeter Atheiſten und inſoweit ohne Gott, als ſie dieſen wer weiß wohin außer ſich relegiren und nicht zugeben wollen, daß allein Alles in Allem in ihnen ſei.«

Die Berliner Monatsſchrift ſteht zwar noch nicht auf dem Standpunkt, daß ſie dieſen Pantheismus unbefangen würdigen könnte; auch ihr iſt Edelmann noch ein berüchtigter,

nichtsnutziger Menſch. Sie ſagt von ihm: »er war keck, frech und voller Impertinenz, wie Knuzen, übertraf dieſen aber unendlich an ſyſtematiſchem Geiſt,« und meint, daraus, daß beide ſo ganz vergeſſen worden ſeien, ſehe man, welchen geringen Schaden ſolche Lehren brächten. Indeſſen iſt es doch immer ſchon etwas, daß ſie nur ein Gedächtniß für dieſe Richtungen hat; ja, möchte man ihr ihre eignen Ausſprüche über die Religion aus der erſten Zeit ihres Beſtehens vorhalten, ſo müßte ſie auch die direkte Verwandſchaft ihres Deismus mit jenem Atheismus und Pantheismus Knuzen's und Edelmann's eingeſtehen.

»Der Vorwand übernatürlicher Offenbarungen, ſagt ſie in einem Aufſatz über den Deismus, im Jahre 1784, hat die Vorſchriften der einzelnen Religionen geheiligt und dem großen Haufen gleichſam zum bürgerlichen Geſetz gemacht. Herrſchſucht, Ehrgeiz und Habſucht, welche ihren niederträchtigen Abſichten ſchon ſo oft Alles in der Welt, auch das Beſte, unterworfen, haben auch jede erſte Stiftung von Religion durch den ſchändlichen Mißbrauch verunehrt.« Und in einem andern Aufſatz über den Glauben, im Jahre 1785: »Sowie der Glaube mehr und mehr Eingang fand und überhand nahm, erloſchen alle Wiſſenſchaften und Künſte und die größte Unwiſſenheit ward über alle Länder verbreitet. Es begannen die Zeiten der Barbarei. Nicht allein das Wiſſen, ſondern auch das Thun mußte um des Glaubenszwanges wegen gering geachtet werden. Sowie hingegen die Menſchen wieder zu denken anfingen, mußte nothwendig die Macht des Glaubens wieder geſchwächt werden. Recht und Gut wurden wieder als ſolche angeſehen, die Tugend erſchien wieder in ihrem alten Glanze und Unthaten wurden weder durch Stand, noch durch Lehrmeinungen, noch Zeremonien gerechtfertigt. Raub und Gewalt wurden öffentlich zur Schande gemacht,

die Anmaßung der Unterdrücker ward unterſucht. Ländereroberer oder Völkerbezwinger wurden nicht mehr vergöttert, das gleiche Recht der Menſchheit ward vertheidigt und Allen Gerechtigkeit, Güte, Wohlwollen und allgemeine Menſchenliebe eingeſchärft. Alles dies würde aber nur ſchlecht begründet ſein, wenn noch die Glaubenspflicht beſtehen bleiben ſollte. Nur das Vertrauen zu dem »Allvater« oder dem »höchſten Weſen« darf von der Glaubenswelt beibehalten werden.«

Die Berliner Aufklärer ſtanden hiernach alſo auf demſelben Standpunkt, den nachher die Helden der franzöſiſchen Revolution einnahmen; ſie mußten es daher auch erleben, daß ſie, als dieſe in vollem Zuge war, von ihrer Gegnern mit dieſen identificirt wurden. — Die Jeſuiten ermangelten nicht, ſich auf dieſe Weiſe an ihnen zu rächen; ſogar der baieriſche Jeſuit Stattler ſtellte geradezu die Behauptung auf, daß die franzöſiſche Revolution aus Berlin nach Frankreich gekommen ſei. Voltaire, Mirabeau und Andere gleichen Gelichters hätten ſie dahin gebracht, nachdem ſie dieſelbe vorher in Berlin von wohlbekannten »Freiheitsrumorknechten« erlernt hätten, welche die allgemeine, unter der vorigen Regierung geſtattete Toleranz und Preßfreiheit auf dieſe Art gemißbraucht hätten. Die Hauptgrundſätze der franzöſiſchen Conſtitution ſeien aus den Grundſätzen der Berliner Aufklärungsſchmiede entlehnt.

Die Berliner hätten auf dieſes Lob ſtolz ſein können; ſie waren ſich indeſſen ihres wahren Werthes zu ſehr bewußt, als daß ſie daſſelbe hätten annehmen mögen.

Allerdings hatten ſie Ideen ausgeſprochen, welche mit denen der franzöſiſchen Revolution in Wahlverwandtſchaft ſtanden, weil auch dieſe auf der Aufklärung baſirte; aber dieſe waren auch in Frankreich ſelbſt, in den Schriften der Encyclopädiſten, Voltaire's und Rouſſeau's zu finden. Ja es hatte ſich im Gegentheil ſeit dem Ausbruch der Revolution

recht deutlich gezeigt, welch ein Unterſchied zwiſchen der Wirkſamkeit der Ideen in Frankreich und in Deutſchland herrſchte. In Frankreich waren dieſelben unmittelbar zur That geworden, in Deutſchland mußten ſie noch um ihre theoretiſche Exiſtenz kämpfen; auf die Zeit Friedrichs des Großen durfte hier noch eine Regierung, wie die Friedrich Wilhelms II. folgen.

Und deshalb errangen ſich die Aufklärer auch nicht die Energie, welche dazu gehörte, die franzöſiſche Revolution ihrem vollen Weſen nach zu begreifen. Nur die erſte Phaſe derſelben wird von ihnen gebilligt; dem Terrorismus derſelben treten ſie feindlich gegenüber, ſie begreifen nicht, daß, nachdem die gewaltſame Umwandlung der Staats- und Volkszuſtände einmal begonnen war, ſie auch gewaltſam durchgeführt werden mußte. Darin haben ſie freilich Recht, daß ſie den Führern der Revolution den Vorwurf machen, das Werk der Freiheit übereilt zu haben; von den Deutſchen würde die Revolution langſamer, aber auch gründlicher ins Werk gerichtet worden ſein. Bieſter tadelt es, daß die Menſchenrechte in zwölf Paragraphen gezwängt werden ſollen, und Juſtus Möſer ſagt: »Ich will die Franzoſen für das erſte Volk der Welt erklären, wenn ſie auf dem Wege ihrer Theorie vom Rechte der Menſchheit etwas Fruchtbares und Dauerhaftes zu Stande bringen.« Aber, fügt er hinzu, dies könne nur geſchehen, wenn die Einzelrechte gewahrt würden.

Gegen das Princip der Gleichheit läßt ſich Bieſter ferner folgendermaßen aus: »Es kann nie wahr ſein, daß Bürger als Bürger mit ihren Obrigkeiten, inſoweit dieſe Ämter verwalten, gleichſtehen. Aber leider iſt es wahr, daß das Volk lieber gar keine Obrigkeit hätte, um ungezügelter ſeinen Leidenſchaften fröhnen zu können. Ein Staat ohne Regierung iſt nicht denkbar. Wer nicht regiert ſein will, gehe in den

Wald, aber er ſage nicht, daß er noch Mitglied eines Staates ſein wolle. Wie regiert werden muß? läßt ſich aus der Vorſchrift der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Weisheit lernen, nicht aus Revolutionen.« — »Für eine, nach bloßen Grundſätzen der Vernunft ſyſtematiſch entworfene Staatsverfaſſung kann nie ein Volk reif genug ſein,« leſen wir ebenfalls in der Berliner Monatsſchrift: was in einem Aufſatz über den Einfluß der deutſchen Staatsverfaſſung auf das Nationalglück der Deutſchen folgendermaßen erläutert wird: »Unſre Verfaſſung hat allen deutſchen Gemeinſinn unterdrückt, es giebt nur noch einen preußiſchen, öſterreichiſchen, baieriſchen Patriotismus. Bei den Griechen war dies ähnlich, es gab einen ſpartaniſchen, atheniſchen, thebiſchen, aber auch zugleich einen allgemeinen griechiſchen Patriotismus. Dieſer war aber nicht das Werk einer Conſtitution, ſondern des Nationalcharakters.«

Wir finden hier alſo dieſelbe politiſche Grenze dieſer Richtung, wie wir ſie in religiöſer Beziehung dem Atheismus und Pantheismus gegenüber geſehen haben. Conſequent und radikal vermochten die Berliner Aufklärer noch nicht zu ſein; ſie ſchreckten vielmehr vor ihren eignen Conſequenzen zurück, ſie wollten nur erſt eine Baſis für die Freiheit durch die Aufklärung gewinnen und es dann dem Volksgeiſte überlaſſen, welche Geſtalt derſelbe dem Staate künftig geben wolle: wobei ſie jedoch vergaßen, daß, um hierzu zu gelangen, es vor allen Dingen nöthig iſt, dem Volksgeiſte Thatkraft einzuflößen, und daß daher ſelbſt der Fehlgriff, den die Franzoſen durch die Übereilung ihrer Entwicklung machten, mehr werth war, als die träge Paſſivität der Deutſchen, die ſich unterdeſſen, trotz ihrer Aufklärung, wieder in die Feſſeln des alten Deſpotismus ſchlagen ließen.

Indeſſen kämpften ſie doch auch ſchon dagegen, und die

Berliner Monatsſchrift ward nicht müde, die Anregung dazu lebendig zu erhalten und dieſelbe ſo mannigfaltig als möglich zu geſtalten. Dazu dienten vor Allem die kleinen populären Abhandlungen von Kant, denen wir fortwährend begegnen und die in dieſer Verbindung mit dem übrigen Inhalt der Monatsſchrift vortrefflich wirken mußten. Ferner ſind Ben David und Moſes Maimon unabläſſig bemüht, das Kantiſche Moralprincip auszubilden und auf das praktiſche Leben anzuwenden.

Im Jahre **1792** finden wir ferner einen ſehr anregenden Aufſatz: »Ideen zu einem Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates zu beſtimmen.« Es iſt dies der erſte Theil eines Werkes, welches Wilhelm von Humboldt damals ſchrieb, und das erſt in jüngſter Zeit in deſſen geſammelten Schriften vollſtändig herausgegeben worden iſt. Daſſelbe führt zu dem Reſultate: »daß der Staat ſich ſchlechterdings alles Beſtrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als inſofern dies als eine natürliche von ſelbſt entſtehende Folge ſeiner übrigen, ſchlechterdings nothwendigen Maßregeln unvermeidlich iſt, gänzlich enthalten müſſe, und daß Alles, was dieſe Abſicht befördern kann, vorzüglich alle beſondere Aufſicht auf Erziehung, Religionsanſtalten, Luxusgeſetze u. ſ. f., ſchlechterdings außerhalb der Schranken ſeiner Wirkſamkeit liege.« Bald darauf theilt Humboldt auch die erſte Probe ſeiner Überſetzung des Agamemnon mit.

Im Jahrgang **1794** leſen wir einen vortrefflichen Aufſatz über Thomaſius, von einem Ungenannten, in welchem ſehr geſchickt mit Thomaſius' Worten gegen den Wöllner'ſchen Geiſtesdeſpotismus gekämpft wird. — »Warum Deutſchland in der Wiſſenſchaft andern Ländern nachſteht, ſoll ich es mit einem Worte ſagen? fragt Thomaſius. Es iſt die ungebundene

Freiheit. Ja, die Freiheit iſt es, die allein dem Geiſte das rechte Leben giebt und ohne welche der menſchliche Verſtand, er möge ſonſt noch ſo viel Vortheil haben, als er wolle, gleichſam todt und entſeelt zu ſein ſcheint. Der Wille des Menſchen oder die von dem Willen abhängende äußerliche Bewegungskraft iſt zwar andern Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft unterworfen, aber der Verſtand erkennt keinen andern Oberherrn, als Gott und daher iſt ihm entweder das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menſchliche Autorität als Richtſchnur vorſchreibt, unerträglich, oder aber er wird zu allem guten Wiſſen ungeſchickt, wenn er unter dieſem Joch erliegen muß oder ſich dieſem durch Antrieb eitler Ehr- und Geldgierde oder einer eitlen Furcht freiwillig unterwirft. Beides hemmt den Fortgang und die Aufnahme der Weisheit. Unſer armes Deutſchland iſt dieſes bisher nur zu ſehr gewohnt geweſen. Wo man gute Ingenien, die nicht gemeine Irrthümer entdecken und die unterdrückte oder verſteckte Wahrheiten an das Licht zu ziehen ſuchen, mit Gefängniß oder wohl gar mit Feuer und Schwert zu verfolgen ſich angelegen ſein läßt, da kann gewiß Wahrheit und folglich auch Tugend, die allein aus jener hervorgehen kann, ihre Zweige nicht weit ausbreiten.«

1795 theilt Bieſter eine Bekanntmachung des Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt über eine Veränderung der Liturgie mit, in der es heißt: »Eine ewige Wahrheit bleibt es, daß Religion eins der wirkſamſten Mittel, einen Staat blühend und in Ordnung zu halten, iſt. Aber wie oft wird ſie leider heut zu Tage als ein Zwangsmittel, den gemeinen Haufen in blindem Gehorſam zu erhalten, angeſehen und zu mechaniſch behandelt! Ich halte es für eine der erſten Pflichten eines Regenten, ſie lauter und rein zu erhalten, den Gottesdienſt von allen irdiſchen, in die Sinne fallenden

Ceremonieen zu reinigen, kurz, ihn wieder ſo einfach herzuſtellen, wie ihn Jeſus ſelbſt lehrt. Dann werden auch Männer von Verſtand unſre Kirchen wieder gern beſuchen, weil ſie Nahrung für ihren Geiſt finden. In allen Wiſſenſchaften geht der Menſch weiter, warum ſollten wir in der Gottesverehrung zurückbleiben?«

Einige von den aufgeklärten Geiſtlichen in Preußen nahmen bereits keinen Anſtand, über die Hauptepochen der Weltgeſchichte von der Kanzel zu ſprechen und dieſe Reden auch dem Drucke zu übergeben. So empfiehlt Teller eine Sammlung ſolcher Vorträge von dem Prediger Stolz, der über folgende Themata gepredigt hatte: Über die Reformation, die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Entdeckung Amerika's, die größere Verbreitung des Volkes über den Erdboden und die Fortſchritte einer freieren Denkart. Auch Zöllner predigte im Jahre 1793 in Berlin über die franzöſiſche Revolution.

1795 ſagt Bieſter: »Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, ſie iſt das empörendſte Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menſchheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion.« In einen direkten Kampf mit dem Miniſterium Wöllner hat er ſich jedoch nicht eingelaſſen. Wir finden in der Monatsſchrift weder des berühmten, in jüngſter Zeit wieder in Erinnerung gebrachten Proceſſes des Zopfſchulzen, noch des Zöllner'ſchen Preßproceſſes, noch der gegen das Religionsedict erſchienenen Schriften erwähnt. Dieſen Kampf überließ er an Nicolai, der dafür mit ſeiner Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, welche in jener Zeit in Kiel erſchien, eine freiere Stellung hatte. In dieſer füllt die Kritik aller jener Schriften, und unter dieſen auch der Bücher des Zopfſchulzen, einen ganzen Band. Hiernach ſcheinen die Aufklärer die Sache des Letzteren nicht zu der ihrigen gemacht zu haben; ſie witterten auch hier den Atheismus

heraus und behandelten den Zopfſchulzen als unbeſonnenen Strudelkopf. Gegen Wöllner nahmen ſie ihn indeſſen natürlich in Schutz.

Es wäre intereſſant, dieſe ſpecielle Polemik der Aufklärer gegen das Wöllner'ſche Miniſterium, in denen ſich ſehr charakteriſtiſche Mittheilungen über die Räthe deſſelben, Hermes und Hilmer, befinden, hier einzuſchalten. Da mich die bisherigen Mittheilungen indeſſen ſchon zu weit geführt haben, muß ich mich beeilen, dieſe zu Ende zu bringen: weshalb ich mich daher auf die Darſtellung der allgemeinen Ideen der Aufklärer beſchränke.

In welcher Stimmung ſich dieſelben während dieſer ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. befunden haben, geht ſehr deutlich aus einer Äußerung Bieſters hervor, die er im Jahre 1798, unmittelbar nach dem Tode dieſes Königs, niederſchrieb, indem er ſeine Richtung gegen die von Tiſſot, dem Biographen Zimmermann's, erneuerten Angriffe vertheidigte. »Der Religionszwang, ſagt er hier, kann nie mit zu verächtlichen, d. h. wahren Farben dargeſtellt werden; hingegen ſollte nie ein Mann, der die Feder für die gute Sache führt, einen verunglimpfenden Schatten auf Dinge verbreiten helfen, welche laut gegen einen erneuerten Unfug reden, wodurch ſie ſelbſt oder andere brave Männer gelitten haben. Ja gelitten, denn es iſt ein wahrer Zwang, es iſt ein Leiden der innerſten Seele, freilich nur für die Edleren und Beſſeren fühlbar, nicht für die, welche ſich nach jedem Windſtoß drehen und die Forderungen ihres Gewiſſens den Forderungen ihres Magens unterordnen, wenn Verfügungen erlaſſen werden, welche der richtigeren Einſicht, der gegründeteren Überzeugung widerſprechen und man doch weder als niedrer Heuchler, noch als unruhiger Trotzkopf erſcheinen will, wenn beſchränkte und dabei eigenſinnige Menſchen Anſtalten treffen

welche auf Generationen hinaus zwar nicht das Licht der Aufklärung verdunkeln (denn das kann die Gewalt nicht), aber doch empfindlichen Schaden durch die Verwirrung des Ganges der Geschäfte und des Geistes der Personen stiften, wenn endlich die Ehre des Staates geschmälert, rechtliche Männer gekränkt, die Denkungsart vieler Schwachen im Volke verderbt, Recht und Ordnung übertreten, ja die moralische Wirksamkeit der Religion selbst untergraben steht und man wegen der Übermacht der Gewalt hiebei zu helfen außer Stande ist.«

Diese Stelle giebt uns auch zugleich ein sehr charakteristisches Bild von Biester's eignem Wesen. Er ist von dem tiefsten Schmerze um das Schicksal seines Vaterlandes (denn das war ihm Preußen geworden) erfüllt, er ergrimmt selbst in taciteischem Zorn über das Unwesen, das einige beschränkte Menschen mit dem Volke treiben, wagt aber doch nicht, direkt gegen sie in die Schranken zu treten, um nicht als »unruhiger Trotzkopf« zu erscheinen; er begnügt sich daher mit einer gemäßigten und allgemein gehaltenen Opposition. So radikal wie er gegen die katholischen Jesuiten verfuhr, vermochte er gegen die protestantischen Jesuiten noch nicht zu sein; dazu gebrach es ihm an Muth, weil er sich, wie frei er auch dachte, doch immer noch als Beamten fühlte, und daher ist es auch erklärlich, daß die Monatsschrift nur diese allgemeine Haltung annahm, deren ich oben erwähnte.

Endlich bleibt noch eine andere praktische Richtung der Monatsschrift zu erwähnen, die uns aus den späteren Jahrgängen derselben entgegentritt und die uns abermals die höchste Achtung vor dem Geiste der Aufklärer einflößen muß: die Bestrebungen zur Verbesserung des Looses der unteren Volksklassen. In ihnen sehen wir die volle Consequenz der Aufklärung vor uns auftauchen. Mit dem geistigen soll auch das materielle Wohl Hand in Hand

gehen; dieſes herbeizuführen, wird für eine Verpflichtung des Staates erklärt. So werden zunächſt Erwerbsſchulen für die Kinder der Armen in Berlin geſtiftet; die verdienteſten und bekannteſten Männer, unter ihnen ein Suarez, Meierotto, Sack, Zöllner u. A. ſtellen ſich an die Spitze dieſes Unternehmens und erlaſſen im Jahre 1793 einen Aufruf zur Unterſtützung deſſelben in der Monatsſchrift, in welchem ſie unter Anderm Folgendes ſagen: »Die ſchöne Tugend der Vaterlandsliebe und des patriotiſchen Sinnes läuft in unſern Tagen immer mehr Gefahr, von ihrem hohen Werthe zu verlieren und in einen leeren Schall zu verfliegen. Man meint jetzt ſchon, daß ſie eigentlich nur in einer Republik thätig ſein könne. Sie müſſen es aber unter jeder Regierungsform ſein können, wenn ſie nur von dem rechten Geiſte erfüllt ſind, und dazu müſſen die Städte, die mit größeren Glücksgütern geſegnet ſind, das Beiſpiel geben. Wenn auf die künftigen Generationen der ärmeren Volksklaſſen mit Erfolg gewirkt werden ſoll, ſo müſſen Viele zuſammentreten und dafür wirken.« Klingt das nicht ſchon ganz ſocialiſtiſch? — Die Monatsſchrift ſagt uns aber noch Ärgeres. Im Jahre 1795 ſagt ein Schriftſteller, Namens Lamette, dem wir öfter in derſelben begegnen und der ſtets äußerſt praktiſche Themata behandelt, in einem Aufſatze: »Zur Verminderung der Verbrechen,« in dem er die Anſicht aufſtellt, daß Armuth und Müſſiggang die Hauptquelle der Verbrechen bilden: »Die Obrigkeit muß nicht nur dem Staatsbürger ſein Brod ſichern und ſein Gewerbe begünſtigen, ſondern ihr liegt auch ob, alles Erſinnliche zu thun, um die Nahrung im Lande zu verbeſſern und auszubreiten. Fleiß und Arbeitſamkeit machen die Glückſeligkeit der Bürger aus, ſie ſichern und vermehren dieſelbe, bilden den ſtärkſten Damm gegen Laſter und Frevel, und wohl dem Lande, in

welchem die Obrigkeit dieſe nothwendigſten Eigenſchaften guter und nützlicher Menſchen erweckt, erneuert und belebt.« Noch ſchärfer ſpricht denſelben Grundſatz der Baron Kottwitz aus Schleſien aus, der in Berlin im Jahre 1807 eine »Armenbeſchäftigungsanſtalt« begründete, in der er täglich 1100 Menſchen beſchäftigte, und über die er ſelbſt in der Monatsſchrift Bericht abſtattet. »Nur bei durchaus ſchlechten Regierungen, ſagt er, kann der Fall eintreten, daß der geſunde Mann aus Mangel an Arbeit ſeinen nothdürftigen Unterhalt nicht verdienen kann, wie dies in Spanien, dem Kirchenſtaat, Neapel oder China der Fall iſt. Die Natur hat überall ihre Gaben da, wo es Menſchen giebt, geſpendet und dem Menſchen ſelbſt durch ſeine Organiſation ſeine Nahrung ſo erleichtert, daß nur bei einem höchſt unnatürlichen Zuſtand der Hungertod möglich iſt. Es muß nur dafür geſorgt werden, daß Jeder, der freiwillig Arbeit ſucht, dieſelbe auch findet.« Unſre Zeit hat freilich gezeigt, daß dieſer Mangel an Arbeit nicht bloß in Spanien und China und nicht bloß unter ſchlechten, ſondern auch ganz leidlichen Regierungen eintreten kann: aber liegt nicht in dieſem naiven Ausſpruch des Baron Kottwitz dennoch die große Wahrheit, daß dieſe Regierungen dennoch daran ſchuld ſind und deshalb auch nicht mehr für gute gelten können, weil ſie die Noth ſo weit haben kommen laſſen, weil ſie nicht darauf bedacht geweſen, die Arbeit zu organiſiren? Dazu bedarf es freilich der Anſtrengung der geſammten Geſellſchaft: aber der Staat hätte das erſte Beiſpiel dazu geben ſollen. Dazu hat er die Macht in Händen; auf ſein Haupt daher werden auch die Gefahren fallen, welche ihm aus dieſer Vernachläſſigung erwachſen. Er zwingt die Geſellſchaft mit Gewalt, ihn zu vernichten, um ihre eigne Exiſtenz zu ſichern. Die Ahnung davon finden wir auch ſchon in der Berliner Monats-

ſchrift. »Wer mit Aufmerkſamkeit um ſich ſchaut, ſagt von Goßler, kann nicht verkennen, daß wir uns einer gefahrvollen Periode nahen. Bei dem größten Theile der unteren Volksklaſſen zeigt ſich die Bettelei und die Verarmung mit allen ihren gräßlichen Gefährten ſchon eingeniſtet und je mehr dieſe ſchreckliche Krankheit von der Regierung vernachläſſigt wird, deſto mehr ſteht von ihren verderblichen Folgen zu befürchten.«

Ferner beſchäftigt ſich die Monatsſchrift auf das Lebhafteſte mit dem Volksunterricht. Der Freiherr von Rochow auf Reckan war der Erſte, der für die Beſſerung des Unterrichts auf dem Lande in die Schranken trat und denſelben auf eine rationelle Baſis begründet wiſſen wollte. Auch in der Berliner Monatsſchrift ſehen wir ihn dafür auftreten. Er eifert hier auf das Entſchiedenſte gegen den Gebrauch des Katechismus in den Schulen, der den Verſtand der Kinder verwirre und ihnen nur ſchädliche Ideen beibringe. »Die Religion darf nicht in dem Auswendiglernen nicht verſtandener Worte beſtehen.« Er wollte die Bildung auf die Kenntniß der Natur des Menſchen gegründet wiſſen und in ſeinem berühmten »Brandenburgiſchen Kinderfreunde« finden wir daher auch neben naturwiſſenſchaftlichen phyſiologiſche und anatomiſche Abſchnitte. Rochow's Methode wurde ſehr geſchätzt, ja von Vielen, als die Peſtalozziſche aufkam, ſelbſt über dieſe geſtellt. »Rochow, ſagt ein Schriftſteller der Monatsſchrift im Jahre 1804, hat einen weit allgemeineren und vollſtändigeren Zweck, der auf die ganze Bildung der Kinder abzielt, Peſtalozzi nur einen einſeitigen, der auf intellectuelle Bildung geht. Rochow faßt den ganzen Menſchen mit allen ſeinen Anlagen und Kräften, intellectuellen und moraliſchen, auf und will ihn zum ſittlich guten, für ſeinen Stand brauchbaren Menſchen machen. Peſtalozzi ſchiebt ſie allein, oder doch bei Weitem vorzüglich auf die Verſtandeskraft und will eine

ſo intenſive Vollkommenheit derſelben hervorbringen, welche die möglichſt große Geſchicklichkeit erzeugen ſoll. Rochow will gute Menſchen bilden, ſeine Erziehung iſt moraliſch, Peſtalozzi bloß gute Köpfe, die ſeinige iſt methodiſch.« Darauf wird dieſem Schriftſteller indeſſen erwiedert, daß ein guter Kopf ohne Moralität nicht denkbar ſei und daß ſomit Peſtalozzi's Erziehung auch gleichzeitig eine moraliſche ſein müſſe und in der That auch ſei.

Peſtalozzi findet daher auch ſogleich in Berlin die wärmſten Anhänger; Einer derſelben, Himly, der ein Peſtalozzi'ſches Inſtitut eingerichtet, giebt fortwährend Berichte über dieſes, wie über Peſtalozzi's Ideen. Daher mußte denn auch die Regierung auf dieſelben aufmerkſam werden; wir finden in der Monatsſchrift bereits aus dem Jahre 1803 ein ſehr intereſſantes Cabinetsſchreiben Friedrich Wilhelm III., in welchem er Gedike, als dieſer um Urlaub zu einer Badereiſe bat, auffordert, zugleich nach der Schweiz zu reiſen, und Peſtalozzi's Methode zu ſtudiren: ein Project, das indeſſen durch Gedike's gleich darauf erfolgten Tod verhindert ward.

Noch einer Reihe von Aufſätzen hätte ich nun zu erwähnen, welche mit dieſer zuletzt erwähnten Richtung ebenfalls in Zuſammenhang ſteht, der nationalökonomiſchen und finanziellen, die von einem ganz vortrefflichen Schriftſteller, Beguelin, der ſich auch nachher noch durch eigene Schriften in dieſem, wie in dem hiſtoriſchen Fache bekannt gemacht und eine ſehr hohe Beamtenſtelle im preußiſchen Staate bekleidet hat. Allein die Maſſe des Materials, welche ſich mir für die Bearbeitung dieſes Stoffes aufgehäuft hat, nöthigt mich, kurz zu ſein: und beſchränke ich mich daher auf die Erwähnung eines Aufſatzes »über den Geldmangel«, in welchem Beguelin ganz ſo, wie es in der neueſten Zeit wieder geſchehen iſt, nachweiſt, daß es in Preußen an Geld fehlen muß,

weil die Vermehrung des Metallgeldes in keinem Verhältniß zur Vermehrung der Conſumtion ſteht und daß es daher dringend noth thut, die Maſſe des Geldes in der großen Circulation zu vermehren: wozu er jedoch nicht Papiergeld, ſondern Bankgeld vorſchlägt und die Errichtung von Privatbanken empfiehlt.

Unter den Aufſätzen allgemeineren Inhaltes ſind aus der letzten Zeit der Monatsſchrift vorzugsweiſe die Briefe Alexander von Humboldts aus Südamerika zu erwähnen. »Unſer Landsmann, Alexander von Humboldt, ſagt Bieſter zu deren Einleitung, zieht durch ſeine Kenntniſſe, ſeine Schriften und ſeinen Ruhm jetzt die Aufmerkſamkeit von mehr als einem Welttheil auf ſich. In ihm verbindet ſich auf die ſeltenſte Weiſe der Scharfſinn der Theorie, der Fleiß der Gelehrſamkeit und der ächte Geiſt mit praktiſchen Beſchäftigungen. Er umfaßt das geſammte Gebiet der Naturwiſſenſchaften: am Himmel, auf der Oberfläche der Erde, in den Tiefen derſelben und auf dem Meere. Er beobachtet die ewigen Geſtirne und die kurzdauernden Pflanzen, die Knochen des Erdballs und die Nervenfaſern der Thiere, den Brand der Vulkane und den Proceß des Lebens, die Farben vaterländiſcher Vegetation und die Strömungen verborgener Gewäſſer, die unſichtbare Luft und die geheimen Naturkräfte, das Waſſer des Oceans und die Stufen der jetzt lebenden Völker. Chemie, Arzneikunſt, Mineralogie und Erdkunde verdanken ihm große Entdeckungen und Bereicherungen. Und dieſer wunderbare, in ſo vielen Fächern bewunderungswürdige Mann iſt jetzt noch nicht volle zwei und dreißig Jahre alt.«

Ferner leſen wir auch einige intereſſante Briefe von Bollmann, dem bekannten Befreier Lafayette's, aus Nordamerika, ſowie von Strombeck aus Paris im Jahre 1805; ſodann Aufſätze von Friedrich Schlegel über die griechiſche Komödie, über die Diotima u. a., aus denen nachher ſein

erſtes Buch »Über Griechen und Römer« entſtand. Auch Fichte hatte im Jahre 1793 einen Aufſatz: »Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks« für die Monatsſchrift geſchrieben; ſpäterhin jedoch gerieth er, wie mit den Aufklärern überhaupt, ſo auch mit der Berliner Monatsſchrift, ſpeciell mit Bieſter in heftigen Streit. J. H. Voß läßt ferner ſeine Überſetzung der Eklogen des Virgil zuerſt in der Monatsſchrift abdrucken, wie in den erſten Jahrgängen derſelben ſich auch die Überſetzung der Oden des Horaz von Ramler findet.

Über die Kriegsereigniſſe des Jahres 1806 finden wir wenig in der Monatsſchrift, unter dieſem aber die bemerkenswerthe Notiz, daß das berüchtigte Manifeſt der Preußen aus dem Jahre 1792 von H. Cimon, ehemaligem Secretair des Herzogs von Orleans, verfaßt worden, von dieſem dem Kaiſer von Öſterreich und dem Könige von Preußen zugeſtellt, und dann erſt an den Herzog von Braunſchweig gelangt ſei; dieſer habe es dann noch »modificiren« laſſen. Dagegen finden ſich zahlreiche Mittheilungen über die Beſetzung Berlins durch die Ruſſen im ſiebenjährigen Kriege. Ferner läßt Nicolai ſeine Forſchungen über die frühere Geſchichte Berlins und deſſen merkwürdigſte Perſönlichkeiten drucken, unter denen gleichfalls manches Intereſſante.

Bei der langen Dauer der Berliner Monatsſchrift mußte Bieſter natürlich viele ſeiner älteren Mitarbeiter dahinſterben ſehen. So hatte er den Tod Mendelsſohns, Juſtus Möſers, Kants, Rammlers, Gleims, Garve's und zuletzt auch Gedike's und Nicolai's zu melden. Dieſes allmälige Verlaſſenwerden von allen ſeinen älteren Freunden, ſowie die Unruhe, in welche Preußen durch den unglücklichen Krieg vom Jahre 1806 gerieth, waren denn auch der Grund, weshalb Bieſter die Zeitſchrift im Jahre 1811 eingehen ließ. Er fühlte, daß

er auch einmal »aufhören« müſſe. Jede Zeitſchrift, die eine beſtimmte Richtung verfolgt, überlebt ſich zuletzt: und dies trat nun auch bei der Berliner Monatsſchrift ein. Schon ſeitdem ſie die oppoſitionelle Stellung gegen die Regierung aufgegeben hatte, war ſie matter geworden; dagegen die Bedeutung der Richtung, welche zuletzt in derſelben auftauchte, die Bemühungen für den Volksunterricht und das Wohl der arbeitenden Klaſſen, ſowie für die Umgeſtaltung der national-ökonomiſchen Principien des Preußiſchen Staates, vermochte Bieſter ſelbſt nicht mehr in ihrer vollen Schärfe aufzufaſſen. Immerhin verlor Berlin an der Berliner Monatsſchrift ein Organ, dergleichen, wie ich ſchon in der Einleitung ausgeſprochen habe, es ſich noch nicht wieder zu erſetzen vermocht hat. — Zunächſt wäre Fichte und ſeine Schule dazu berufen geweſen, daſſelbe neu ins Leben zu rufen und fortzuſetzen. Aber Fichte ſelbſt ſtarb während des Krieges, und von ſeinen Schülern war Keiner, der ihn in ſeiner Volkswirkſamkeit auch nur entfernt zu erſetzen vermochte. Hegel ſodann konnte es nur bis zu den »Jahrbüchern für die wiſſenſchaftliche Kritik« und zur Mitarbeiterſchaft an Saphirs »Schnellpoſt« bringen; die unmittelbaren Volksintereſſen berührten ihn nicht. Als dieſelben aber endlich ſeine jüngere Schule berührten, da war der Staat, wie er beſteht, auch bereits der Gefahr inne geworden, die ihm von der freien Philoſophie droht. Dieſe allerdings würde noch eine ganz andere, conſequente Aufklärungsepoche begründen, zu welcher die der Bieſter-Nicolaiſchen Zeit nur ein ſchwaches Vorſpiel ſein, und die, wie ſich auch jetzt bereits, trotz der ihr entgegengeſtellten Hemmniſſe, gezeigt hat, einen großen, nicht zu berechnenden Einfluß auf die Geſtaltung der Verhältniſſe üben würde. — Aber dieſes bleibt ihr ja doch ſicher; wie auch aufgehalten, wie gehemmt: die

Zeit wird doch kommen müſſen, in der die Preſſe ihre volle Bedeutung auf den Staat auch in Preußen geltend macht.

Die »Berliner Monatsſchrift von Gedike und Bieſter« (dies habe ich noch zu erwähnen) erſchien unter dieſem Titel nur bis zum Jahre 1796. In den beiden folgenden Jahren wurde ſie von Bieſter allein unter dem Titel »Berliniſche Blätter« als Wochenſchrift herausgegeben, darauf aber, da dieſe Form für die längeren Aufſätze derſelben nicht geeignet war, wieder in eine Monatsſchrift verwandelt. Dieſe »Neue Berliner Monatsſchrift«, die wie die Berliniſchen Blätter im Nicolaiſchen Verlag erſchien, beſtand bis 1811.

Als Spener die erſte Monatsſchrift aufgab, ſchloß er mit der Verſicherung, »daß aus ihr der Geiſt der Zeit erkannt werden könne und ſie deshalb für die Geſchichte der deutſchen Literatur ſtets merkwürdig bleiben und einen über die Zeit ihrer Herausgabe weit hinausreichenden Werth behalten werde.« — Ich hoffe, daß auch die Leſer dieſes Aufſatzes ihr dieſen Ruhm noch zugeſtehen werden. Der Kampf, den ſie gegen die unfreien Elemente ihrer Zeit gekämpft hat, iſt für die Entwicklungsgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts von weſentlichem Intereſſe; ihr haben wir es mit zu verdanken, daß der freie Geiſt des Proteſtantismus während der für denſelben ſo höchſt gefährlichen Zeit Friedrich Wilhelm II. nicht unterlegen iſt. Auch die poſitive Wirkſamkeit, welche ſie darauf unter Friedrich Wilhelm III. entfaltete, iſt von weſentlichem Intereſſe, da ſich auch hieraus wieder wichtige Keime der Zukunft, die Keime unſerer Zeit, entwickelt haben. Und ſo kann denn, meine ich, dieſe Publiciſtik des achtzehnten Jahrhunderts nur einen erfreulichen Eindruck auf uns machen, weil ſie uns zeigt, wozu die deutſche Preſſe nach dieſen Anfängen berufen, und was wir daher, wenn dereinſt

Wind und Sonne gerechter getheilt ſein werden, als es gegenwärtig der Fall iſt, von ihr erwarten dürfen. Es würde dies ſogar noch ſchärfer hervorgetreten ſein, wäre es mir vergönnt geweſen, an dieſe Schilderung (wie es urſprünglich meine Abſicht war) der gemäßigten deutſchen Aufklärer die der radikaleren Partei derſelben, die ſich in der republikaniſchen Journaliſtik jener Zeit offenbart, anzuſchließen. Der Umfang der jetzigen Mittheilung heißt mich indeſſen davon abſtehen und die Ausführung dieſes Planes auf eine ſpätere Zeit verſchieben.

Don Diego Hurtado de Mendoza.

Von

Karl Stahr.

Das Leben des Diego de Mendoza, eines in den Büchern der Staatengeſchichte und in der Geſchichte der Literatur oft genannten Mannes, fällt in eine Zeit, welche für Spanien die Zeit ſeines politiſchen Glanzes und ſeiner weltgeſchichtlichen Ehren iſt. Vermöge eines Triebes, deſſen erſtes Erwachen bei dem Einzelnen nicht deutlich zu erklären, mit Neigung, Beſchäftigung und Studien unſerer im Lernen und Sitzen unverdroſſen ſich abmühenden Welt nicht immer in Übereinſtimmung zu bringen iſt, fühlt man ſich veranlaßt, dieſem Manne näher zu treten und ihn genauer zu betrachten. Es mag auch wohl bei dem Einzelnen das Verlangen ſein, auch für ſeine Nation endlich dieſe Bahn der politiſchen Größe und der weltgeſchichtlichen Ehre eröffnet zu wiſſen, was ihn treibt, ſich das Bild von Männern genauer anzuſehen, die ebendaſſelbe für ihre Nation erarbeiteten oder doch erarbeiten halfen — und daraus Ermuthigung und Belehrung für ſich ſelbſt zu ſchöpfen.

Eine wenn auch nur oberflächliche Kenntnißnahme iſt hinreichend, um Mendoza als einen Mann von ungewöhnlicher Vielſeitigkeit erſcheinen zu laſſen. Das bedächtige, dem Arbeitstiſche angehörige »Non multa sed multum,« eine Art von religiöſer Wahrheit für ein Volk, deſſen expanſive politiſche Kraft dahingeſchwunden iſt und das nun die ſchwächliche Engbrüſtigkeit eines philiſtröſen Verhaltens zu einer Tugend zu erheben gezwungen wird, erleidet hier eine voll-

ſtändige Niederlage. Die Multa werden, ehe man ſich deſſen verſteht, zu lauter Multum's: und das iſt herrlich. Der Mann, dem ich die Theilnahme der freundlichen Leſer dieſes Buches zuzuführen beabſichtige, war von edler Geburt und daher ein vornehmer Mann; daneben iſt er Krieger, Staatsmann, Dichter, ein Vierteljahrhundert ſo gut wie König in Italien, Kenner der alten Sprachen und des Arabiſchen, Geſchichtsſchreiber, überhaupt Gelehrter, ja gründlicher Gelehrter, und ebenſo wie in dieſer letzten, ſo auch in allen den genannten Exiſtenzen groß und tüchtig. Es muß indeſſen zugegeben werden, daß die glänzende Vielſeitigkeit hier nicht der eigentliche Geſichtspunkt iſt. Es hat zu den verſchiedenſten Zeiten Menſchen gegeben, deren Bildung weite Kreiſe umfaßte, ganze Menſchen, die ſich vollſtändig auslebten und Alles das erreichten, was die Natur bei ihrer Bildung ſich vorſetzte, mochte dies noch ſo verſchieden ſein und ſcheinbar ohne Zuſammenhang. So ſind Baco und Ariſtoteles vielſeitig geweſen, von welchem letzteren geiſtvoll geſagt iſt, er habe den ganzen Reichthum in der Natur der Dinge geiſtig erobert nnd ihnen überall das Siegel des Begriffes aufgedrückt, eine Eroberung, welche die ſeines großen Schülers noch hinter ſich läßt. Auch der wohlthuende Umſtand, daß in dieſem Spanier der Mann des Gedankens mit dem Manne der That zuſammenfällt, ſo ermuthigend es ſein mag, dieſe Einigung an einem Individuum vollzogen zu ſehen, in einer Zeit der zwar überall angefochtenen, aber noch nirgend gründlich überwundenen Gegenſätze, giebt hier noch nicht das leitende Intereſſe. Soll dieſes ein paſſendes, hieher gehöriges ſein, ſo iſt ſein Inhalt ein literargeſchichtlicher und die vielſeitige Perſon muß literargeſchichtlich gefaßt werden. In der Literaturgeſchichte Spaniens nun iſt Don Diego's Stellung eine eigenthümliche und großartige; dieſe näher zu beſtimmen oder doch wenig-

ſtens anzudeuten, dazu, von einer tieferen Auffaſſung der Literaturgeſchichte geleitet, die Größe der Zeit, in der jener Mann lebte, den Reichthum ſeiner eigenen Thaten, Erfahrungen, Schöpfungen dienſtbar zu verwenden, ſoll der Zweck der folgenden Mittheilungen ſein.

Man kann ſich darüber nicht täuſchen: das goldene Zeitalter der Spaniſchen Literatur fällt nicht mit der Zeit der nationalen Größe zuſammen; ſondern die geiſtige Herrlichkeit fing erſt an, als das materielle Wohl des Volks bereits verfiel. Das iſt der Epheu, den die Natur mit liebender Hand um die Trümmer ſchlingt, und deſſen üppiges Hervorfluthen, indem es alle klaffenden Spalten verdeckt und das am Boden liegende Geröll unſern Blicken verhüllt, den Anblick der Ruine erträglich, ja ſelbſt erfreulich macht. Für Spanien bildet die Pracht und Herrlichkeit ſeiner Zeit Karl der Fünfte, »el invencible imperador Carlos,« mit welchem Namen er ſo oft in den Schriftwerken erſcheint: und überall, wohin wir treffen, begegnet uns der freudige Stolz dieſes Bewußtſeins, deſſen Äußerung, faſt typiſch geworden, uns an Orten entgegentritt, wo wir es kaum erwarten. Auch ſpäter bei Cervantes bildet unverkennbar der invencible und nicht der kurzweg nach der Etiquette genannte el rey don Felipe den prächtigen Hintergrund und die ideelle Grundlage, von der ſich die Farben ſeiner Darſtellung abheben. Die eigentliche Blüthe der Literatur indeſſen und namentlich der dramatiſchen Poeſie fällt in die Zeit der drei Philippe von **1556** bis **1665**, alſo neun Jahre mehr als ein ganzes Jahrhundert. Hier alſo, wo der erſte der drei genannten Könige den Staat zum chriſtlichen machen will und ihn dadurch an den Rand des Verderbens bringt, hier, wo die Inquiſition in einer das menſchliche Gefühl aller Zeiten empörenden Weiſe wüthet, Kirchenthum und Diplomatie in ihrer größten Entartung das

geſammte Nationalleben einpreſſen: hier dennoch ſteht das ſchönſte Erzeugniß des ſpaniſchen Geiſtes, die Komödie, in ihrer vollſten Blüthe, und eben in dieſe Zeit fallen Cervantes' ewige Dichtungen. Wie wunderbar! welche Kontraſte, die Zeit des fünften Karl und des zweiten Philipp! Obſchon es unter dieſen Umſtänden bedenklich ſcheinen möchte, unſerm Mendoza, der mit Leib und Seele ein Mann der erſten Zeit iſt, ein Mann, wie ihn ein Kaiſer Karl gebrauchen konnte, eine eigenthümliche, ja großartige Stellung in der Literaturgeſchichte zu vindiciren, ſo müſſen doch bei einer näheren Würdigung beider Epochen alle Bedenklichkeiten zurücktreten. Sie alſo noch einmal in dieſer Beziehung einander gegenüber zu ſtellen, iſt für unſern ganzen Zuſammenhang und für Geltendmachung eines neuen Geſichtspunktes unerläßlich. Es wird ſich alsdann die literarhiſtoriſche Berechtigung des Don Diego von ſelbſt ergeben.

Sehr erleichtert wird uns dieſe Arbeit durch die Vergleichung der beiden Berichte darüber bei Bouterwek und bei Friedrich von Schack, der in einem kürzlich (1845) erſchienenen großen Werke die Geſchichte der ſpaniſchen dramatiſchen Poeſie geſchrieben hat. Schacks Buch iſt die größte und bedeutendſte Leiſtung auf dieſem Felde; er hat ſeinen Gegenſtand mit ſolchem Fleiße, ſolcher Gründlichkeit und dabei mit ſo viel Geiſt und feiner Form behandelt, daß man ſich hier mit Freude nur anerkennend, nur lernend zu verhalten hat. Beide übrigens, Schack wie Bouterwek, kommen in ihrer Darſtellung auf denſelben Punkt, beide haben ein Intereſſe, ihn zu erörtern, beide endlich ſtimmen eigenthümlich zuſammen und gehen in eigenthümlichen Unterſchieden auseinander. Das Alter hat den Vortritt; hören wir Bouterwek zuerſt.

Derſelbe geht in der Einleitung zu dem zweiten Buche ſeines bekannten Werkes (erſchienen 1804), das die erſten

Jahrzehente des ſechzehnten bis zu der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts umfaſſen ſoll, aus von der politiſchen Vereinigung Arragoniens und Kaſtiliens durch Ferdinand und Iſabella. Erſt nachdem beide Monarchieen, nach dem Tode Ferdinands (1516), zuſammengeſchmolzen, kommt geiſtiger Zuſammenhang, geiſtige Einheit in dieſen ſeiner Naturbeſtimmtheit nach kontinentalſten Theil Europas; Spanien fängt an, ein Staat zu werden. Für Kaſtilien wird ritterlicher Sinn, friſche Thatenluſt und Jugend, für Arragonien als Moment und ſich miſchende Zuthat Induſtrie und bürgerliche Geſetzmäßigkeit angegeben. Mit der Vermählung des Herrſcherpaares vereinigt ſich, wenngleich in nicht völlig entſprechender Stellung in den Ländergebieten, ein weibliches und ein männliches Moment. Doch hat der neue Staat den mittelalterlichen Mangel an Zuſammenhang mit dem übrigen gebildeten Europa noch erſt zu überwinden: und Gonſalvo Fernandez de Cordova erobert Neapel 1504. Die dadurch hergeſtellte Verbindung mit Italien, über hundert Jahre dauernd, übte einen großen Einfluß auf Spanien und ſeine Literatur; die Schönheit der italieniſchen Dichtungsformen geht aus dem kurzen Kampfe mit den Vertretern der abſtracten Nationalität, an deren Spitze der fanatiſche Criſtoval de Caſtillejo in Satiren »contra los Petrarquistas« eifert und die poetiſchen Neuerungen gehäſſig, aber unter einem Karl V. vergeblich, mit den »novedades« vergleicht, die dermalen Luther auf dem Gebiet des Glaubens eingeführt habe, ſiegreich hervor und hilft den Durchbruch der Literatur durch die Antike erleichtern. Die Mauren waren 1492 erlegen; damit hörten auch die Cegris und Abencerrages auf, beſungen zu werden. Die Nation war im höchſten Grade orthodox und die Orthodoxie war ein innerer Zug ihres Lebens geworden. Dieſe Sinnesweiſe ward in der von Ferdinand und Iſabella

(los reyes catolicos) geſtifteten Inquiſition benutzt, die abſolute Königsmacht zu heben und die ſtändiſchen Freiheiten zu vernichten. Ohne weiter die Zeit Karls von der ſeines Nachfolgers Philipp II. in dieſer Beziehung zu ſcheiden, faßt Bouterwek das Ganze zuſammen und geht zu der Behauptung fort, wie ſich der Geiſt der Nation mit dem furchtbaren Inſtitute der Inquiſition ganz im Einklang befunden habe, während daſſelbe in Deutſchland, in den Niederlanden, ja faſt im ganzen übrigen Europa gefürchtet und verabſcheut worden ſei. Deshalb, ſagt er, waren in Spanien ſelbſt die Wirkungen der Inquiſition gar nicht zu ſehen: — ein Raiſonnement, über deſſen Wunderlichkeit wir wohl kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Das Volk, heißt es weiter, war einverſtanden mit dem Haſſe, mit der Vernichtung der Ketzerei: ja während Alba in den Niederlanden das Beil ſchwenkte, dichtete Cervantes den Don Quixote, dichtete Lope, bei der Inquiſition ſelbſt angeſtellt, ſeine Komödien. Aus dieſem Einsſein der Glaubenswuth mit dem Nationalleben ſei dann die ungeſtörte Heiterkeit des Volkes und ſeiner Dichter entſprungen. Da Kirche und abſolutiſtiſche Diplomatie die Nation von der ohnehin ſcholaſtiſch-kirchlichen Philoſophie ausſchloß, ſo ſtrömte aller Lebensgehalt geiſtiger Kraft, welcher der Inquiſition widerſtand, in die Poeſie ein, und dieſe ward die Seele der Literatur. Der Spanier, der von dem konſequenten Mechanismus der Inquiſition beherrſcht, ſeine politiſche und ſittliche Knechtung nicht »gewahr ward,« hielt ſich noch immer für einen freien Mann. Es konnte deshalb hier auch keine Hofpoeſie, wie unter Ludwig den XIV. aufkommen; die Könige Spaniens waren ſpärliche Gönner. Auch hat dieſe ganze Periode durch Akademieen, etwa in italieniſcher Weiſe, keine ſonderliche Förderung gewonnen; erſt im achtzehnten Jahrhundert ward eine königliche Akademie der ſpaniſchen

Sprache und Literatur gebildet. Vielleicht lag dies auch nicht im Sinne der Inquiſition. Die andern Künſte ruhten, nur das Drama war herrſchend, blieb national, ward von Helden, Staatsmännern und Geiſtlichen gepflegt und gefördert, und verſchlang alle äſthetiſche Geiſtesthätigkeit der Nation. So weit Bouterwek. —

Von Schack beginnt den zweiten Theil ſeines genannten Werkes mit einer ſchönen Darſtellung von dem Glanze der ſpaniſchen Städte; er erzählt, was die Heldennation in der Zeit von Iſabella bis Philipp auf den verſchiedenen Gebieten des Lebens, im Kriege, in der Eroberung, im Handel und Gewerbe, in Kunſt und Wiſſenſchaft ſich erarbeitete. Doch leſen wir alsbald die traurige Thatſache, daß die geiſtige Herrlichkeit der Nation erſt nach dem Verfall ihrer politiſchen Größe eintritt, das goldene Zeitalter der Literatur, beſonders der Poeſie, erſt in die Zeit der drei Philippe fällt. Unabſehbare treffliche Werke, ſagt er, liegen zwiſchen Cervantes und Calderon, ja er nimmt nicht Anſtand, geradezu zu behaupten, daß die einzelnen ſchätzbaren Leiſtungen der früheren dagegen wenig bedeuteten. Von der Inquiſition wird behauptet, daß ſie durch die Permanenz und Stabilität ihrer Einrichtungen, ſowie durch das Methodiſche ihres Verfahrens den Kern der Nation zernichtet habe; ihr Verfahren ſei abſcheulich geweſen. Indeſſen wird doch ſelbſt nach ſolchen Zugeſtändniſſen nicht unterlaſſen, als Milderung geltend zu machen, wie die Mordthaten der Inquiſition im Ganzen genommen die Opfer nicht überſteigen, welche Glaubenswuth und Aberglaube auch in den übrigen europäiſchen Staaten verſchlungen haben. Der Glaube an Hexen ſei nie aufgekommen; ja, die eine Bartholomäusnacht habe mehr Menſchen hingeopfert, als die Inquiſition in dreihundert Jahren. So gelang es der Inquiſition in der That, der Reformation jeden Zugang zu der Halbinſel abzuſchneiden

und das Land vor den Religionszerrüttungen und blutigen Kriegen, wie ſie in Frankreich und England wütheten, zu bewahren. Dieſe Ruhe und Blüthe der Künſte ward freilich mit dem ſchweren Opfer der Unmöglichkeit einer natürlichen, geiſtigen Fortbildung der Nation erkauft: aber die unmittelbaren Wirkungen dieſes Friedens ſind jedenfalls (dies ſind des Verfaſſers ausdrückliche Worte) ſehr hoch anzuſchlagen; die friſche Blüthe des Katholicismus ſei werthvoller, als die Reſultate, die unmittelbar aus den Religionswirren anderer Länder erwuchſen. Und hiermit hätten wir den zweiten Zeugen gehört. —

Der von Bouterwek angedeutete Gedanke erſcheint bei Schack mehr entwickelt. Eine Kritik deſſelben würde ergiebig ſein. Jedoch muß ich von vorn herein erklären, daß ich dieſer Anſicht von der ſogenannten Blüthe jener Literatur nicht beitrete. Wie ſteht denn eigentlich die Sache? Sieht es nicht ſo aus, als ſei die Blüthe der ſpaniſchen Literatur und Kunſt ins Daſein getreten durch die ſpaniſchen Pfaffen? als ſei ſie ein Product des Katholicismus? Jene Männer ſcheinen daran nicht zu zweifeln. Allein es handelt ſich um das parceque und quoique, und da muß man ſagen: die ſpaniſche Kunſt hat ſich trotz des Katholicismus zum Daſein verholfen; ſie verdient deshalb die katholiſche genannt zu werden, weil man mit dieſem Namen zugleich die ſichtbaren, ja ungeheuren Mängel, die Unnatur, kurz die hemmende Schranke eben jener Poeſie, die guten Theils Pfaffenkomödie iſt, bezeichnet. Wenn man die Frage ſo ſtellt: iſt die ſpaniſche Literatur und Kunſt der drei Philippe wirklich das ganze naturgemäße Erzeugniß, wie es aus der Heldenzeit der politiſchen Kraft, welche dieſe Nation unter Karl V. äußerte, hervorgehen mußte — oder iſt ſie vielmehr der aus dieſem Boden zwar prächtig aufgeſchoſſene, aber durch die Katholicität

weſentlich angekränkelte Blüthenbaum? ſo muß man das Letztere unbedingt bejahen. Die katholiſche Kunſt heißt die katholiſche, weil der Katholicismus ſie niederhielt, ſo daß ſie ihrem Begriff nicht entſprechen, ſo daß ihre Exiſtenz trotz des ſo würdig vorbereiteten Bodens der großen politiſchen That nicht der Ausdruck ihres Weſens ſein konnte. Die Literaturen ſind für die Erziehung des Menſchengeſchlechts beſtimmt, mag die Art, wie die Menſchen ſich an ihnen bethätigen, ſo verſchieden ſein, als ſie wolle. Die Erbſchaft iſt hinterlaſſen, und ſie wird angetreten. Es möchte nun die Behauptung ſehr gewagt ſein, daß von den neueren Literaturen die ſpaniſche ſich zu einer ideellen Erziehung des Menſchengeſchlechtes beſonders eigne: wobei gar nicht einmal die Parallele mit den Werken des griechiſchen und römiſchen Geiſtes gezogen, auch nicht einmal darauf aufmerkſam gemacht werden ſoll, wie wenig das deutſche Volk, das ſpäter als das ſpaniſche zur Kulturhöhe erhoben iſt, der ſpaniſchen Literatur und Kunſt verdankt. War doch auch die Theilnahme an ihr bei uns nur ſpärlich; die Spanier ſelbſt klagen darüber *), ſo ſehr ſie ſonſt die Studiosa Alemania anerkennen. Die Einſicht aber in die Geſchichte und den Entwicklungsgang unſeres Volkes verbietet uns, dieſen Umſtand ohne Weiteres als eine barbariſche Vernachläſſigung oder als eine zufällige Laune des Volksgeiſtes aufzufaſſen, dem ja auch, wie jedem Individuum, das Recht zuerkannt werden müßte, ſeine Sympathieen und Antipathieen zu haben. Die allgemeine Liebe, welche Cervantes in ganz Europa genießt, iſt eine Ausnahme, welche der allgemein menſchliche Charakter dieſer Dichtung geboten hat, und ſteht vereinzelt da. Noch weni-

*) Siehe Ochoa in der Einleitung zu Moratins Origenes del teatro Español: Tesoro del teatro Español. tom. I. Paris 1838.

ger hebt ſie die Thatſache auf, daß die Betheiligung an den Schöpfungen des ſpaniſchen Geiſtes nur Sache der Gelehrten, Sache des kosmopolitiſchen Literaturgeſchmacks, auch, in der neueren Zeit, Sache jener chriſtlich-mittelalterlichen Schwärmer war, der Romantiker, welche, abgeſehen von andern Grillen und geiſtreichen Launen, an ſich ſelber dieſelbe Schranke hatten, die um die Literatur gezogen war, für deren Wiederbelebung ſie ſo thätig waren. — Und Cervantes ſelbſt? Man wage einmal den Gedanken, dem Cervantes ein gereinigteres und freieres Bewußtſein unterzubreiten: welche Schöpfungen hätte die Welt von einem Manne erwarten müſſen, der trotzdem, daß er Spanier war, dennoch, unter Philipp, den Don Quixote dichten konnte! Nimmer läſen wir die Geſchichte des ſcharfſinnigen Edlen, wenn nicht die Zeit Karls V. noch nachgewirkt hätte! Bei der Leſung dieſes wundervollen Buches, das ich zuerſt von ſeinen Werken zur Hand nahm, bemächtigte ſich meiner der Gedanke und ſchien zu einer Reihe der fruchtbarſten Folgerungen zu führen: hier hat es mit dem mittelalterlichen Geiſt ein Ende, es muß der proteſtantiſche Geiſt der neuen Zeit ſein, der ſich in dem großen Epos Saavedra's ausſpricht; die Zeit der Abfaſſung, das Polemiſche im Stoffe, die nähere Betrachtung mancher Einzelnheiten und die nur zu ſchnelle Kombination und Benutzung derſelben für den ſo plötzlich aufgeſtiegenen und mit Vorliebe gehegten Grundgedanken — dies Alles und noch Anderes ſchien der Wahrheit jenes Gedankens das Wort zu reden. Aber die nähere Kenntniß ſeiner anderen Werke bewirkte eine vollſtändige und heilſame Enttäuſchung. Sowohl bei den dem Don Quixote vorausgehenden, als bei den ihm folgenden Schöpfungen des herrlichen Dichters, bei der Galatea, den prächtigen Novellen, den Dramen, dem Perſiles, zeigte ſich jener Gedanke nicht nur ganz unergiebig, ſondern es ergab ſich, daß für Ver-

ſtändniß und Würdigung derſelben gerade die Annahme des entgegengeſetzten nützlich war. Auch in dem Lorbeerkranze des größten ſpaniſchen Dichters finden ſich Blätter, zuſammengeſchrumpft von dem Eiſeshauch des Pfaffenthums. Verſteht man aber bei Cervantes ſich nur mit Zögern dazu, ein ſolches Urtheil auszuſprechen, ſo ſchwindet für die andern Größen dieſer Epoche, für Calderon und für den bei der Inquiſition ſelbſt angeſtellten Lope, jedes Bedenken. Die Literatur, die Poeſie unter den drei Philippen bildet, noch mehr, als ihre Geſchichte, die eigentliche Tragödie der Nation: und aller Farbenglanz der epiſchen Romanzendichtung, alle »Sterne und Blumen« des Calderon verſcheuchen nicht die Schwermuth über die geknickte Blüthe des Volksgeiſtes. So iſt es, und es kann nicht anders ſein! Man braucht nicht über den Bereich des von Schack Geſagten hinauszugehen, um in dieſer Anſicht feſt zu werden. Wenn durch ein Glaubensinſtitut der Kern der Nation vernichtet wird, wenn es heißt, es ſei die Blüthe einer Kunſt »freilich« mit dem Opfer einer natürlichen geiſtigen Fortbildung erkauft worden, ſo wirft ein ſolches »freilich« die ganze Sache um. Wir dürfen die um ſolchen Preis gewonnene Kunſtblüthe unbeſehen für krüppelhaft halten, wir dürfen den tieferen Begriff der Literaturgeſchichte nicht aufgeben, nach welchem die göttliche Gemeinſchaft der Menſchen, der Staat, das abſolute prius iſt, wir können als große und ganze Literatur diejenige nicht anerkennen, die nach Ausſchluß der empiriſchen Wiſſenſchaften, der Geſchichte, der Philoſophie, um mit der Regierung in keine Kolliſion zu kommen, Zufluchtsort für das Genie, d. h. ſchöne Literatur wird. Die Größe, die ſie dennoch zeigt, verdankt ſie den Elementen der vorangegangenen, freieren und größeren Zeit unter Karl V., in der ſich im vorbereitenden Verhältniß die verſprechendſten Anfänge zeigen: Anfänge, ſtark und dauerhaft genug, um ſich

auch ſpäterhin in der Weiſe jener gebrochenen Literaturblüthe noch fortzuſetzen. Schon unter Iſabella ward viel geſchrieben, die Literatur wuchs in der üppigſten Fülle aus dem Boden der politiſchen Größe hervor, Spanien zählte ſchon zu Karls Zeit mehr Preſſen als gegenwärtig. Es laſſen ſich aus der Haltung der kaiſerlichen Theologen auf dem Concilium zu Trident Züge anführen, die von der Bigotterie und dem Fanatismus der Philipp'ſchen Zeit weit entfernt ſind. Noch vor 1540 hatte Juan Valdez in ſeinem Buche »von der Wohlthat Chriſti« die proteſtantiſche Lehre von der Rechtfertigung empfohlen; Männer, wie Boscán und andere in der lyriſchen Poeſie, die Gelehrten der klaſſiſchen Literatur: Arias Barboſa, Nuñez de Guzman Vives, Olivario, Johann und Franz Vergara, Montalvo der Rechtsgelehrte ꝛc., deuten auf die Literaturepoche, welche die Keime der größten und vielſeitigſten Entfaltung in ſich barg. Es iſt die ſchöne Anfangszeit der Literatur unter Karl: der vornehmſte aber und edelſte Repräſentant dieſer Epoche iſt Mendoza.

Diego Hurtado de Mendoza ward um das Jahr 1503 oder 1504 in Granada von vornehmen Ältern geboren. Die Zeit ſeiner Geburt läßt ihn den Fortſchritt des Jahrhunderts unmittelbar begleiten; der Ort ſelbſt, der Sitz der Mauriſchen Welt, iſt für manche Züge aus ſeinem Leben von Wichtigkeit. Einmal erklärt ſich hieraus ſeine Neigung zu dem Studium des Arabiſchen, das er ſein ganzes Leben hindurch nicht ausſetzte. Es wird berichtet, daß er die Arabiſche Dichtung kannte und liebte, außerdem in den Arabiſchen Alterthümern wohlbewandert war und ſie zur Aufhellung mancher Puncte der Spaniſchen Local- und Specialgeſchichte benutzte. In ſeinem Geſchichtswerk, dem Kriege von Granada, findet man die Belege für eine ſolche Benutzung ebenfalls. Dieſes Werk, die reifſte Frucht, die von des entwickelten Mannes Geiſte

ſich abgelöſt hat, erzählt den Krieg Philipps II. gegen die damals noch nicht lange getauften Mauren, die Moriscos, welche durch die fanatiſche Thorheit der Regierung zu einem Verzweiflungskampf getrieben wurden, der zwar mit ihrer Knechtung endigte, allein dem Spaniſchen Staate ſelbſt eine unheilvolle Wunde ſchlug. Die Moriscos waren der induſtriellſte, fleißigſte, in jeder Weiſe betriebſamſte Theil der Nation, den Spanien nachher ſchmerzlich zu vermiſſen hatte. Aber einem Philipp galt die rohe Chriſtianiſirung freilich mehr, als die allmälige Verſchmelzung eines ſo weſentlichen, wennſchon zur Zeit noch ſpröden Beſtandtheils mit der übrigen Maſſe des Volks. Mendoza kannte alſo den Schauplatz des Krieges genau, er hatte ſchon als Knabe alle Schluchten und Stege des romantiſchen Granada kennen lernen und ward nachher von Philipp hingeſchickt, um einen Bericht von der Lage der Dinge an Ort und Stelle aufzunehmen. Hier, wo die wirkliche Anſchauung jedes Paſſes, jedes Gebirgsbaches, jedes Brückenpoſtens Grundlage der Kenntniß war, gewann der Geſchichtſchreiber dieſes gefährlichen Guerillakrieges, ohne es zu wollen, die geheimnißvollen Mittel, durch welche der Reiz der unmittelbaren Geſchichtſchreibung noch vermehrt wird. — Die Familie Mendoza's war edel. Sein Vater, Don Iñigo Lopez de Mendoza, Graf von Tendilla und erſter Marquis von Mondejar, hatte unter Ferdinand und Iſabella Granada erobern helfen; ſein Großvater, Graf von Tendilla, hatte zum Bruder den erſten Herzog von Infantado gehabt, der, wie unſer Mendoza, Diego Hurtado hieß. Seine vier Brüder ſehen wir in den beiden Ehrenbahnen des öffentlichen Lebens, in der »carrera de las armas« und »de las letras«, wie ſich die Spanier des ſechzehnten Jahrhunderts ausdrücken, die bedeutendſten Stellungen einnehmen. Don Luis, der älteſte, war Generalkapitain des Königreichs Granada und in der

Folge Präſident des Staatsrathes, Don Antonio Vicekönig der beiden Indien, der dritte Bruder, Don Francisco, war Biſchof von Jaen, der vierte, Don Bernardino de Mendoza, Admiral der Galeeren; zwei Schweſtern waren mit den edelſten Männern des Landes vermählt. Seine Mutter hatte in dem Aufſtande der Mauren den Stolz und die Unerſchrockenheit einer Spanierin bewieſen, indem ſie ſich in den erſten Tagen des Aufſtandes in Abweſenheit ihres Mannes in ein Haus neben der Hauptmoſchee mit ihren Kindern begeben und dort bis zur Ankunft des Gatten ausgeharrt hatte. In dem älterlichen Hauſe hatte es unſerm Mendoza an Unterricht und ſorgfältiger Erziehung nicht gefehlt; man beſtimmte den Knaben für den geiſtlichen Stand, der für den fünften Sohn den Ältern am Paſſendſten ſchien. Auf der Univerſität Salamanca erlernte der Jüngling die Sprachen des klaſſiſchen Alterthums, ſtudirte Philoſophie und erwarb ſich ausgedehnte Kenntniſſe des bürgerlichen und kanoniſchen Rechtes. Der gewählte Beruf und die theologiſche Färbung der Zeit machten die Kenntniß des letzteren für ihn wie für jeden aufſtrebenden jungen Mann zu einer unerläßlichen Bedingung; auch erfahren wir, welche weſentlichen Dienſte dieſe Bildung dem nachherigen kaiſerlichen Geſandten bei dem Concil zu Trident leiſtete. Auch das Arabiſche ward in Salamanca nicht verabſäumt. Als Student ſchrieb Mendoza hier ein Jugendwerk, den berühmten Bettlerroman Lazarillo de Tormes, den ein Cervantes anerkannte, und der ſeinem Verfaſſer noch mehr als ſeine eigentlichen Dichtungen einen Platz unter den Dichtern der Zeit ſichert. Von ihm ſoll weiterhin die Rede ſein. Mendoza fühlte keine Neigung zum geiſtlichen Stande, Krieg und Waffen ſagten ihm mehr zu. Aus einer Stelle des »Krieges zu Granada,« wo er von den glänzenden Heeren ſpricht, in denen er ſich befunden und die ſein Herr, der

Kaiſer, und König Franz von Frankreich ins Feld geführt, ergiebt ſich, daß unſer Held an nicht wenigen Feldzügen, wie an der Belagerung von Marſeille **1524**, an der berühmten Schlacht von Pavia, an dem Mailänder Feldzug gegen Lautrec, an der Schlacht von Bicoca, an dem Feldzuge, in welchem Karl **1536** in Frankreich eindrang, Theil genommen hat. Der beſondere Grad dieſer Theilnahme läßt ſich bei allen dieſen Zügen nicht immer genau ermitteln. Mendoza folgte hierin nur der herrſchenden Richtung der Zeit, wonach junge aufſtrebende Männer von edler Geburt nach Beendigung ihrer Univerſitätsſtudien, häufig auch ohne dieſe Beendigung abzuwarten, in dieſem gedanken- und thatenbewegten Jahrhundert auf den Schauplatz der Weltbegebenheiten nach Italien, ſpäter wohl auch nach Flandern eilten und hier nach ihrer Luſt in mehr oder minder freier Stellung ſich an den Begebenheiten betheiligten. Und oft geſchah es, daß hier das Schickſal den nobil y principal caballero zu bedeutenden Thaten trieb. In der Novelle des Cervantes »la Señora Cornelia« iſt dieſer Zuſtand der Candidatur vortrefflich und unbefangen geſchildert. Welcher deutſche Candidat einer der vier Facultäten möchte ihn nicht beneiden! Auch Mendoza ward durch »dienſtliche« Gebundenheit nicht behindert, die bedeutendſten Städte und Univerſitäten Italiens zu beſuchen, und in Padua, Bologna und Rom die Koryphäen der Wiſſenſchaften zu hören. Die gedrängte Überſicht dieſer biographiſchen Daten, deren weitere Ausführung an ſich ſchon von Intereſſe ſein würde, iſt hinreichend, uns den Bildungsweg eines edlen Menſchen vorzuführen; was an näheren Angaben dabei fehlt, das kann durch eine Vergleichung deſſelben mit dem heutigen Bildungswege gewonnen werden. Auch darin ähnelt der des edlen Spaniers aus dem ſechzehnten Jahrhundert dem antiken, daß das Leben und die Freiheit

des Individuums das prius iſt. Die Welt und das Leben und die ſelbſteigene Bethätigung des Einzelnen daran wird immer ein hauptſächlicher Bildungsſtoff bleiben, ſelbſt wenn dabei große Gefahren nicht vermieden werden können. Schon im heroiſchen Zeitalter waren die vielen Städte und Menſchen, die der Ithakerfürſt geſehen und deren Sinn er erkannt hatte, ſeine Univerſität geweſen. Der heutige Weltzuſtand und vorzugsweiſe der Zuſtand der deutſchen Welt mit der unermeßlichen Angſt ſeines Lernens, der Examinations- und Stellennoth, der Beamtenpackeſelei (im Preußiſchen ſtehen täglich vierzigtauſend Unterbeamte auf der Leiter in den Büreaus), der Zuſtand des ewigen Gethue und der den Eingeweiden oft verderblichen Studirbedürftigkeit ſcheint mir von zwei Dingen eines mit Gewißheit hervorzubringen. Entweder muß das kommende Geſchlecht, dem eigentlich doch die ganze Arbeit zu Gute kommt, zu großen Thaten beſtimmt ſein, und dann mag ſtudirt werden, was nur immer möglich iſt: oder es kommt der Deutſche auch noch um die letzte Eigenſchaft eines Menſchen, um den Begriff eines wenigſtens elementaren freien Lebens. Zu jener Zeit war dem Süden ein glücklicheres Loos beſchieden; vorbereitende Kenntniß, durch Talent und Luſt gewonnen und vermehrt, Erfahrungen des Lebens in den Kriegslagern und das Durchwandern Italiens hatten Mendoza früh zu einem bedeutenden Manne gemacht.

Einem Karl V. konnte ſolches Talent nicht lange entgehen. Der Kaiſer kannte die jungen Männer in Italien, die ſich hier in den Univerſitäten oder in ſeinen Heeren aufhielten. Das Heer war auch nur eine Art von Facultät. Es iſt das Eigenthümliche großer Männer, daß ſie ſich ihre Umgebung ſchaffen, und daher dürfen die Fehler der Fürſten nicht damit entſchuldigt werden, daß man ſagt, der Fürſt könne nicht, wie er wolle, weil er von ſeiner Umgebung

behindert, oder gar beherrſcht werde u. ſ. f. Ein bedeutender Mann, im Guten wie im Schlimmen, ſchafft ſich ſeine Umgebung; daher auch alles, worin er fehlt, iſt dem Fürſten ganz allein zur Laſt zu legen. Auf der anderen Seite deshalb ſieht man auch, daß wirklich große Fürſten nichts mit der einſamen Größe göttlicher Weſen zu thun haben; man begreift es, wie ſie mit ihrer Thätigkeit haben die halbe Welt umfaſſen können: ſie hatten ſich Männer erwählt, die, fern von ihnen, die Vollſtrecker ihres Willens waren, ſie ſetzten in geiſtesverwandten Individuen ihre Perſönlichkeit fort und erweiterten ſie, wie die ergriffene Waffe den Arm erweitert. — So ward Mendoza von Karl erkannt; bereits um das Jahr 1538 finden wir ihn als kaiſerlichen Geſandten auf dem ſchwierigſten Poſten der Welt, in Venedig. Hier nun beginnt der Abſchnitt, in welchem Mendoza ſeine große Thätigkeit als Staatsmann und Diplomat entfaltet. Die Venetianiſche Diplomatenſchule hat es gezeigt, daß ſie Diplomaten für die damalige Zeit bilden konnte, und Mendoza war durch das Leben gebildet. Die Lage der Dinge in Italien war damals außerordentlich verwickelt, ſo daß es einige Mühe koſtet, ſich zurecht zu finden. In Venedig nun, dem Bollwerke der chriſtlichen Welt, hatte Mendoza den Türken im Auge zu behalten, der damals noch ganz anders zur Chriſtenheit ſtand; er mußte ferner die ſchlauen Venetianer überwachen und ward zuweilen doch betrogen. Vorzüglich hatte er darauf zu ſehen, daß der franzöſiſche Einfluß in Italien nicht um ſich griff. Venedig und der Papſt hatten ſich mit dem Kaiſer zur liga santissima vereinigt. Die Signoria war mit den Vortheilen dieſes Bündniſſes ſchlecht zufrieden, und der franzöſiſche Einfluß hatte ſie vermocht, hinter des kaiſerlichen Geſandten Rücken einen Separatvertrag mit der Pforte abzuſchließen, was ganz ſo viel war, als ein Bündniß mit Franz I. Lorenzo Gritti

war nach Konſtantinopel gegangen, die Verhandlungen anzuknüpfen. Da gelang es Mendoza, der Signoria in einer hinreißenden Rede die Nachtheile eines ſolchen Bündniſſes, das ſeinen Herrn ausſchlöſſe, für Venedig ſelbſt zu entwickeln; er verſöhnte ſie ſogar mit dem Umſtande, daß der Kaiſer in Caſtelnuovo eine Beſatzung von viertauſend Spaniern legen laſſen, indem er ihnen zugleich die politiſche Nothwendigkeit zeigte, nach welcher die Pforte der Republik unmöglich auf die Dauer treu bleiben konnte. Und als Lorenzo Gritti es mit Mühe dahin gebracht hatte, mit der Pforte einen Waffenſtillſtand auf drei Monate zu Stande zu bringen, ſo wurden ſeine Bemühungen durch den günſtigen Umſtand gekrönt, daß die Spanier in der Lombardei zwei franzöſiſche Botſchafter an die Pforte aufgriffen, aus deren Depeſchen Mendoza der erſtaunten Signoria die verderblichen Pläne mittheilte, welche der mit den Türken verbündete allerchriſtlichſte König Franz zum Verderben der Venetianer, um deren Freundſchaft er ſich inzwiſchen ämſig bewarb, erſonnen hatte. Die Depeſchen händigte der Geſandte der Republik als Geſchenk ein. Daneben benutzte der unermüdliche Mann, der an ſeinem Geſandtſchaftspoſten keine Sinecure hatte, ſeine Zeit noch, um ſeine Bibliothek mit griechiſchen Manuſcripten zu vermehren; ſeine eigenen Mittel und die Freigebigkeit Karls ſetzten ihn in den Stand, diejenigen, deren er nicht habhaft werden konnte, mindeſtens kopiren zu laſſen. Emiſſaire mußten die entlegenſten Winkel Griechenlands durchſtreifen, das Kloſter auf dem Berge Athos gab eine reiche Beute, ſelbſt ein guter Theil von Beſſarions Schätzen wanderte in Mendoza's Bibliothek. Dieſer großartigen antiquariſchen Thätigkeit verdankt Europa die Schriften des Baſilius, des Gregorius von Nazianz, des Cyrillus von Alexandrien, des Hero, Archimedes und des Appianus; auch eine Geſammtausgabe des Joſephus ward erſt durch dieſe Bücherſchätze möglich. Einſt

hatten venetianiſche Kaper einen Knaben gefangen genommen, den Soliman liebte. Mendoza kaufte ihn für einen hohen Preis und ſtellte ihn dem Sultan ohne Entſchädigung zu. Als aber der erfreute Padiſchah der Gläubigen ihm darauf ſagen ließ, er ſolle ſich eine Gnade ausbitten, ſo ging der Geſandte ihn bloß darum an, allen zur Republik gehörigen Kaufleuten Italiens den Kauf von Getreide in ſeinen Häfen zu geſtatten, womit der Signoria, die ſich eben in der höchſten Kornnoth befand, in der That ein ſehr guter Dienſt geleiſtet ward: für ſich ſelbſt bedingte er griechiſche Handſchriften aus, welche Werthloſigkeiten ihm Soliman denn auch ſehr gerne überließ. Übrigens ſcheint er, wie alle leidenſchaftlichen Sammler, in dieſem Puncte etwas gefährlich geweſen zu ſein; auch nahm er einen üblen Ruf als Manuſcriptenräuber nach Spanien mit. Bezeichnend für das vielſeitige Leben und die wiſſenſchaftliche Höhe des Mannes iſt noch der gleichwohl geringfügig ſcheinende Umſtand, daß ſich in ſeiner Bibliothek auch Luthers Schriften befanden. Man ſieht, Kaiſer Karl hatte ſich für ſeine Intereſſen in Trident keinen unpaſſenden Mann ausgeſucht, ja es finden ſich Spuren in ſeinen Geſandtſchaftsberichten an Karl, daß Mendoza ſich auf den Streit in der Lehre von der Rechtfertigung ſo gut einlaſſen konnte, wie der gründlichſt gebildete dogmatiſche Theologe. Kaum bedarf es einer Erwähnung, daß das Haus eines ſolchen Mannes in Venedig allen fein gebildeten Venetianern und Griechen offen ſtand; da discurrirten Kardinäle, Biſchöfe, Gelehrte, überhaupt Literaten von Ruf über die philoſophiſchen und theologiſchen Fragen der Zeit. Der kaiſerliche Botſchafter, ſagt Don Gregorio Mayans, den wir hier benutzen, nahm lebhaften Antheil an dieſen Geſprächen, er war ein Demoſthenes im Senate und ein Sokrates im Hauſe. Paulus Manutius dedicirte ihm ſeine Ausgabe der philoſophiſchen

Werke des Cicero. In der Dedication heißt es, er, Manutius, ſei überzeugt, daß Don Diego bei ſeinem Scharfſinn dieſelben oder noch mehr Emandationen des Textes gemacht haben würde, die er zu finden ſo glücklich geweſen. Es iſt dies etwas mehr, als eine bloße Dedicationsredensart oder ein Kratzfuß der philologiſchen Devotion gegen einen Stellen vergebenden Mäcenas. Von der Geſchmackloſigkeit, die wohl in unſern Tagen vorgekommen, daß der Candidat in der lateiniſchen epistola dedicatoria ſich zu dem Horatianiſchen Citat aufſchwingt, er wolle ſich den Kopf an den Geſtirnen zerſtoßen, wenn ſeine editio den Beifall des Herrn Geheimenraths erhalte, war jene Zeit frei. Mendoza war nicht nur ein Kenner des Lateiniſchen, ſondern er hatte von der Sprache unmittelbar im Leben einen Gebrauch zu machen, der unſere Philologen in Verlegenheit ſetzen würde. Die Mechanik des Ariſtoteles überſetzte er ins Spaniſche. In lateiniſcher Sprache hat Don Diego zu Rom und zu Trident Reden gehalten, welche von allen Gebildeten der damaligen Welt bewundert wurden. Nichts deſto weniger giebt es ein Zeugniß ab für den geſunden Blick und den theoretiſchen Realismus des Mannes, daß er oftmals ſich beklagte, wie die Jugend mit dem Erlernen des Lateiniſchen zu viel Zeit verliere, die beſſer zur Aneignung tüchtiger Kenntniſſe in der Mutterſprache verwandt würde.

Die Geſchichte des Tridentiniſchen Concils iſt aus den Werken des Pallavicini und des Sarpi bekannt. Pallavicini iſt ein Papiſt; er hat ſich der Aufgabe nach Kräften unterzogen, unterſtützt durch alle nur möglichen Actenſtücke, Memoiren, Briefe, Depeſchen des vaticaniſchen Archivs, den Sarpi zu widerlegen. Dennoch war das Reſultat, eine tüchtige Jeſuitenarbeit in drei Quartbänden, nicht eine Widerlegung, vielmehr eine Vervollſtändigung der Schrift des berühmten

venetianiſchen Staatstheologen, deſſen historia del concilio di Trento eine Perle in der Literatur der Hiſtorie iſt. Der große Sinn ſolcher Männer führt ſie immer zum Wahren. Die Geſchichte des Concils ſtellt dieſes in den geiſtigen Mittelpunkt des Gewebes der politiſchen und religiöſen Thatſachen des Jahrhunderts; es erſcheint als ihr Zweck. Sarpi, oder wie er gewöhnlich heißt, Fra Paolo, nennt es die Ilias des Jahrhunderts. Mag es gleich vor Troja honetter hergegangen ſein, ſo bleibt doch dies ſicher: das Concil zu Trident hat den vollſtändigen geiſtigen Bruch der katholiſchen und proteſtantiſchen Welt zu den Acten verzeichnet und feierlich einregiſtrirt. Wie die proteſtantiſche Welt ſich ſchärfer zugeſpitzt hatte, ſo nahm der Katholicismus ſich fortan auch feſter in ſeine Beſtimmtheit zuſammen; die Kluft, die dadurch in dem Leben und Denken der Menſchen entſtanden, reicht bis auf den heutigen Tag: nur ein weltgeſchichtlicher Gedanke, zur That werdend, kann ſie ausfüllen. Auch darin zeigt das Concilium den Charakter einer weltgeſchichtlichen Begebenheit, daß es von den damals dazu thätigen und arbeitenden Geiſtern nur als Verhüllung ihrer egoiſtiſchen Zwecke gebraucht ward, daß ſein eigener Zweck, ſoweit dieſer endlich und zeitlich war, von den Parteien ganz verſchieden vorgeſtellt ward. Und dennoch konnte es ſich zu ſolchen großen Wirkungen fortſetzen! Fra Paolo ſagt: »Dies Concil, das von der Menſchheit zur Vereinigung der Kirche, die ſich zu trennen angefangen, ſo lebhaft erſehnt ward, hat die Kluft verfeſtigt und die Zwietracht verewigt. Die Fürſten ſahen eine Handhabe darin für die Reform des geiſtlichen Standes: und es hat die größte Unordnung verurſacht, ſo lange der chriſtliche Name beſteht. Die Biſchöfe wollten durch daſſelbe ihre zum Theil in die Hände des Papſtes übergegangene Macht wiedergewinnen: und ſie haben ſie gänzlich an ihn verloren und ſind ſeine Sclaven

geworden. Von der andern Seite mußte dies Concil, von dem römiſchen Hofe vermieden, gefürchtet, verabſcheut, weil er durch daſſelbe ſeine Macht bedroht glaubte, nach unendlichen Kämpfen und Mühen, die Macht deſſelben ſo feſt gründen und mehren, daß man keine Zeit nennen könnte, in der dieſelbe tiefere Wurzel gehabt habe. Es möchte deshalb nicht unpaſſend ſein, chiamarlo la Iliade del secol nostro.« Kann man ſich in Form der Hiſtorie philoſophiſcher ausdrücken? *)

Um die Thätigkeit Mendoza's auf dem Concile zu Trident zu begreifen, iſt ein ſummariſcher Bericht der Sachlage nothwendig. Das ungeheure Detail, das in der Jeſuitenarbeit des Pallavicini aufgehäuft, bei Fra Paolo an der Hand leitender Ideen geordnet und entwickelt erſcheint, wirft für den Leſer daſſelbe Reſultat ab. Ebendaſſelbe, was der Venetianer, der damaligen Welt zum Erſtaunen, in ſeiner Gruppirung und Beurtheilung der Thatſachen unmittelbar mittheilt, das wird durch den Kardinal, ſelbſt da, wo dieſer ſeinen Vorgänger widerlegt (und das geſchieht faſt durch das ganze Werk), nur beſtätigt. Es half ihm nichts, daß er in der Erzählung vieler Thatſachen genauer ſein konnte, weil er wohl über die apoſtoliſchen Archive, nicht aber über den hiſtoriſchen Tact disponiren konnte. Überall in ſeiner Widerlegung verräth er ſein Bewußtſein, ſeine Weltlichkeit, ſeine Diplomatie, ſeinen äußerlichen Begriff der Kirche, ſeine ſeichte Auffaſſung der Religion, und ſein Gegner behält Recht. Treten wir den egoiſtiſchen Manövern, für welche der Gedanke eines allgemeinen freien Concils nur eine Handhabe abgeben ſollte, näher. Allerdings lag derſelbe in der Zeit, und Luther hatte ihn hervorgerufen. Die Bulle Leo X. vom Juli 1520 hatte

*) Sarpi hist. del concilio Tridentino, I, pag. 3. ed. Genev. 1629.

den Wittenbergiſchen Theologen verdammt, und dieſer hatte noch in demſelben Jahre um ſo mehr an ein Concil appellirt, da der Papſt ihn nicht gehört habe. Es mochte die Anſicht aller fühlenden und redlichen Männer der Zeit ſein, daß eine Kirchenverſammlung allein alle Differenzen ſchlichten, und zum Frieden auf Erden, zur Einigkeit und Verbeſſerung der Kirche, zu Gottes Ehre und zum Wohle der Menſchheit leiten könne. Die Großen der Erde bemächtigten ſich um ſo lieber dieſes Gedankens zur Erreichung ihrer egoiſtiſchen Zwecke, als das Volk denſelben mit Innigkeit umfaßte; die Weiterbewegung der Welt ſollte einmal hier, ſowie immer, dadurch vermittelt werden, daß der Einzelne die allgemeinen Zwecke fördert, während er nur darauf bedacht iſt, ſeine eigenen zu fördern: und hiervon iſt ſelbſt die leidenſchaftliche Roheit Heinrichs des VIII. von England nicht ausgenommen. Was wollte Karl V. gewinnen? Der Kaiſer, der ſeine Weltpläne im Auge behielt, ſtand dem apoſtoliſchen Einfluſſe Gefahr drohend gegenüber. Die Religionsgeſpräche, die er leitet, oder leiten läßt, die Nationalconcile, mit denen er droht, das allgemeine chriſtliche Concil, das er zuerſt anſagt, oder nach Umſtänden verſchiebt, die Menge von Reichstagen, wo er in Sachen der Religion den oberſten Richter macht — was ſagen ſie anders, was enthüllen ſie, als das Beſtreben, den ideellen Einfluß des apoſtoliſchen Sitzes auf die Welt zu brechen und auf ſich herüberzulenken? Hierbei war es gleichgiltig, wenigſtens eine Zeit lang, in welchem Sinne er entſchied, ob zu Gunſten Roms oder der deutſchen Proteſtanten. Anfänglich milderte er die Acte dieſer ſeiner Willkür durch diplomatiſche Zuſätze in den Edicten und Abſchieden; doch oft genug hat er dies Zuthun für überflüſſig gefunden. Im Wormſer Edict ſteht noch die Bemerkung, es ſei zwar nicht ganz konvenient geweſen, einen gia condannato zu hören, er habe aber

geglaubt, ihn friedlich umſtimmen zu können. Späterhin gebraucht Clemens VII. einmal die Wendung in einem Briefe über die Verhandlungen des Concils, er müſſe es ſich ſchon gefallen laſſen, da als beirathender Freund aufzutreten, wo ihm die Stellung als entſcheidender Richter abgeſprochen werde *). Ja, es kamen Zeiten, in denen es honoris causa beſſer war, ſich zu ſtellen, als verſtände man die Abſichten des Kaiſers nicht. Die Päpſte konnten ihre Stellung als italieniſche Fürſten mit der des Oberhauptes der Kirche nicht in Einklang bringen, der Widerſtreit der geiſtlichen und weltlichen Intereſſen und die Liebe zu dieſen letzteren häufte ihre Niederlagen, trieb ſie zum franzöſiſchen, ja faſt zum offenen Bündniß mit den Proteſtanten **) gegen den Kaiſer, deſſen Abſicht, ihnen das weltliche Schwert aus den Händen zu winden, ganz offen zu Tage lag. Dieſer Umſtand machte die Stärke der Proteſtanten aus und verſchaffte ihnen endlich über Papſt und Kaiſer das Übergewicht. Die glänzende Durchführung dieſes Geſichtspunktes iſt Ranke in ſeiner Geſchichte der Päpſte trefflich gelungen. — Die Proteſtanten wollten das Concil durch die Bibel ohne Satzungen und ſcholaſtiſche Lehren geleitet ſehen; erklärte doch Luther, die Engel ſelbſt nicht über ſeine Lehre zu Gericht ſitzen zu laſſen. Die Fürſten wollten Einkünfte und Jurisdictionen, und deshalb ſollte die aus dieſem Grunde beantragte Zulaſſung von Laien den Klerus auf die Einfachheit alter Zeiten zurückführen. Rom

*) Pallavicini III, 5. 9.

**) Sarpi I. Et è vero, che in quell' luogo, oltre le altri trattationi, fece ufficio con la maestà chrma, acciochè si adoperasse con i Protestanti, e massime col Lantgrauio d'Assia. Dies geſchah in Marſeille 1533.

widerſetzte ſich anfangs der Idee des Concils aus allen Kräften; als aber die Strömung endlich das große Fahrzeug flott gemacht hatte, da faßte es ſich, und begriff das Concil als ein Mittel der vollſtändigen Unterwerfung aller ſeiner Macht widerſtrebenden Elemente. — Clemens VII. war feſt entſchloſſen, zu einem Concile nie ſeine Zuſtimmung zu geben, und die endloſen Verhandlungen Karls mit ihm hatten keinen Erfolg. Die Spanier waren Herren von Ober- und Unteritalien, vergebens hatte Papſt Clemens gegen den Kaiſer für die Freiheit Italiens zum Schwerte gegriffen. Man weiß, wie ſchmerzlich der Medici dieſen kühnen Gedanken büßen mußte, und auch, um welche Genüſſe die Welt durch die Greuel eines Frundsbergiſchen Heerhaufens gekommen iſt. Aber die Sache des Proteſtantismus ſollte durch dieſen Schritt gerettet werden. Denn wenn zu dieſer Zeit (1530) der Papſt gegen Karl nicht im offenen Felde geweſen wäre, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß wir heute den ſpaniſchen Zuſtand, die Inquiſition mit allen ihren Folgen, hätten. Ranke (I, c. III.) theilt eine geheime Eingabe des Kardinals Campeggi, eines gewandten Unterhändlers, deſſen Name zu dieſer Zeit oft genannt wird, mit, worin dem Kaiſer gerathen ward, die widerſpenſtigen Lutheraner mit dem Schwerte zu vertilgen, ihre geiſtlichen und weltlichen Güter, wie in Ungarn und Böhmen, einzuziehen, ein Glaubensgericht einzuſetzen, das den Reſten der Irrgläubigen nachzuſpüren habe, und die Univerſität Wittenberg aufzuheben. Allein der Kaiſer war jetzt weit entfernt, ſich zum Vollſtrecker päpſtlicher Befehle zu machen. Einmal fand der Hilferuf der Proteſtanten bei ihm einen ſchwachen Wiederhall und dann war er der Freundſchaft des Papſtes (ſie hatten ſich inzwiſchen ausgeſöhnt) lange nicht ſicher genug, um deſſen Feinde zu vernichten, ſelbſt wenn er die Macht dazu gehabt. So kam er immer wieder auf das Concil

zurück, erklärte ſich noch in dem Receß von dem Tage in Augsburg offen dafür, und ſtellte ſich in den Mittelpunkt der Bewegung *).

Dennoch tritt ſein Ziel bei Clemens VII. uns noch nicht ſo deutlich als bei ſeinem Nachfolger Paul III. entgegen. Es handelte ſich um das Principat der Welt. Auf dem Concile konnte der Kaiſer hoffen, durch ſeine Botſchafter und Theologen, das Schwert in den Händen, die vorzunehmende Kirchenverbeſſerung an Haupt und Gliedern zu leiten; glückte ihm dies (und das Mittel ſchien ihm das beſte), ſo kam der Papſt und die Zahl aller ſeiner Widerſacher zu ihm in eine untergeordnete Stellung. So ſtanden damals die Sachen. Bei dem bloßen Gerücht eines Concils fiel in Rom der Preis der päpſtlichen Hofämter um ein Bedeutendes **), wie bei uns die Fonds fallen, wenn Louis Philipp krank geſagt wird. Als Clemens nicht mehr umhin konnte, der geſammten Chriſtenheit gegenüber ſich endlich Ehren halber einverſtanden zu erklären, willigte er zwar ſcheinbar ein: allein er ſtellte den Ausgang der Maßregel dem Kaiſer zugleich in den düſterſten Farben vor. Zuletzt machte er die Mitwirkung aller europäiſchen Fürſten und die vorläufige Unterwerfung der Proteſtanten ***) zur Bedingung. Unmöglichkeiten freilich: allein

*) Man vergleiche den Abſchied bei Pallavicini III, 4.

**) Pallavicini III, 7. — che nel solo rumor (ſchrieb Sanga an den Erzbiſchof Vincentio Pimpinelli) di — — (concilio) divolgatosi col breve generale — — haveva suscitato un si gran sospetto di reformazioni ne' tribunali, che gli Ufficj di Roma fondati nelle rendite incerte di quelli, e dalla cui vendita cava il Pontefice la più viva moneta, eran caduti à prezzo vilissimo.

***) Derſelbe III, 5, 2. che fra tanto gli Eretici si ritirassero da' suoi errori — heißt es diplomatiſch.

wer verdenkt ihm, daß er ſie forderte?! Mit Schrecken ſah er die furchtbare politiſche Übermacht des Kaiſers, er begriff deutlich, wie es dieſer darauf anlegte, daß er ihm nun auch ſein kirchliches Anſehen in die Hände ſpielen und ſich zu ſeiner Kreatur herabſetzen ſollte. Er wandte ſich an Franz I. und ward ſelbſt bis zu den Proteſtanten fortgetrieben. Folgende Faſſung in den Unterhandlungen zwiſchen Clemens und Karl iſt noch von Intereſſe. 1533 erklärt der Papſt in Bologna *), er wiſſe, daß die Ketzer auf jene Maßregel gedrungen; die Eitelſten und vom Glück übel Geſtellten dächten dann in der allgemeinen Erhebung auch ſich zu fördern, die Klugen wollten Zeit gewinnen, Andere wollten die Maßregel, weil ſie ſchon wüßten, man würde ſie ihnen nicht gewähren, oder doch nur mit ſolchen Bedingungen, daß ſie einen Vorwand gewinnen könnten, ſie abzulehnen. Als ſein Nuntius Aleander den ſtürmiſchen Schreiern nach einem Concile auf dem Reichstage zu Worms zum Scheine erklärt habe, es ſei eben mit einem Eilboten aus Rom ein Schreiben an ihn gekommen, das den päpſtlichen Entſchluß enthalte, es zuſammenzuberufen, ſo wäre Alles ganz ſtill geworden. Dies Manöver verhehlt nur ſchlecht die ſchiefe Stellung des Clemens zur Sache. Sie enthüllt zugleich den Kunſtgriff der päpſtlichen Diplomatie, auf ungeradem Wege das Mißtrauen des Gegners klüglich zu benutzen. Sie ſtellt ſich, eine Maßregel gut zu heißen, damit dieſe eben dadurch bei dem betroffenen Gegner in Mißcredit komme. — Eben ſo erfolglos bemühte er ſich, ſeine Abneigung nach Kräften verhehlend, den Kaiſer möglichſt auf den ſtreng katholiſchen Standpunkt hinüberzudrängen, gegen deſſen Conſequenzen dieſer, wenn er ſeine Eigenſchaft als avvocato della chiesa nicht compromittiren

*) Derſelbe l. c.

wollte, auch nicht das Geringſte einwenden konnte. Leo X. habe Luther bereits verdammt. Die neuen Ketzereien ſeien von den alten nicht verſchieden, auf einem Concile dieſe einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen, heiße die älteren Concile und die Unfehlbarkeit der Kirche in Frage ſtellen. Ein neues Concil könne keine größere Autorität gewähren, als die alten. Solle aber gar eine Invaſion der Türken die Auflöſung eines ſolchen nöthig machen, ſo ſei dies äußerſt gefährlich. Es fänden ſich in einer ſolchen allgemeinen Verſammlung die gefährlichſten und böſeſten Elemente zuſammen, die gemeinſchaftliche Noth könne alsdann zu ganz unangemeſſenen und verderblichen Anträgen, ja Forderungen führen, welche am Ende ſogar die Abſichten Sr. Majeſtät durchkreuzen dürften. Was Clemens hiermit ſagen wollte, tritt unter Paul III. noch klarer und entſchiedener hervor. Das Concil war bei Clemens das Schwert des Damokles, es zu verhindern der Gedanke ſeines ganzen Lebens. Er ſtarb 1534. — Sein Nachfolger, Aleſſandro Farneſe, der den Namen Paul III. annahm, fein gebildet, edel, an diplomatiſchem Vermögen Clemens überlegen, ſtellte ſich ſofort anders zur Sache. Als dieſer Mann den apoſtoliſchen Stuhl beſtieg, hatte ſich eine dem Proteſtantismus zuneigende Lehre durch ganz Italien verbreitet. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, der Kern der proteſtantiſchen Anſicht, war es, die dazu beitrug, das äußerlich gewordene Chriſtenthum wieder zu verinnerlichen. Männer, an deren Perſönlichkeit ſich dieſe Richtung knüpfte, tüchtige, freiſinnige Männer wurden von Paul zu Kardinälen erhoben. Unter ihnen ragt beſonders Contarini hervor. Dieſer edle Venetianer hatte, wie man aus ſeinen Äußerungen erſieht, ſogar den Gedanken eines rationellen Papſtthums, und ſpricht ihn mit hoher ſittlicher

Wärme aus *). Paul erkannte, wie ſehr ſich Clemens durch ſeine Scheu vor dem Concile geſchadet hatte. Kleine Züge verdeutlichen hier lebhaft, was der kluge Farneſe für ein Auge hatte. In einer geheimen Inſtruction, die er dem noch ſehr jungen Morone nach Deutſchland **1536** mitgab, heißt es liebenswürdig, er ſolle keine Schulden machen, in den Herbergen bezahlen, ſich ohne geſuchten Luxus kleiden, wie ohne geſuchte Vernachläſſigung, in die Kirche gehen, aber ohne Heuchelei, und überhaupt eine heitere Würde zeigen. — Ohne Scheu vor dem Concile traf er ſofort Anſtalt zu demſelben. Sein Geſandter Vergerius mußte dazu mit den Proteſtanten, ſelbſt mit Luther, perſönlich unterhandeln. Luther traf die Sache, wenn er dem drohenden und ſchmeichelnden Kardinal entgegnete: das ſei der große Fehler, wenn die Römer die Kirche durch Maßregeln gründen wollten, wie ſie aus dem weltlichen Regimente entnommen ſeien **), durch Maßregeln des gemeinen Verſtandes. Die Weisheit des Paul ſei eine Thorheit vor Gott. In dieſer Antwort iſt der ganze Begriff des Proteſtantismus von einer freien unverweltlichten Kirche enthalten. Die Proteſtanten verwarfen alle Vorſchläge des Papſtes und wurden in dieſer Haltung durch Frankreich und England unterſtützt. Ein Concil ſei kein päpſtliches Tribunal, es beſtände nicht bloß aus Prieſtern, ſondern auch aus Laien. Vergerius erſtattete in Rom den Bericht, die Proteſtanten wollten ein freies, innerhalb der Reichsgrenzen abzuhaltendes, oder gar kein Concil. Wie die Sachen ſtänden, ſo bliebe jetzt nur noch die Gewalt der Waffen. Unterdeſſen hatte Karl ſeine afrikaniſchen Siege erfochten und ging nach Neapel

*) Das Nähere bei Ranke a. a. O. p. 148.

**) Sarpi I, 78.

und von da nach Rom. In vertraulichen Geſprächen entwickelte hier Paul die Nothwendigkeit für den Kaiſer, in Deutſchland das Schwert zu ziehen. Dieſer meinte, es ſei noch nicht Zeit dazu, erſt müſſe er Mailand gegen die Franzoſen decken. Dies gerade wollte Paul vereiteln. Es war ihm um die Unterdrückung der Ketzer, mehr aber noch um die Befreiung Italiens von den Spaniern zu thun, und Karl mit Deutſchland in einen Krieg zu verwickeln, das war ſo viel, als den halben Weg zum Ziele zurückgelegt zu haben. Er ſpiegelte vor, er ſelbſt würde, im Bunde mit den Venetianern, den König Franz dahin bringen, ſeine Anſprüche fahren zu laſſen. Karl durchſchaute den liſtigen Farneſen. Man müſſe es, meinte er, doch mit dem Concil verſuchen; wolle man nicht, ſo würde die Welt immer ſagen, daß man das Hauptmittel unverſucht gelaſſen. Bei ſich dachte er aber, in zwei Jahren die Franzoſen über die Alpen hinauszutreiben und ſich ſodann, wenn die andern Pläne fehl ſchlugen, mit aller Kraft gegen Deutſchland zu wenden. Inzwiſchen ſollte ihm das Concil den Papſt im Schach halten, den politiſchen Anſchluß deſſelben an Frankreich hindern, ebenſo Deutſchland niederdrücken, wenn die andern Mittel nicht ausreichten. An des Papſtes Einfluß in Deutſchland war ihm nichts gelegen. Welches waren nun dieſe andern Mittel? Um es kurz zu ſagen: Karl hatte den Gedanken, ſich an die Spitze einer gemäßigten mittleren Partei in Religionsſachen zu ſtellen und eine Vereinigung auf friedlichem Wege in den von ihm geleiteten Religionsgeſprächen herbeizuführen. Die freieren Elemente ſelbſt in Italien und eine Perſönlichkeit, wie Contarini, boten dazu eine Ausſicht. Wäre dieſe in Erfüllung gegangen, und hätte die gemäßigte Partei in Rom und Deutſchland die Oberhand behauptet, ſo war die ganze geiſtliche Verfaſſung der Nation geändert, ſie nahm dem Papſte

gegenüber eine freiere Stellung ein, und war ſeinen weltlichen Eingriffen in ihr Geſammtleben völlig entzogen. Eine ſolche Verſöhnung, an welche nach den Zeugniſſen der Reformationsgeſchichte nicht bloß gedacht, ſondern die auch mit Eifer angeſtrebt worden iſt, hätte Einheit geſchafft, und der Kaiſer, der ſich ihrer alsdann hätte bedienen können, wäre mühelos auf den Gipfel der Macht erhoben worden. Der Erzbiſchof von Lunden repräſentirte in der Umgebung des Kaiſers dieſe Anſicht. Wenn der Kaiſer, ſagte er, den Lutheranern durch die Finger ſehen wolle, ſo ſtehe ganz Deutſchland zu ſeiner Dispoſition. Jetzt begreift man, warum der apoſtoliſche Sitz gegen alle Nationalverſammlungen und vorzüglich gegen alle »friedlichen Verſöhnungen in Religionsgeſprächen« u. ſ. f. eiferte. Im Jahre **1539** wollte man ſich in einem ſolchen großen Geſpräche in Nürnberg vereinigen. Paul ſuchte es zu hintertreiben. In einer weitläuftigen Inſtruction, die er ſeinem Nuntius nach Spanien mitgab, hatte dieſer geltend zu machen, der Erzbiſchof von Lunden ſei Proteſtant, wolle heirathen, habe ſich von Augsburg und Dänemark beſtechen laſſen u. ſ. f. Er warnte vor den Proteſtanten, die Seine Majeſtät nicht mehr lange werde zügeln können. Die katholiſchen Fürſten würden ſcheel ſehen zu dem größeren Maß von Freiheit, das die Proteſtanten ihnen gegenüber behaupteten. Ganz Deutſchland werde lutheriſch werden, und am Ende auch ihm den Gehorſam verſagen. Es würde gut ſein, in Deutſchland unter dem Vorwande der türkiſchen Unruhen gute Streitkräfte zuſammenzuziehen, ſpaniſche und italieniſche Truppen; er ſelbſt erbot ſich zu bedeutenden Geldbeiträgen. Der Nuntius konnte bei dem undurchdringlichen Karl nichts bewirken. Er erhielt nicht einmal eine deutliche Antwort darüber, ob der Kaiſer nach Nürnberg abgehen werde oder nicht. Unterdeſſen waren die Concile in Mantua und Vicenza

vereitelt worden, und man ergriff jetzt die Taktik in Rom, das allgemeine Concil zu ſuspendiren; wenn aber Gefahren von Nationalconcilen und Religionsgeſprächen drohten, dann wollte man es anſagen. Es war eine Kinderklapper geworden. — Die Geſchichte der Reformation erzählt, wie die Religionsgeſpräche und ſelbſt das zu Regensburg, **1541**, wo beide Parteien ſo nahe an einer Vereinigung waren, wie weder vorher noch nachher jemals der Fall geweſen, und mithin die durch ſie angeſtrebten Zwecke vereitelt wurden; denn der Kaiſer hatte in Italien und Deutſchland, und hier ſelbſt unter den katholiſchen Fürſten, theologiſch und politiſch eine Partei gegen ſich. Wer die Deutſchen unter einen Hut gebracht zu ſehen wünſcht, der kann das tief beklagen.

Es hatten ſich aber die Parteien in Deutſchland drohend conſtituirt. Dem Kaiſer ward die deutſche Erhebung des religiöſen Geiſtes, politiſch wie dynaſtiſch, immer unbequemer. Für ſeine politiſchen Zwecke und Herrſcherintereſſen mußte die Fortdauer eines ſolchen Zuſtandes, der ſich immer unheilvoller für ihn geſtaltete, äußerſt verderblich ſein. Es drängte ihn daher, auch ohne den Papſt mit den Proteſtanten fertig zu werden. In wie weit nun die Unterwerfung der Proteſtanten nothwendig mit dem katholiſchen Intereſſe des italieniſchen Petersfürſten zuſammentraf — ein ſchmales Brett für einen gemeinſchaftlichen Weg — ſo weit konnten Papſt und Kaiſer zuſammen agiren. Darüber hinaus — (und dies darüber hinaus trat ſchon ein, wenn Karl, König Ferdinand und die Proteſtanten ſich ohne ſeine Einmiſchung mit einander verſtändigten) kollidirten die Intereſſen. Paul und Karl verſtehen ſich ganz. Deshalb iſt der Erſtere gegen alle Nationalconcile und Colloquien und wird nicht müde, dem Andern vorzuſtellen, er ſolle ein Einſehen haben und begreifen, daß eine Vereinbarung mit den Proteſtanten ſein eigenes Verderben

ſei. Eines allgemeinen Concils aber bedienen ſich Papſt und Kaiſer je nach den Umſtänden als einer Waffe. Wenn man auch nicht gerade ſagen kann, daß das Concil ein Schrecken für Clemens VII., eine Waffe für Paul III. geweſen, ſo ſtand denn doch der Papſt zu einer Kirchenverſammlung jetzt etwas günſtiger. Natürlich konnten die Umſtände die Sache verändern und haben ſie verändert. So vor dem März 1545 und nach dem April deſſelben Jahres in Trident. Jedesmal, wenn die Geſandten ſagen, dem Kaiſer oder dem Papſte ſei nichts an der Abhaltung des Concils gelegen, ſo muß man ihre politiſche Lage ermitteln. Vorläufig ſtand es vor dem Jahre 1545 ſo: ein Nationalconcil war dem Papſte verderblich, ein Generalconcil konnte nach den Umſtänden von beiden benutzt werden. Es kam dann darauf an, wer von beiden in demſelben die Oberherrſchaft hatte. Für den Papſt galt es, ſein formales Präſidium, das ihm natürlich zukam, zum wirklichen zu erheben, für den Kaiſer war es die Hauptſache, daſſelbe durch die Geſchicklichkeit ſeiner Theologen und ſeines Botſchafters illuſoriſch zu machen. Dieſe letztere Rolle ward dem Mendoza übertragen. In einem Nationalconcile konnte der Kaiſer die kirchlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe vorwiegend in ſeinem Intereſſe definitiv abſchließen, konnte mächtigen Einfluß auf Deutſchland gewinnen, und wenn er als avvocato della chiesa zur moraliſchen Verantwortung gezogen ward, ſo brauchte er ſich nur hinter ſeine Pflichten als weltliches Reichsoberhaupt zurückzuziehen, oder, wenn er das nicht wollte, erklären, er habe der Übermacht weichen müſſen. Für den Papſt aber war dann Deutſchland gewiß verloren. Denn wenn auch katholiſche Länder blieben, was man um 1541 in Rom bezweifelte, ſo würden es dieſe nimmermehr lange ausgehalten haben, ſich in ihrem Verhältniſſe zum Kaiſer in einer beſchränkteren Freiheit als die Proteſtanten zu ſehen.

Ein Generalconcil hingegen machte ein ſolches Reſultat nicht wahrſcheinlich. In dieſem handelte es ſich nicht um definitive Feſtſtellung der ſtaatlichen und kirchlichen Verhältniſſe um den Mittelpunct eines nationalen Reichsoberhauptes, ſondern die günſtige Seite der Sache für den Papſt war hier die, daß Deutſchland, als eine Art Kirchenprovinz *), eine Stimme hatte, und die übrigen Länder, Spanien, Frankreich, Italien, hatten die ihrigen. Er ſelbſt ſtand als kirchliches Oberhaupt in der Mitte der Dinge.

So ging denn Paul 1542 ans Werk. Der Kaiſer war um ſeine Stellung in Europa mit Franz I. mitten im Kriege. In allen Grenzländern, in Brabant, Luxemburg, Rouſſillon, Piemont, Artois, war derſelbe losgebrochen. Um allen Anſchuldigungen zu begegnen, die der Papſt auf Nöthigung des Kaiſers in Proclamationen gegen ihn hätte erlaſſen können, veröffentlichte der franzöſiſche König ein antiproteſtantiſches Religionsedict, und nun eröffnete Paul das Concil in Trident. Seine drei Legaten, Pietro Paolo Parisco, Morone und Reginaldo Polo, waren die Präſidenten. Karl, um zu verhindern, daß irgend etwas Schädliches dort gegen ihn unternommen würde, ſchickte ſeinen venetianiſchen Reſidenten, unſern Mendoza nach Trident, und Granvella und Antonio, Biſchof von Arras, geſellten ſich ihm zu. Einige zuverläſſige kaiſerliche Theologen fanden ſich ein, die übrigen zauderten. Mendoza verlangte, das Concil ſolle unverzüglich beginnen, und zwar ſolle erſt die Reform und dann die Glaubensangelegenheit berathen werden. Die Präſidenten wollten ſich darauf nicht einlaſſen, und der Kaiſer beſchloß, im folgenden Jahre einen Reichstag in Nürnberg abzuhalten. Für dieſen

*) Der Legat Farneſe brauchte ſelbſt dieſen Ausdruck: Sarpi, I, p. 97.

wollte er den Schatten jenes Concils benutzen, dem Concil ſelbſt durch den Reichstag Furcht einflößen, auf dieſem die Proteſtanten im Zaume halten und mit ihrer Hilfe wieder alle Schritte des Papſtes lähmen. Die Proteſtanten wollten auf dem Reichstage die Religionsdifferenzen geſchlichtet, die Bedrückungen des Kammergerichts aufgehoben wiſſen. Hiegegen hatte Granvella, der von Trident nach Deutſchland abgegangen war (Mendoza war mehr als ausreichend, den Poſten in Trident zu verſehen), zu verſichern, daß der Reichstag kein officium hierüber habe, das Concil würde dieſe Dinge erledigen, es ſei jetzt eben in Trident verſammelt. Mendoza aber ſollte hier auf die Reform dringen. Da ſahen die Proteſtanten die Schlinge und erklärten, das Concil nicht zu beſchicken. Der Reichstag ging ohne Abſchied auseinander und nun war auch das Concil für Karl unnütz. Die päpſtlichen Legaten hätten nun gern die Verhandlungen angefangen, wäre auch die Reform Gegenſtand geweſen; allein da die ſpaniſchen Prälaten nun nicht kamen, ſo ging Mendoza (wie heutzutage Graf Münch von Frankfurt nach Wien) auf ſeinen Poſten nach Venedig, wo er, wie wir oben geſehen, genug zu thun hatte, zurück und konnte ſich die heftige Beſchwerde des Papſtes, die dieſer durch ſeinen Nuntius an den Kaiſer darüber äußerte, gar wohl gefallen laſſen. — **1543** wollte der Kaiſer über Italien nach Deutſchland gehen. Paul ſuchte perſönlich mit ihm zu verhandeln und wünſchte eine Zuſammenkunft in Bologna, weshalb ſein Sohn Pier Luigi nach Genua ging, Karl dahin einzuladen. Bologna lag zu weit von der Straße ab, und ſo wollte man in Parma zuſammenkommen. Da ſich aber Schwierigkeiten erhoben, ob der Kaiſer mit militairiſcher Begleitung in die Stadt ziehen könne, ſo erwählte man das Schloß Buſſetto am Ufer des Faro, zwiſchen Parma und Piacenza, zum Ort der Zuſammenkunft.

Hier waren die beiden Herrſcher drei Tage zuſammen und wohnten in demſelben Hauſe. Karl war in großer Geldverlegenheit, hatte vom König von Portugal große Summen aufgenommen und an Coſimo von Florenz die Forts von Livorno und Florenz verkauft. Der Papſt wünſchte, daß der Kaiſer ihm Mailand für ſeinen Enkel Ottavio Farneſe abtrete, der mit des Kaiſers natürlicher Tochter Margaretha vermählt war, und machte für dieſen Plan ungeheure Verſprechungen. Er wollte ſich mit ihm gegen Frankreich verbünden, auf ſeinen Wunſch mehre Kardinäle ernennen (d. h. im Conſiſtorium des Kaiſers Partei verſtärken), hundertfünfzigtauſend Scudi zahlen und ihm die Forts von Mailand und Cremona laſſen. Mendoza war nicht in Buſſetto zugegen; aber da er zu der Zeit im Mittelpunkt der italieniſchen Zuſtände war, ſo ſtellte er ſchriftlich dem Kaiſer die Gefahr des Anerbietens vor *), erinnerte, welchen Schaden der Verluſt von Florenz und Livorno ſchon herbeigeführt, und enthüllte ohne Mäßigung und Rückhalt die Perfidie der Farneſen. Es kam noch dazu, daß Margarethe ſich in der Ehe mit Ottavio nicht glücklich fühlte. Sie verachtete den um vieles jüngern Gemahl, und enthüllte vor Mendoza offen ſeine ſchlechten Eigenſchaften. Man erzählte ſich, ſie habe dem kaiſerlichen Geſandten erklärt: ehe wolle ſie ihrem Kinde den Kopf abreißen, als ihren Vater um etwas bitten, das ihm mißfallen könne. Der Kaiſer begriff auf der Stelle, wie tief ſein Geſandter in das Treiben zu Rom und Florenz geblickt hatte, zahlreiche Details der Intriguen und Privatmittheilun-

*) Wenn Pallavicini V, 3 dies Schreiben Mendoza's für eine Dichtung Sandovals erklärt, da der Stil mehr für einen capitano di Plauto, als für einen kaiſerlichen Reſidenten paſſe, ſo kann man das auf ſich beruhen laſſen.

gen kamen hinzu — er forderte vom Papſte auf der Stelle eine Million Ducati und eine zweite bald darauf, wodurch die Unterhandlungen natürlich zerfielen. Die beiden Herrſcher trennten ſich äußerlich freundlich, jeder den andern von Herzen haſſend. Am Meiſten mußte auf den Kaiſer die Äußerung Mendoza's wirken, daß er jetzt bald in der Lage ſein werde, wenn die Dinge in Deutſchland gut gingen, durch ſeinen bloßen moraliſchen Einfluß über die Venetianer, über die Türken, Franzoſen, wie über den Papſt gebieten zu können. Ich hebe dieſen Umſtand hervor, weil er in der Zeit der rein äußerlichen Mittel ein entſchiedenes Zeugniß von der geiſtigen Höhe Mendoza's ablegt. Der Jeſuit Pallavicini macht ſich darüber luſtig, und fragt, wie das wohl ohne Geld hätte geſchehen können, es ſei dieſer Gedanke ehe für den miles gloriosus als für einen ſo geſcheidten Botſchafter paſſend; aber gerade dieſer gemeine, craſſe Materialismus ſeines Bewußtſeins iſt ſein Verderben bei dem Leſer.

Als der Friede mit Franz geſchloſſen war, dachte der Kaiſer an Deutſchland. Die proteſtantiſche Partei, die ſich zur Entſchiedenheit offener Bündniſſe entwickelt hatte, verſagte ihm den Gehorſam. Nun dachte er das Schwert zu ziehen, daneben aber das Concil abhalten und auf demſelben die Reform vornehmen zu laſſen und ſo die friedliche Unterhandlung mit der Gewalt der Waffen zu verbinden. Paul war bereit dazu. Ihm war mit der Unterdrückung der Proteſtanten, noch mehr aber mit der Ausſicht gedient, den Kaiſer tief in die deutſchen Kriegshändel verwickelt zu wiſſen; doch ſchickte er ihm Truppen. Seine Legaten, Maria di Monte, Santa Croce (Marcello Cervino) und Reginaldo Polo kamen zuerſt in Trident an. Er entließ ſie ohne ſchriftliche Inſtruction: ſie ſollten den Umſtänden gemäß verfahren und auf Mendoza Acht geben. Weil Paul den Reichstag zu

dieſem vertraulichen al pari abfinden zu laſſen. Er ſtellte ſich in den vorläufigen Congregationen mit den Legaten ganz auf gleichen Fuß, die Legaten ſahen mit Befremden, daß die Biſchöfe Muth bekamen und ſich mehr herausnahmen, als in Rom, und daß ſie ſelbſt bei wachſender Zahl der Prälaten und freier Discuſſion in Verlegenheiten kommen könnten: kurz, das vertrauliche Zuſammenleſen ſchien bald gefährlich. Sie baten in Rom um doppelte Mittheilungen. Die einen ſollten ſo eingerichtet ſein, um ſie Mendoza vorlegen zu können, die andern ſollten für ſie allein und geheim bleiben. Auch iſt es aus del Monte's Briefen bekannt geworden, daß ſie für die Mittheilung beſonders wichtiger Dinge um eine Chiffre baten.

Die Legaten wollten das Concil nicht ohne Nachrichten von Worms eröffnen, auch waren erſt wenige Prälaten da. Als König Ferdinands Geſandte kamen, und in feierlicher Congregation empfangen wurden, wollte der Kardinal Madrucci gegen Mendoza's Anſprüche ſeine Stelle neben den Legaten einnehmen. Hiegegen proteſtirte Mendoza: da er S. K. Majeſtät vertrete, ſo müſſe er auch den Platz einnehmen, den der Kaiſer, wäre er erſchienen, eingenommen haben würde. Die Legaten erdachten eine Stellung der Perſonen, die den Rangesunterſchied nicht bemerkbar machte, und die Sache ward beigelegt. Die Proteſtanten in Worms äußerten zu den Dingen in Trident kein Vertrauen. Sie proteſtirten dagegen, die Religionsdifferenzen dort erledigen zu laſſen; auch weigerten ſie ſich, Geldbeiträge zum Türkenkriege zu geben, weil ſie ſich nicht ſchwächen und des Kaiſers Beute werden wollten. So kam nichts von der Stelle. Der Papſt konnte nicht hoffen, ſich die Proteſtanten, die jetzt völlig im Principe von ihm getrennt waren, durch das maneggio einer Kirchenverſammlung zu unterwerfen, weil er in derſelben auch

den Kaiſer zum Gegner hat. Der Kaiſer will den Vermittler zwiſchen ihnen und dem Papſte machen und in dieſer Stellung beide unterdrücken. Es iſt ein bellum omnium contra omnes. Der Papſt als capo della christianità verletzte durch ſeinen politiſch-kirchlichen Einfluß den Kaiſer, der Kaiſer, der ſein Amt als avvocato della chiesa für ſeine egoiſtiſchen Zwecke ausbeutete, war dem Papſte mehr zuwider, als die Proteſtanten, und dieſe beargwöhnten und durchſchauten die ſonderbaren Schritte des Kaiſers völlig, ſo daß dieſer bald zum Schwert greifen mußte. Doch ſollten ſie zuletzt den Vortheil davon haben.

Der Kaiſer hatte Mendoza benachrichtigt, daß er unter den gegenwärtigen Umſtänden es vorzöge, die Proteſtanten mit eigener Macht zu unterdrücken, es ſolle mit dem Concile gute Wege haben, Mendoza ſolle temporiſiren, und alle entſcheidenden Schritte verhindern. War das Glück der Schlachten für den Kaiſer, ſo war es kein Zweifel, wer am meiſten gewinnen mußte. Nun erklärt es ſich, warum Mendoza plötzlich in Trident eine ganz andere Sprache führte. Er erklärte dem Kardinal del Monte, er begreife nicht *), was das Concil jetzt ſolle. Was die Lehren betreffe, ſo ſteckten die Bücher voll von Dingen, die geglaubt werden müßten, die Reformen hingegen müßten in Rom in freier Übereinſtimmung mit ſeinem Herrn und dem Papſte und nicht in Trident von den verſammelten Vätern vorgenommen werden. Auch würde das Concil ſeinen Herrn um eine reiche Quelle von Einkünften bringen, da die dabei intereſſirten Geiſtlichen ſich nicht geneigt zeigen würden, die crociate, mezzi frutti und vassalaticci ihm länger zu bewilligen; hingegen zwei Monate Aufſchub würden dem Kaiſer wie dem katholiſchen Intereſſe ſehr förderlich

*) Pallavicini V, 14.

ſein. Die Italiener ließen ſich nicht täuſchen. Pallavicini hat Recht, wenn er meint, dem Kaiſer ſei jedes Concil zuwider geweſen, das nicht wie eine geladene, aber nie abgefeuerte Kanone ausgeſehen. Welch ein Donnerſchlag für ihn, wenn die Italiener nun auf den Einfall kamen, die Kanone abzuführen? Und dies ſollte wirklich geſchehen.

Mendoza hatte als ritterlicher, fein gebildeter Mann alle dazu erforderlichen Eigenſchaften, die Prälaten in Trident angenehm zu unterhalten und geiſtreiche Disputationen zu veranſtalten. Die Legaten ſchrieben nach Rom, Don Diego lege es recht darauf an, ſeinen Müſſiggang zur Schau zu tragen, und es ſei ihm im Geſicht zu leſen, wie ſehr ihn dieſer Zeitverſchliß vergnüge. Ward etwas unternommen, ſo behauptete Mendoza in den Congregationen ſeine Anſprüche auf den Vorrang in den Verhandlungen vor allen Prälaten, mit Ausnahme der Präſidenten, und redete in dieſem Sinne, während er ſich geſellſchaftlich vor jedem kleinen prete bückte. Unter dieſen Umſtänden bemächtigte ſich im Mai 1545 der verſammelten Väter eine große Langeweile. Einige ſuchten Gründe, nach Hauſe zu gehen, Andere wollten bleiben, noch Andere verlangten von den Legaten die Erlaubniß, in den umliegenden Städten, in Venedig und Mailand, ſich zu amüſiren, der Eine war krank, der Andere wollte ſich neu einkleiden *). Die Legaten verweigerten die Reiſeerlaubniß und verſprachen Abhilfe: als, um das Maß ihrer Verlegenheiten und ihres Ärgers voll zu machen, Mendoza nach Venedig abreiſte, und ihnen überließ zu errathen, ob er vom Kaiſer dazu bevollmächtigt ſei oder nicht. Jedenfalls ergiebt ſich hieraus, daß es ihm gelungen war, eine ganz andere Stellung zum Präſidium einzunehmen, als alle Prälaten dazu

*) Sarpi II. p. 127.

hatten. Er verſprach übrigens baldige Rückkehr: freilich verſchlage ſeine Abweſenheit nichts, da zur Unterſtützung der göttlichen Sache ja die Abgeordneten des Königs Ferdinand in Trident blieben, indeſſen habe er den Wunſch (er klingt faſt wie Hohn!), daß man vor ſeiner Wiederkehr nichts unternehme. Unter dieſen Umſtänden kann es kein Wunder nehmen, wenn der heftige del Monte den Prälaten, die auf Eröffnung drangen, im Unmuth erklärte: ſie thäten wohl, Mendoza's Ankunft abzuwarten, denn dieſer habe ja doch die ganze Sache in Händen.

Endlich ward das Concil denn doch noch eröffnet, und die Verhandlungen fingen trotz der Klugheit und Energie der Italiener an, eine üble Wendung zu nehmen. In demſelben Jahre 1546 erſchien auch der Kaiſer im offenen Felde, und erfocht Sieg auf Sieg*). Schon im Herbſt war ganz Oberdeutſchland in ſeinen Händen, Städte nnd Fürſten ergaben ſich ihm wetteifernd, der Augenblick ſchien gekommen, den ganzen deutſchen Norden zum Katholicismus zurückzubringen. In dieſem Augenblicke, wenige Zeit vor der gänzlichen Demüthigung bei Mühlberg, als die Siege des Kaiſers dem Papſt immer ſchrecklicher wurden, erhoben auch die kaiſerlichen Prälaten immer kühner ihr Haupt. Unter dem Titel »Cenſuren« brachten ſie Anträge in Vorſchlag, die ſämmtlich die Verringerung des päpſtlichen Anſehens bezweckten. Mendoza hatte an ſeinem Secretair Alfonſo Zurilla einen paſſenden Stellvertreter für ſeine Abweſenheit; er konnte ihn von Siena und Venedig aus genugſam inſtruiren. In dieſem Augenblicke, wo Karl ſchon die Hand nach dem letzten Zacken ausſtreckte, um ſich hinaufzuſchwingen auf die äußerſte Höhe ſeiner Herrſcherzwecke, in dieſem nämlichen Augenblick verſetzte ihm der

*) Ranke a. a. O. I, 252.

kluge Forneſe den empfindlichſten Schlag ſeines Lebens: verlegte das Concil von Trident nach Bologna.

Die Vortheile, die ſich der Kaiſer ſo lange und ſo mühſam auferbaut hatte, gingen nun unwiederbringlich verloren: Jetzt oder nie hatte man die Macht in Händen, die Proteſtanten zum Gehorſam gegen das Concil zu nöthigen. Was indeſſen geſchehen konnte, geſchah. Der heftig zürnende Kaiſer erklärte, er werde ſelbſt nach Rom kommen und dort das Concil halten. Er hatte dem Mendoza unter dem 7. Februar 1547 geſchrieben: die Abſicht Sr. Heiligkeit und ſeine »inclinacion« ſei von Haus aus geweſen, ihn in das deutſche Unternehmen zu verwickeln, und ihn, wenn es nicht glückte, dann in der Calamität ſitzen zu laſſen, mit ſeinen feinen Intentionen und Redensarten; jedoch hoffe er, mit Gottes Beiſtand, auch ohne Sr. Heiligkeit Hilfe, die Unternehmung auf einen guten Weg zu bringen. Mendoza hatte auf der Stelle aus eigener Machtvollkommenheit proteſtiren wollen, und ward davon nur durch den Kardinal Trani abgehalten. Er benachrichtigte ſchnell ſeinen Herrn von der Lage der Dinge und befahl den kaiſerlichen Theologen, die etwa ein Drittel der Verſammlung ausmachten, Trident nicht zu verlaſſen. In Bologna mußte Francesco Vergas den Vätern ein ermahnendes Schreiben mit der Aufſchrift »conventui patrum Bononiae« überreichen. Mendoza war ſchon früher zum Geſandten in Rom ernannt worden, und hatte mit königlicher Pracht ſeinen Einzug in die Stadt gehalten. Seine Schritte, den Papſt zur Zurücknahme der Maßregel zu bewegen, blieben erfolglos. Den Legaten hatte er ſchon früher erklärt, es handle ſich um den Frieden in der Religion; Se. Majeſtät wolle nicht den Vorwurf auf ſich laden, als ſei es ihm um die Verzögerung der Glaubensbeſchlüſſe zu thun. Zur größeren Autorität rathe er, die Gutachten der

Univerſitäten zu Paris und Löwen einzuholen. Die Legaten ließen ſich ebenſo wenig hierauf ein, als der Papſt, der ſich wieder hinter das Concil verſteckte. Auf Mendoza's Vorſtellungen entgegnete Paul: Chriſtus habe die Worte »sopra questa pietra edificherò la mia chiesa« nicht zum Kaiſer, ſondern zu Petrus geſprochen, und kehrte ihm den Rücken. Dennoch gelang es Don Diego, den Kardinal Farneſe für ſich zu gewinnen; ein Auskunftsmittel ward vorgeſchlagen, das aber Karl nicht zuſagte. Da berichtet die Geſchichte noch einen bedeutenden Act Mendoza's in dieſem unerquicklichen Kampf der äußerlichen Ränke und Intriguen. Er hatte nämlich auf Befehl ſeines Herrn in der Verſammlung der Kardinäle, in Gegenwart des Papſtes und ſämmtlicher Geſandten der Fürſten Europa's, feierlich gegen den Schritt des Papſtes zu proteſtiren. Er erſchien 1548 im Conſiſtorium, ließ ſich vor dem Papſte auf ein Knie nieder und las die Proteſtation, die er ſchriftlich in Händen hielt *). Er begann mit der Wachſamkeit und dem Eifer des Kaiſers, die in verſchiedene Secten zerſpaltene Welt zu einigen. Er zählte auf, was alles der Kaiſer unter Hadrian, Clemens und Paul für das Concil gethan, wie er die rebelliſchen Deutſchen, die ſich geweigert, demſelben Gehorſam zu leiſten, endlich mit den Waffen in der Hand in den Staub geworfen habe. Freilich habe der Papſt ihm einige Truppen zu Hilfe geſchickt, aber kein Menſch könne behaupten, daß ihm dies von erheblichem Vortheile geweſen. Plötzlich ſei da die Kunde von der Verlegung des Concils gekommen, ein Schritt, deſſen angegebene Gründe der Wahrheit, ja der Wahrſcheinlichkeit entbehrten. Denn die Welt wiſſe recht wohl, daß es mit der Krankheit, die in Trident ausgebrochen ſein ſolle, nichts auf ſich habe,

*) Sarpi III. p. 291.

und daß die frömmſten Väter dort gegen die Verlegung geſtimmt hätten. Die in Trident, nicht die in Bologna verſammelten Prälaten bildeten das rechtmäßige Concil, und wenn der Papſt dies nicht anerkenne, ſo handle er gegen Kaiſer und König, wie gegen das Wohl des ganzen Deutſchlands. Er, Mendoza, habe auf ſeine Vorſchläge hinterliſtige und trügeriſche Antworten bekommen, die Gründe ſeiner ſchriftlich eingereichten Bedenken ſeien nirgend widerlegt: und ſo demnach, in ſeiner Macht als kaiſerlicher Geſandter, erkläre er hiedurch die Abberufung der Prälaten von Trident und die Verlegung des Concils nach Bologna für geſetzwidrig und nichtig; die daraus entſtandenen Schäden, das Ärgerniß der ganzen chriſtlichen Welt aber, das Blut, das nun von Neuem fließen werde, habe einzig und allein Se. Heiligkeit zu verantworten. Übrigens werde der Kaiſer, wenn Se. Heiligkeit es an ſich fehlen laſſe, mit allen ſeinen Kräften ſeine Pflicht als Kaiſer und König, nach den von den heiligen Vätern ſelbſt aufgeſtellten Grundſätzen, zu erfüllen wiſſen. Darauf wandte er ſich an die Kardinäle, und forderte ſie auf, dem Beiſpiele des Papſtes nicht zu folgen. Er hinterließ die Schrift, die er in Händen hatte, und entfernte ſich, ohne eine Antwort abzuwarten, aus der Verſammlung.

Es war komiſch, mit welchen Mitteln ſich der Papſt aus der Affaire zog. Er erklärte, Mendoza habe ſeine Inſtructionen überſchritten; der Kaiſer habe ihm nicht aufgetragen, ihm Vorwürfe zu machen, ſondern er ſei vom Kaiſer angegangen worden, als Richter zwiſchen ihm und dem Concil zu entſcheiden. Er wolle ſich die Sache überlegen. Gegen dieſe ſophiſtiſche Auffaſſung hatte ſich Mendoza in einer zweiten Proteſtation zu verwahren, die zwar mit allen Zeichen äußerer Ehrerbietung begleitet, aber ſonſt mit der entſchiedenſten Schärfe abgefaßt war. Der Papſt, der jetzt ſicher war,

und dem das Bündniß mit Frankreich den Rücken deckte, ſagte ihm einmal, auf den Proteſt deutend: er möchte zu Hauſe bleiben und ſich nicht vermeſſen. Mendoza antwortete: »Ich bin Ritter, wie meine Väter es waren. Und als Ritter habe ich al piè de la letra ohne Furcht vor Ew. Heiligkeit zu thun, was mir mein Herr befiehlt; freilich ſtets mit der Ehrerbietung, die dem Statthalter Chriſti gebührt. Da ich Miniſter des Kaiſers bin, ſo iſt mein Haus da, wo ich meinen Fuß hinſetze, und dort hoffe ich überall ſicher zu ſein.«

Mendoza's Thätigkeit war nicht auf Venedig und Trident beſchränkt. Wir ſehen ihn, außer in Venedig, Trident und Rom, in Bologna, Florenz, Capilla, Riſa, Lucca, Siena, überall thätig. Italien zerfiel in zwei Parteien *), in die kaiſerliche und in die nationale des Farneſen. Auf der einen ſtehen die Generalkapitaine in Neapel und Mailand, die Medici in Florenz, die Doria in Genua: ihr Haupt- und Mittelpunkt iſt Mendoza in Rom; auf der andern Seite ſtehen die Farneſen und die Franzoſen mit ihrem Anhange in den Städten. Dieſe beiden Parteien (ſelbſt im Conſiſtorium der Kardinäle zeigte ſich die Spaltung) bekämpften ſich unabläſſig; nur durch die eiſerne Strenge Mendoza's und die Wachſamkeit der Gouverneure konnte in den Forts die ſpaniſche Herrſchaft aufrecht erhalten werden. Die gefährlichſten Pläne wurden indeſſen durch Mendoza's Wachſamkeit vereitelt; ſie war um ſo nöthiger, als faſt zu keiner Zeit der Haß der Parteien in Italien gründlicher geweſen iſt. Es ſind dieſe Verhältniſſe einer ſehr ausführlichen und intereſſanten Darſtellung fähig; die Correſpondenz des Mendoza mit ſeinem Hofe würde eine herrliche Quelle dazu abgeben.

*) Ranke a. a. O. III, 260.

Ich habe es bedauert, dieſe Geſandtſchaftsberichte nicht geſehen zu haben, alle meine Bemühungen ſind fruchtlos geweſen. Sie müſſen, nach dem, was Ranke darüber urtheilt, treffliche Sachen enthalten. Ich will die betreffende Stelle herſetzen: »Die Correſpondenz Mendoza's mit ſeinem Hofe, ſagt er, liegt vor mir. Nicht leicht mag es etwas geben, was dem Inhalt dieſer Briefe an tief gegründetem, von beiden Seiten zurückgehaltenem, beiden Theilen offenbarem Haſſe gleich käme. Es iſt ein Gefühl von Überlegenheit darin, das ſich mit Bitterkeiten erfüllt hat, von Verachtung, die doch auf ihrer Hut iſt, von Mißtrauen, wie man es gegen einen eingewohnten Übelthäter hegt.«

Wie Don Diego als Generalkapitain aufzutreten hatte, zeigt ſein Regiment zu Siena. Die antiſpaniſche Partei war hier ſo laut geworden, daß die gütlichen Mittel nicht mehr ausreichten. Mendoza hatte an der porta Camorca nach der Straße von Florenz ein Fort bauen laſſen, wohin das Volk an einem beſtimmten Tage alle Waffen abliefern mußte. Eines Abends, als Diego um das Fort ritt, tödtete eine Flintenkugel ihm das Pferd unter dem Leibe. Die Sieneſen erhoben offenen Aufruhr, erſtürmten das Fort, ſo daß dem Diego nichts übrig blieb, als den Ascanio de la Corna, Enkel des Papſtes, als Geißel mit ſich nach Perugia zu nehmen. Das Bewußtſein des überlegenen Sieges, der ſpaniſche Nationalſtolz, beſonders aber die offenbare und ſtets lauernde Liſt der Italiener trugen dazu bei, bei Mendoza eine gewiſſe Härte des Characters hervortreten zu laſſen. Sie iſt aber ein ſtehender Zug bei den Spaniern und wird von ihnen ſelbſt zugegeben *). Bei Mendoza iſt ſie nicht abzuleugnen,

*) Cervantes: la Señora Cornelia — mostrabanse con todos liberales y comedidos y muy agenos de la arrogancia que dicen que suelen tener los Españoles.

ſie ward aber durch die vollkommene Selbſtbeherrſchung, die dieſer Mann über ſich auszuüben verſtand, und die er in Trident in großem Kontraſt mit ſeinem Kollegen Toledo an den Tag legte *), gemildert.

Als nach dem Tode Julius' III. Marcellus II. Papſt ward, ſchwiegen die Stürme, und das kaiſerliche Intereſſe ſchien in Italien geſichert, um ſo mehr da Marcell dem Kaiſer ſehr ergeben war. Indeſſen häuften die Italiener Klagen auf Klagen gegen Mendoza, der inzwiſchen vom Papſte, als Beweis ſeiner Huld, auch die Würde eines Gonfaloniere erhalten hatte. Die gewohnte Strenge des Botſchafters erſchien bei der anſcheinend polizeilichen Ruhe doppelt drückend, galante Abenteuer mit Römerinnen mehrten die allgemeine Erbitterung, und als er wegen eines Fehlers im Ceremoniell, der ihm beabſichtigt ſchien, den Bargello di Roma — den Polizeichef zu Rom, hatte auspeitſchen laſſen, ſo ward dies ſelbſt dem gutmüthigen Marcell zu arg, und er ſchrieb dem Kaiſer, daß er zwar den Mendoza wegen ſeiner Kraft und der Größe ſeines Geiſtes liebe, daß er aber als Fürſt das Geſammtwohl ſeines Volkes ſeiner Privatneigung vorziehen müſſe. So rief ihn denn Karl V. endlich ab, als er in Italien eben noch beſchäftigt war, die Küſten gegen die Türken zu ſichern und nach Afrika den bedrohten ſpaniſchen Poſitionen Verſtärkungen zuzuſchicken.

Nach dem Tode Karls V. erblich ſein Stern. Wie die

*) Pallavicini VIII, 6. Als der Biſchof della Cava und der von Chironia thätlich an einander geriethen, — l'ambasciatore Toledo gridò, che — — parevagli necessario di dargli castigo, il qual rimanesse d'esempio. Mendoza hatte dieſen Übermuth durch eine gemäßigte, feine Erklärung gut zu machen.

ſeinen an dem alten Auguſtus hingen, ſo hatte Mendoza an Karl gehangen, und man wird geſtehen müſſen, daß der Diener ſeinem Herrn gemäß iſt. Mit Philipps Thronbeſteigung änderte ſich Vieles. Zwar blieb Mendoza Mitglied des Staatsrathes; allein die eigentliche Leitung der Dinge ruhte in andern Händen. Auch als Feldherr hatte er hier keine Thaten mehr zu vollbringen, obſchon er den König nach St. Quentin begleitete. Vielmehr führte ein von allen für ſeltſam gehaltenes Abenteuer in den Corridoren des Escurial zu Madrid ſeinen Sturz, d. i. ſeine Verweiſung vom Hofe herbei. Er hatte ein Abenteuer mit einer Hofdame. Ein Rival arbeitete ihm entgegen. Als ſich beide einſt im Schloſſe trafen, entſtand ein Wortwechſel, der erbitterte Rival, ein gewöhnlicher Hofcavalier, zog den Dolch, worauf ihn Mendoza ohne weiteres hoch vom Balkon des Schloſſes auf die Straße hinunterwarf. Der in Anſtandsſachen unerbittliche Philipp verwies Mendoza darauf vom Hofe. — Unter andern Umſtänden wäre dies Abenteuer für einen vierundſechzigjährigen Mann, von dieſer Weltklugheit und Selbſtbeherrſchung, ziemlich unerklärlich: aber hier glaube ich es erklären zu können. Mendoza war nicht der Mann, der für einen Philipp II. paßte. Aber der Übergang von einem Kreiſe der Thätigkeit, der durch die Weltpläne eines Karl geſchaffen war, zur abgezirkelten Hofetiquette Philipps konnte dem Selbſtbewußtſein, dem Gefühle des vierundſechzigjährigen Staatsmannes auch nicht zuſagen. Die Geſichtspunkte waren enger, beſchränkter, die Mittel fanatiſcher geworden. Nicht ohne Abſicht preiſet Mendoza in ſeiner Geſchichte des Maurenaufſtandes von Granada das Regiment der »letrados,« der Männer der Poeſie, Philoſophie und Wiſſenſchaft im Vergleich mit der Routine der Polizei- und Juſtizbeamten. Für Karl war er der Mann; Philipp konnte nur einen Alba gebrauchen. Nicht ohne

Bitterkeit mochte er wahrnehmen, wie Fanatismus, blinde Fügſamkeit und mittelmäßige Brauchbarkeit einem hiſtoriſch gewordenen Manne von ſeinen Ehren den Rang abliefen, ja mit Zorn mochte er es empfinden, wie ihm aus ſeinen literariſchen Talenten, zum Theil auch aus inquiſitoriſchem Argwohn der Regierung, gegen ſeine Erfahrung und ſein Wiſſen ſelbſt ein Vorwurf gemacht werden konnte. Wenigſtens fühlt man ſich veranlaßt, in dieſem Sinne eine Stelle aus ſeinem Briefe an Don Diego de Espinoſa, Erzbiſchof von Sevilla, zu deuten, in der es heißt: »Wie manche Beiſpiele könnte ich anführen von Leuten, denen bei ähnlichen Gelegenheiten durch die Finger geſehen worden iſt, wie bald wurden ſie zurückberufen, und nicht für wahnſinnig erklärt; nur Don Diego de Mendoza muß zu fremden Thüren gehen, weil er in einem Alter von vierundſechzig Jahren ſich ſeiner Haut gewehrt und einem Fant den Dolch aus den Händen gewunden hat. Ich könnte viele Beiſpiele anführen; aber damit ſie mich nicht für einen Geſchichtſchreiber halten, ſo will ich es unterlaſſen.« Den Reſt ſeiner Tage verbrachte Mendoza, ſeine Schriften zu ordnen; ſo, immer beſchäftigt, immer in Thätigkeit, ward er vom Tode ereilt im Jahre 1575.

Es erſcheint ſomit unſere Aufgabe zur Hälfte gelöſt. Man wird, wie man auch immer über dieſe Perſönlichkeit urtheile, zugeben müſſen, daß es ſich nicht bloß der Mühe lohnen mag, dieſen Mann auf das Feld ſeiner Dichtung und Darſtellung zu folgen, ſondern daß die literariſchen Schöpfungen deſſelben nicht mit Unrecht als Repräſentanten einer kurzen Literaturepoche begriffen werden. Den Bericht hierüber gedenke ich den freundlichen Leſern bei einer andern Gelegenheit vorzulegen, und werde zufrieden ſein, wenn durch die vorſtehenden Mittheilungen ihr Intereſſe vorläufig rege gemacht worden iſt.

Mendoza war kein ſchöner, aber ein ſtarker und gewandter Mann. Die Ausgabe ſeines Krieges von Granada von Ochoa enthält ſein Bild, das dem Beſchauer ein fein geſchnittenes Geſicht mit dunkelglühenden Augen zeigt. Unter dem Mantel ſieht man den Mailänder Harniſch, deſſen Treue und Tüchtigkeit der ſtrenge Herrſcher in Italien oft zu erproben Gelegenheit gehabt hatte.

Über die
Epochen der deutschen Literatur.

Eine Vorlesung

von

J. M. Schaefer.

Es iſt kaum ein Menſchenalter vergangen, ſeit die Geſchichte der deutſchen Literatur in den Kreis der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften eingetreten iſt. Zuvor mußte die deutſche Nation in Zeiten tiefer Erniedrigung anfangen, aus der Betrachtung vergangener Größe Troſt zu ſchöpfen, zuvor mußte die Verehrung des Ausländiſchen der Achtung vor der eigenen Nationalität Platz machen, damit wir des ſelbſterworbenen Beſitzthums inne und froh würden; eine glänzende Periode unſerer Literatur mußte ſich zum Abſchluß neigen, um es uns zum Bedürfniß zu machen, in die Vergangenheit zurückzugehen und die Entwicklung der nationalen Literatur bis zu ihren erſten Anfängen zu verfolgen. Was man früher Literaturgeſchichte nannte, war entweder eine kahle Notizenſammlung, eine Aufzählung und Regiſtrirung literariſcher Erzeugniſſe, ſo daß in dies Gewirr kein Strahl des Geiſtes fiel: oder man führte, um den tieferen hiſtoriſchen Zuſammenhang unbekümmert, nur die glanzvollſten Erſcheinungen vor und unterwarf ſie einer äſthetiſchen Kritik, über deren Endergebniß nur allzu oft die Launen und Liebhabereien der Richtenden entſchieden. Allein einen ächteren Genuß, als das Anſtaunen des Fertigen, eine gründlichere Einſicht, als die geſchickteſte Zergliederung einzelner meiſterhafter Leiſtungen, gewährt es uns, zu beobachten, wie in dem geiſtigen Organismus der Keim treibt, der Stamm ſich bildet und feſtigt, und an dieſen Zweig an Zweig, Blatt an Blatt ſich legt,

bis endlich das Ganze als eine in ſich vollendete Schöpfung daſteht. Eben dadurch wird die Literaturgeſchichte etwas Beſſeres, als eine angewandte Äſthetik: ſie wird eine Culturgeſchichte, ſie geht den in der Literatur offenbar werdenden Fäden des geiſtigen Lebens bis zu den entlegenſten Punkten nach, um alle Gänge dieſes Labyrinthes wie die Grundzüge eines Riſſes zu überſchauen. Welche Wiſſenſchaft wäre würdiger, aus der Enge der Gelehrtenwelt in den Kreis aller Gebildeten zu treten! Welche mehr berufen, die wiſſenſchaftliche Forſchung mit dem Leben der Nation zu verſchmelzen!

Indeß iſt die Zahl derer nicht klein, welche, wie hoch ſie den Werth unſerer neueren Literatur anſchlagen, wie ſehr ſie das hiſtoriſche Verſtändniß derſelben als ein Object allgemeiner Humanitätsbildung anerkennen, dennoch die Geſchichte der älteren Literatur lediglich der gelehrten Forſchung zuweiſen und den Weg auf dieſes Gebiet hinüber für bedenklicher und minder lohnend halten, als wo es ſich um gleich entlegene Perioden politiſcher Geſchichte handelt. Wäre die ältere Periode unſerer Literatur nur eine Zeit roher Verſuche, von denen der äſthetiſch verfeinerte Sinn unſerer Zeit ſich abwendete, ſo möchte allerdings die Frage aufzuwerfen ſein, ob für den, welcher um eine allgemeine geiſtige Bildung ſich bemüht, der Weg durch dieſe Vorhalle lohnend ſei. Allein wir ſind auch in dieſer Hinſicht glücklicher, als manche andere Nationen, die ſich eines goldenen Zeitalters ihrer Literatur rühmen, und uns Deutſchen in dem Heerzug der Geiſter nur eine Stelle unter den letzten Nachzüglern gönnen möchten. Wenn wir diejenige Literaturperiode, welche, von reichem Geiſtes- und Gemüthsleben erfüllt, dies Feuer, in Einen Brennpunkt vereint, in poetiſchen Schöpfungen ausſtrömen läßt, und zugleich für den vorhandenen Stoff die angemeſſenſte Form zu finden weiß — wenn wir dieſe eine

claſſiſche nennen dürfen, ſo hatten wir Deutſchen ſchon vor länger als einem halben Jahrtauſend, ſchon im Mittelalter, eine claſſiſche Poeſie; auch dort erkennen wir den heimiſchen Boden wieder, auch von dort rauſcht uns der Flügelſchlag ebenderſelben Poeſie, die ſich im letzten Jahrhundert mit neuerwachter Geſangesluſt emporhob.

Es iſt ein Zeugniß von der höheren Culturſtufe unſerer Zeit, daß wir den Werth der Dichtungen irgend einer Zeitperiode nicht nach dem ſie begleitenden Grade wiſſenſchaftlicher Aufklärung bemeſſen. Ein ſolche Anſicht mochte das in einſeitiger Verſtandescultur beſchränkte vorige Jahrhundert ziemlich allgemein hegen, wo z. B. Herders Liebe zu alten Volksliedern von der Berliner Philoſophenſchule belächelt und beſpöttelt ward. Unſere Zeit hat es längſt erkannt, daß ein lieblicher Duft der Poeſie die Wiege der Völker umſchwebt, daß die Poeſie die Freundin der Jugend, nicht bloß der Individuen, ſondern auch der Nationen iſt, daß in den ungekünſtelten Naturlauten, in der Sagenwelt der Urzeit der Völker eine Fülle reiner Poeſie wohnt, welche noch gealterte Nationen zu erquicken und ihre Poeſie zu verjüngen vermag. Das bekannte Wort, welches auch noch in Zeiten, wo es ganz bedeutungslos geworden war, häufig wiederholt ward, daß nämlich der Dichter geboren werde, hat keinen andern Sinn, als daß die Poeſie nicht eine durch Kaſten- und Schulweisheit überlieferte Kunſt — daß ſie vielmehr die uralte, ewige Sprache der Menſchheit ſei, überall ſich regend, wo das Bewußtſein des Menſchlichen in der Bruſt erwacht, und daher, wie unvollkommen auch manchmal die Formen noch ſein mögen, ſtets der Ausdruck des Reinmenſchlichen, die Blüthe des geiſtigen Daſeins, unvergänglich, wie der göttliche Funke, der in unſre Seele gelegt iſt, und ſtets ſein redendes Zeugniß. In ihre Tiefen führt nicht das Sinnen und

Berechnen des Denkers; — nur das Herz, welches die geheimnißvollen Kräfte, die das Gemüth des Menſchen, das Leben der Menſchheit bewegen, in ſich nachempfindet, der Genius, dem die innere Welt ein Spiegelbild der Menſchheit wird. Daher bringt ſie auch ihr Verſtändniß wieder der ganzen Menſchheit entgegen. Die ächte Poeſie wendet ſich nicht an Coterien und Schulen, ſondern an Alle, welche für die Freuden und Leiden des menſchlichen Geſchlechtes Mitgefühl haben. Die Wiſſenſchaft dagegen iſt der mühſame Bau von Jahrhunderten und Jahrtauſenden, zu ihren Schätzen dringt der Forſcher auf verſchlungenen, oft dunkeln Wegen: aber auch ſie ſind heilige Schätze, gleich denen der Poeſie, auch von ihnen aus ſtrömt fort und fort eine belebende Kraft dem Geiſtesleben der Nation zu. Das eben iſt das Eigenthümliche der jüngſten Culturſtufe, daß ſich die Poeſie inniger mit der Wiſſenſchaft vermählt hat. Sie haben ſich endlich als ebenbürtige Schweſtern anſehen lernen; es hegen und nähren beide, als die geweihten Prieſterinnen, die heilige, himmliſche Flamme auf dem Altar der Menſchheit.

Weil unſere Poeſie und Philoſophie am Schluß des vorigen Jahrhunderts mit ihrem Glanze die Schmach unſerer politiſchen Ohnmacht verhüllte, ſo möchten Manche geneigt ſein, ſtatt dieſe namhafteſten Factoren unſerer Geiſtesbildung in einer engen Beziehung zu unſern politiſchen Zuſtänden zu denken, ihnen außerhalb des übrigen Nationallebens eine Stelle anzuweiſen. Es lehrt jedoch die Erwägung aller auf die Geſtaltung einer neuen Literaturepoche einwirkenden Momente, daß ſie nur durch eine das geſammte Volksleben ergreifende politiſche Bewegung herbeigeführt wurden. Nur dürfen wir dabei unſer Augenmerk nicht bloß auf die Vorgänge innerhalb der Grenzen unſeres deutſchen Vaterlandes richten. Deutſchland verdient in vielfachem Sinne das Herz

Europa's zu heißen. War es dies in glanzvollen Zeiten dadurch, daß von ihm Leben und Wärme in die Glieder des europäiſchen Staatenkörpers ausſtrömte, ſo iſt es dies in trüben Tagen noch dadurch geblieben, daß es jeden Pulsſchlag friſchen Lebens, wo daſſelbe ſich auch regen mochte, mitempfand und nie ſich ausſchloß von dem Ringen der Geſammtheit, auch wenn es, von außen oder innen gehemmt, ſtatt thätigen Mitwirkens auf eine ideale Betheiligung verwieſen war. Weil wir das Leben der Völker in unſerm Innern mitzuempfinden und im Reich der Ideen nachzuleben verſtanden, blieb uns auch nach dem Verluſt unſerer Nationaleinheit und politiſchen Bedeutſamkeit die Fülle wiſſenſchaftlichen Lebens und Strebens, Samen ſtreuend für ein zukünftiges Deutſchland, welches die Stelle wieder einnehmen wird, die ihm ſeine natürliche Lage und ſeine Geſchichte anweiſen.

Wenn wir uns dieſe Wechſelwirkung zwiſchen Geſchichte und Literatur recht anſchaulich machen wollen, ſo haben wir die drei großen Völkerbewegungen des Abendlandes, welche unſere Geſchichte geſtaltet haben, zugleich als die Hauptepochen unſerer geiſtigen Cultur, unſerer Literatur, anzuſehen, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Reformation. Auch die erſtere war nicht bloß ein Hin- und Herwogen vorwärts gedrängter Völkermaſſen, ſie war zugleich eine geiſtige Umwälzung: die altgermaniſche Cultur, die wir uns hüten müſſen, weil ſie heidniſch war, allzu gering anzuſchlagen, ward aus ihren Fugen geriſſen und von der geiſtigen Gewalt des Chriſtenthums überwunden; die Keime nationaler Poeſie, welche der Göttermythus und die ihm ſich anſchließende Heldenſage barg, wurden verſtreut und von einer neuen Schicht, welche die fremdartige Bildung des Südens darüber breitete, erdrückt oder doch für lange Zeit überdeckt. — Die Kreuzzüge ſind eben ſo ſehr eine That der Poeſie, als ſie

dieſe wiederum gefördert, belebt und mit neuem Inhalt erfüllt haben; ſie waren der zur That gewordene innere Drang eines in den Tiefen des Gemüths mächtig aufgeregten Zeitalters, das den Damm der Gewöhnlichkeit nach allen Seiten überfluthend durchbricht. Nur in dieſer univerſalhiſtoriſchen Bedeutung dürfen ſie aufgefaßt werden, und nur die Poeſie, welche ihnen voran und zur Seite ging, lehrt ſie uns verſtehen.

In gleichem Maße würde es eine engherzige Auffaſſung der Reformation ſein, ſähen wir ſie lediglich als eine Verbeſſerung kirchlicher Dogmen und Liturgien an, und nicht vielmehr als den Beginn eines großen Läuterungsproceſſes der europäiſchen Menſchheit. Das, wofür in ihrer Jugendzeit die edelſten Geiſter kämpften, waren eben dieſelben Ideen, für welche ſpätere Generationen ſtets von Neuem die Waffen erhoben haben: die Rechte des Geiſtes gegenüber der Willkür und Autorität. Was die neuere Literatur Schönſtes und Herrlichſtes hat, iſt aus dieſem Kampfe hervorgegangen und wird ferner aus ihm hervorgehen. Das Reformationswerk iſt noch nicht vollendet; noch immer beſchwören wir den Geiſt eines Luther und Hutten.

Man könnte auf den erſten Blick zu der Annahme verſucht werden, die Umgeſtaltung, welche durch dieſe epochemachenden Begebenheiten hervorgerufen worden, nur in dem ſtofflichen Gehalt der Literatur zu ſuchen. Wie tief ſie aber in die geſammte Geiſtescultur der Nation eingegriffen haben, wird man erſt recht inne, wenn man auch die Ausbildung der Sprache und überhaupt der Formen, unter denen die Literatur erſcheint, einer näheren Betrachtung unterwirft. Die Sprache, die nur das äußere Organ des Geiſtes zu ſein ſcheint, geſtaltet ſich nach Bildungsgeſetzen, die das Wirken und Schaffen des Geiſtes in ihrem innerſten Organismus

beurkunden. Jede neue Epoche der Literatur bringt daher auch eine neue Sprachbildung mit. Lange mag eine nüchterne und erſchlaffte Zeit ſich mit den alten abgegriffenen Münzen des Sprachſchatzes begnügen; aber die von neuer Ideenfülle durchglühte Zeit ſchmelzt das Metall um und prägt es von Neuem.

Aus der aſiatiſchen Heimath, vom Fuß der Gebirge Hochaſiens, brachten die Germanen in die neue Heimath eine Sprache mit, deren Züge noch jetzt die gemeinſame Mutter verrathen: keine rohe Sprache, ſondern, was jetzt wohl außer allem Zweifel geſtellt iſt, eine geſchmeidige und wohlorganiſirte. Haben wir auch nur ſchwache Spuren von der älteſten Organiſation der deutſchen Sprache, ſo dürfen wir doch dem Schluß, den der größte Forſcher auf dem Gebiet germaniſcher Sprachbildung, Jakob Grimm, aus dem ſpätern Verlauf der Geſtaltungen unſerer Mutterſprache zieht, nicht mißtrauen, daß nämlich die Sprache, wie ſie die deutſchen Völker im erſten Jahrhundert geredet haben, ſelbſt die gothiſche, die älteſte Mundart, die uns in Schriftdenkmälern vorliegt, an reineren Formen übertroffen haben werde. Kurz und ſchlagend — dafür haben wir hinreichende Zeugniſſe — war der Ausdruck in den älteſten Volksgeſängen, dieſem entſprechend die Bindung der Worte durch die Alliteration, den Gleichklang der Anfangsbuchſtaben der ſtarkbetonten Wörter; ſie geſtattet kein Ausmalen, kein Verweilen, weil ſie eine Reihe hervorgehobener Wörter verlangt; ſie eilt in raſchem Schritt, oft ſprungweiſe, durch kühne Wendungen und Übergänge der Hauptſache zu. Zu der chriſtlich-romaniſchen Bildung eignete dieſe ſich nicht in gleichem Maße. Dieſe ſtrebte dahin, den Geiſt von der ſinnlichen Welt abzuziehen und für die Empfindung, die Contemplation eines überſinnlichen Jenſeit zu gewinnen. Daher verlor die Sprache, je

mehr die Welt der ſubjectiven Empfindung erſchloſſen ward, ihre ſinnliche Schärfe und Beſtimmtheit, ihre Formen wurden weicher, die Alliteration ward unbrauchbar, überdies noch den chriſtlichen Dichtern verhaßt, weil ſie in den heidniſchen Liedern herrſchte, welche ſie zu verdrängen bemüht waren. Es war mithin eine innere Nothwendigkeit, wodurch die chriſtlichen Dichter auf den Endreim hingedrängt wurden, mochte auch der Übergang nur allmälig geſchehen. Erſt als die Dichtung mit Endreimen ſich ausgebildet hatte, war an die Stelle der gedrängten Darſtellung die gemüthlich verweilende, ausmalende Schilderung getreten, welche der ſubjectiven Gemüthswelt religiöſer Beſchaulichkeit entſprach.

Am Auffallendſten erſcheint die Sprachumwälzung, welche im zwölften Jahrhundert aus dem Althochdeutſchen in das Mittelhochdeutſche herüberführte, eine Sprachbildung, wie ſie nur aus dem Boden einer von den ſanfteſten Empfindungen und heiterſten Phantaſieen erfüllten Gemüthswelt emporwachſen konnte. Der Reim gelangte hier zur ausgedehnteſten Herrſchaft, weil die Muſik des Herzens nach entſprechenden Tönen verlangte.

Daß endlich die Reformation unſere Sprache nicht bloß geregelt, ſondern mit einem neuen Geiſte durchhaucht hat, das hat wohl am Schönſten Jakob Grimm ausgeſprochen, wenn er von dieſer neuhochdeutſchen Sprachbildung ſagt: »Man darf das Neuhochdeutſche in der That als den proteſtantiſchen Dialekt bezeichnen, deſſen Freiheit athmende Natur längſt ſchon, ihnen unbewußt, Dichter nnd Schriftſteller des katholiſchen Glaubens überwältigte.«

Einem ähnlichen Wechſel ſind auch die Formen der Darſtellung unterworfen, in denen das Ideenleben eines Zeitalters zu einem entſprechenden Ausdruck ſeiner Totalität gelangt. Die bekannte Eintheilung der Poeſie in epiſche,

lyriſche, dramatiſche Gattung, als deren Hauptformen (denn die didaktiſche bildet zu jeder derſelben einen Anhang, den Übergang zur Poeſie vermittelnd), hat eben ſo ſehr einen hiſtoriſchen als philoſophiſchen Grund, und es fragt ſich, ob die Äſthetik die Gattungsunterſchiede nicht ehe von den Erſcheinungen im Gebiet der Literatur abſtrahirt, als aus der Nothwendigkeit des Princips deducirt habe. Die epiſche Gattung iſt der Anfang aller Poeſie; ſie iſt des Volkes älteſte Sprache und hat daher den einfachſten Ausdruck, der von dem Gegenſatz einer Proſa, die durch poetiſche Darſtellung zu überflügeln wäre, noch nicht weiß. Das ächte Epos findet ſich nicht bei allen Völkern, nicht bei denen, welche die Überlieferungen der Urzeit in Folge einer aus der Fremde hereingebrachten übermächtigen Cultur verloren haben; denn die Keime des nationalen Epos liegen in dem dunkeln Schooße uralter Sage, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwächſt. Iſt dieſe Sagenwelt nicht mehr im Volksbewußtſein lebendig, ſo ſind alle ſpäteren epiſchen Dichtungen nur Reproductionen des Vorhandenen, welche den Verluſt an epiſchem Reiz durch anderweitigen poetiſchen Glanz zu erſetzen ſuchen.

Wenn der Menſch ſich von den ſinnlichen Erſcheinungen in die innere Gemüthswelt zurückzuziehen anfängt, wenn die Subjectivität ſich den Objecten gegenüber geltend macht und ſie in ihr Bereich zieht: ſo entſteht die lyriſche Poeſie, das Kind einer jüngeren Zeit, einer ſpäteren Culturſtufe. Das Epos kann ſich jedoch eine Zeit lang noch im Bunde mit der Lyrik erhalten, indem der Dichter die Begebenheiten durch ſubjective Auffaſſung näher an ſich heranzieht und ſeine Perſönlichkeit in die Erzählung einmiſcht. Dadurch iſt der Unterſchied bezeichnet, welcher zwiſchen dem ächten Nationalepos, wie wir es z. B. in dem Liede von den Nibelungen kennen

lernen, und dem romantiſchen Epos eines Wolfram von Eſchenbach oder Gottfried von Straßburg obwaltet. Darin indeß iſt dieſes jüngere romantiſche Epos von den modernen epiſchen Verſuchen verſchieden, daß der Dichter mit ſeinem Stoffe Eins iſt und von keinem Gegenſatze weiß; der Glaube an das Überlieferte tritt vermittelnd ein und verſchmilzt Epiſches und Lyriſches zu ſchöner Harmonie. Mit dem Zweifel erſtirbt das wahre Epos; ſelbſt die Kunſt eines Arioſt und Taſſo vermag nicht ihn zu überwinden, und Klopſtock bleibt trotz der enthuſiaſtiſchen Hingebung an ſeinen Gegenſtand nichts übrig, als aus dem epiſchen Stoff in die Region der Hymnen und Elegieen zu flüchten.

Muß ſomit die neuere Poeſie im Epos den Wettkampf mit der alten Zeit aufgeben, ſo hat auch ſie dagegen eine unverächtliche Frucht ihrer reiferen geiſtigen Durchbildung aufzuweiſen, das Drama. Das Drama, als der Gipfel aller poetiſchen Kunſt, iſt das Ziel, zu welchem die poetiſche Literatur der cultivirteſten Nationen hinſtrebt; es iſt der Stamm, an den ſich unſere geſammte moderne Poeſie wie Zweige und Blätter anlehnt. Romanzen und Balladen ſind uns vom Epos übrig geblieben, weil ſie dramatiſch ſind. Dramatiſch iſt ſelbſt unſere Lyrik, wie die des Mittelalters epiſch iſt. Erſt das Zeitalter der Reformation konnte das wahre Drama hervorrufen; der Gedanke ringt ſich zur Freiheit empor, er fühlt ſich im Kampf und ſtrebt nach Verſöhnung. Wie der Geiſt des Proteſtantismus Freiheit iſt, ſo iſt auch Freiheit die Seele des Drama's.

Unterwerfen wir nach dieſen allgemeinen Andeutungen die Hauptepochen unſerer Literatur einer nähern Betrachtung.

Wenn wir unter »Literatur« im ſtrengen Verſtande des Wortes nur die uns überbliebenen Schriftdenkmäler begreifen,

ſo würde die gothiſche Bibelüberſetzung des Biſchofs Ulfila der Anfangspunkt der deutſchen Bibelüberſetzung ſein. Alsdann würden wir zugeſtehen, erſt mit dem Eindringen des Chriſtenthums und der griechiſch-römiſchen Bildung ſei eine Literatur unter uns möglich geworden, unſere Literatur ſei von vorn herein ein fremdes Gewächs. Wenn wir aber dieſen Begriff in einem weiteren und höheren Sinne auffaſſen, als die Geſammtheit der in der Sprache niedergelegten Geiſteserzeugniſſe, ſo eröffnet ſich uns eine Vorhalle der Literatur, die uns um ſo ehrwürdiger und ahnungsvoller umgiebt, je ſpärlicher das Licht iſt, das ihre Räume mehr durchſchimmert, als erhellt. Wie in der griechiſchen Urzeit epiſche Geſänge von Mund zu Mund gingen, lange bevor die homeriſchen Gedichte durch die Schrift feſte Geſtalt gewannen, ſo gab es auch im alten Germanien Jahrhunderte hindurch eine ungeſchriebene, gerade deshalb um ſo lebendigere Poeſie.

Die Kultur der Germanen war in der vorchriſtlichen Zeit keineswegs ſo roh, wie Manche ſich eingebildet haben, die einer Parallele mit den ſogenannten »Wilden« ſich nicht abgeneigt zeigten. Die Zeit liegt glücklicherweiſe hinter uns, wo man die Frage aufwerfen konnte, ob ſie zu Cäſars Zeit wohl noch Menſchenfreſſer geweſen ſeien. Nicht bloß die Heldenkraft unſerer Vorfahren iſt zu rühmen, mit der ſie den Kelten und Finnen, die vor ihnen den germaniſchen Boden inne hatten, die neuen Wohnſitze abgewannen und ſie zum Widerſtand gegen die kriegsgeübten Heere der Römer fähig machte: vor Allem ſind ſie groß durch die edle Sitte, das ſinnvolle Recht, die Tiefe des Gemüthes. Dies erkennen wir auch in den edlen Vorſtellungen von höheren Weſen, in den religiöſen Ahnungen, welche ſelbſt die Hülle des heidniſchen Cultus in ſich ſchließt, in jenem zarten Naturgefühl, das im Gerieſel der Quellen, im Brauſen des Sturms, im Rau-

ſchen der Wälder ein Höheres und Göttliches empfand und in heiligen Hainen, an heiligen Seen die Nähe der Gottheit fühlte. Nur ein ſo tiefes Gemüth vermochte neben der Heldenkraft, die es auch ſeinen Göttern lieh, zugleich die ſtille Größe der weiblichen Seele anzuerkennen, wovon uns die älteſten Sagen eben ſo rührende als anmuthige Züge vorführen.

Dieſe Grundſätze des Rechts und der Sitte in geheiligten Formeln, die Thaten der Götter und Helden in überlieferten Geſängen dem Gedächtniſſe einzuprägen, darin beſtand die Bildung eines jeden Freien. War dies nicht eine Literatur, ſo war es doch Poeſie zu nennen; eine Fülle epiſchen Lebens durchſtrömte die gedrängten balladenartigen Lieder, welche die älteſten Weiſen deutſcher Poeſie waren. Obgleich die Deutſchen auch in der heidniſchen Zeit mit Buchſtabenſchrift nicht ganz unbekannt waren, ſondern Runen hatten, von denen in den älteſten Alphabeten noch einige Spuren geblieben ſind, ſo ſind ſie doch ſchwerlich zur Aufzeichnung von Liedern gebraucht worden; vielmehr pflanzten dieſe ſich durch Tradition fort. Wie groß die Gedächtnißkraft im Jugendalter der Völker iſt, davon giebt uns die Geſchichte der Poeſie viele ſtaunenerregende Beiſpiele; man braucht nur daran zu erinnern, welch eine Maſſe epiſcher Geſänge noch jetzt z. B. in Finnland und Serbien, im Munde des Volkes, ohne Hilfe der Schrift fortlebt. Indeß darf man ſich dieſe Tradition nicht bloß in paſſivem Verhältniß zur Sage denken: die Sage ſelbſt wächſt durch Tradition. So lange das Volksleben jung und friſch, ſo lange es wahrhaft epiſch iſt, ſetzt die Sage fort und fort neuen Stoff an, verſchmilzt Altes und Neues und geſtaltet es nach der Weltanſchauung einer andern Zeit um. Woher der erſte Keim, das entzieht ſich allem menſchlichen Scharfſinn: und wenn ein namhafter Sagenforſcher geneigt iſt,

den Hauptheldeu unſers Volksepos, Siegfried, aus der aſiatiſchen Urheimath der Germanen mit herüberziehen zu laſſen, ſo räumt er damit nur ein, daß die Sage weiter und weiter in die Urzeit hinaufweiſt, und daß überhaupt Niemand den Punkt zu finden vermag, wo die erſte Schneeflocke ſich löſte, welche, zur Lawine angewachſen, ins Thal niederſtürzt. Ein hypotheſenreiches Geſchäft iſt es, die Zuſammenfügung der Elemente der Sage nachzuweiſen und die Gebiete des uralten Mythus und der hiſtoriſchen Erinnerung zu ſondern. Wo der Eine nichts als Götter und mythiſche Helden ſieht, findet der Andere nichts als hiſtoriſche Perſonen. Von den Anhängern der hiſtoriſchen Auslegung wird der Punkt am Häufigſten überſehen, daß die Sage, welche neben der Geſchichte ſich bildet und ſie überall als ihr Schatten begleitet, nicht bloß durch Entſtellung und phantaſievolles Ausſchmücken der Thatſachen entſteht, ſondern eben ſo ſehr durch Übertragung älterer Sage auf Perſonen einer ſpäteren Zeit. Die älteſte mythiſch-religiöſe Geſtalt der Sage bleibt daher ihr Kern, trotz aller hiſtoriſchen Zuthaten; dieſe geſtalten ſich nach jener um, nicht aber umgekehrt, und am Wenigſten kann man einräumen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die älteſten deutſchen Sagen in Vergeſſenheit gerathen ſeien und aus den geſchichtlichen Ereigniſſen eine neue Sage ſich gebildet habe, die weiter und weiter von dem Thatſächlichen abgewichen ſei. Im Gegentheil, wir können uns die Sage nicht alt genug denken. Sie iſt da, ſobald das Volk aus der bewußtlos dahinbrütenden Dumpfheit und Stumpfheit des Sinnes erwacht. Völker, wie die Lappen, haben keine Sage; gleichgiltig ſpinnen ſich ihnen die Tage fort, einer iſt wie der andere, ein Jahrhundert wie das andere. Eine ſolche Exiſtenz haben die Germanen niemals gekannt, am Wenigſten ſeitdem ſie ſich ihre Wohnſitze in Europa erobert hatten. Sollten nicht Erinnerungen aus jenen

älteſten Wanderfahrten und Kämpfen in der Sage fortgelebt haben? Sollten wir nicht in den Rieſen- und Drachenkämpfen, von denen die vorhandenen Heldenſagen voll ſind, Spuren der älteſten Kulturzuſtände des Volkes erkennen, das den Boden erſt mühſam der feindlich widerſtrebenden Natur und den Unthieren der Wildniß abgewinnen mußte? — Die Völkerbewegungen, die wir unter dem Namen der großen Völkerwanderung zuſammenfaſſen, waren für die Sage ganz beſonders productiv und gaben ihr neuen Trieb des Wachsthums, ſo daß ſie auch für die Sagenbildung Epoche machten. Es eröffnete ſich eine größere Bühne der Weltgeſchicke und der Heldenthaten, raſch erhoben ſich mächtige Reiche und ſtürzten wiederum unter großen Erſchütterungen zuſammen. Jahrhunderte hindurch ward geſungen von Attila, von Dietrich und Alboin, den gewaltigen Herrſchern, ja der poetiſche Schimmer dieſer Lieder hat noch ſeinen Widerſchein in den Erzählungen der Geſchichtsbücher. Wir dürfen annehmen, daß die nationale Heldenſage zu der Zeit, als Karl der Große epiſche Lieder ſammeln ließ, ihrem Stoffe nach abgeſchloſſen war. Sammlungen ſind überall in der Literatur ein Rechnungsabſchluß mit der Vergangenheit; ſie ſtehen an den Ausgangspuncten der Literaturperioden. Jene ſchriftliche Aufzeichnung iſt ein Beweis, daß der lebendige Bildungstrieb der Sage aufgehört hatte, und man nun bemüht war, das Vorhandene zu erhalten. Wenn dazu die Schrift allerdings beigetragen hat, ſo ſind doch auch die Nachtheile, die ſie der Sage brachte, nicht unerheblich. An die Stelle des lebendigen Geſanges trat mehr und mehr das Vorleſen, ſowie das ſtumme Leſen; die Erweiterung und Umgeſtaltung der Sage war nicht mehr die faſt unbewußte That der Phantaſie des begeiſterten Sängers: ſondern in einſamer Zelle ward ſie ausgeſonnen, ſicherlich nicht zur Verbeſſerung der Sage. Geiſtliche, die ſich

etwa noch mit den Heldenſagen beſchäftigten, waren vornämlich bemüht, die Anklänge an das Heidenthum zu tilgen. Aus übergroßem chriſtlichen Eifer oder beſchränkter ſittlicher Weltanſicht zerſtörten ſie manche ſchöne Züge oder erweiterten die Sage durch unpaſſende Einſchiebſel, ſo daß Widerſprüche und Nachläſſigkeiten ſich einſchlichen, welche auch die beſten Bearbeitungen der deutſchen Heldenſage in der ſpäteren Zeit, z. B. das Lied von den Nibelungen, entſtellen.

Zu derſelben Zeit nämlich, als der Strom der Wanderungen ſich von Norden und Oſten nach Süden und Weſten wälzte, zog ihm die neue Lehre des Chriſtenthums entgegen, welche auserſehen war, im Bunde mit germaniſcher Sitte die europäiſche Menſchheit zu einer neuen geiſtig ſittlichen Kulturentwicklung hinzuführen. Daß das Heidenthum nur allmälig und langſam dem Chriſtenthume wich, kann nur die Beſchränktheit auf Rechnung eines rohen, wilden Sinnes, der dieſem nicht zugänglich geweſen ſei, ſchreiben wollen. Der Grund liegt darin, daß die alte Sitte, das alte Recht und die Volksfreiheit mit der Religion der Väter emporgewachſen waren; der alte Glaube war ein geheiligtes Erbtheil, weil mit ihm die Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, der Heldengeſang, der in Aller Munde lebte, aufs Innigſte verknüpft waren. Dieſe Anhänglichkeit an das, was den Altvordern für heilig gegolten hatte, äußert ſich oft auf rührende Weiſe; nur wo der Knechtsſinn herrſchte, wie z. B. in Litthauen, mochte das Verſprechen eines neuen Rockes hinreichen, um das Volk ſchaarenweiſe in die Kirchen zu treiben. Glaubensboten und Geiſtliche behandelten daher in Germanien das Heidniſche möglichſt ſchonend und ſuchten das Profane durch chriſtliche Einkleidung und Deutung mehr zu verhüllen, als zu vernichten: wovon die Geſchichte der Literatur nicht minder eclatante Beiſpiele vorführt, als die Geſchichte der Kirche.

Auch griff man vom Beginn der Verbreitung des Chriſtenthums an zu dem edelſten Bekehrungsmittel, durch die geiſtige Macht einer chriſtlichen Literatur auf Überzeugung und Bildung des Volkes einzuwirken. Hiemit tritt die deutſche Literatur in ihr zweites Stadium, die geiſtliche und kirchliche Literatur, die wir indeß nur in parallelem Fortlauf neben der Volkspoeſie zu faſſen haben. Von Ulfila bis zu den geiſtlichen Dichtern des zwölften Jahrhunderts breitet ſie ſich über den weiten Raum von Jahrhunderten aus. Bibelüberſetzungen, Auslegungen, Gebete ſind die Productionen dieſer Literaturgattung. Nur einmal, in Folge der erneuten Liebe zum epiſchen Volksgeſange, welche Karl der Große hervorrief, berührte ſie ſich inniger mit dem Volksepos. Dieſem entlehnte die geiſtliche Dichtung die Kunſt epiſcher Erzählung und ließ ſich in einen Wettkampf ein, dem wir namentlich das altſächſiſche Evangelienbuch, den ſogenannten Helyand, ſowie die Bearbeitung evangeliſcher Geſchichte von Otfried verdanken. In dem Bruchſtück einer Dichtung vom Weltende erkennen wir, daß dieſe Annäherung ſich ſelbſt über die Form hinaus auf Anſchauung und Inhalt erſtreckte. Nach der karolingiſchen Zeit gehen beide Literaturrichtungen wieder aus einander. Eine weite Kluft trennte die Schreibenden vom Volke. Die lateiniſche Sprache war mit geringer Ausnahme die Sprache der Literatur: ſie paßte zu ihrer klöſterlichen Abgeſchiedenheit und Abgeſtorbenheit.

Wenngleich die Geſchichte der Literatur an den beiden Jahrhunderten der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer raſch vorübergeht, ſo waren dieſelben doch für Deutſchlands Kultur keine verlorene Zeit. Oft, wenn das Wort verſtummt, tritt die That, der mächtige Herr der Geſchichte, in das Volksleben hinein, neue Verhältniſſe werden erſchaffen, ja plötzlich erſcheint ein neues Zeitalter, erfüllt von einer andern Ideenwelt, welche

noch langſam und mühſam nach dem rechten Worte ſucht und eine neue Sprache ſich erſt zurichten muß. Einen ſolchen Umſchwung macht nicht die Literatur durch ſich ſelbſt; ſie zeigt ſich hier in ihrer Abhängigkeit von dem geſchichtlichen Proceß, der auf andern Gebieten des Nationallebens entſchieden wird. Nur von dieſem Standpunkte aus läßt ſich begreifen, wie nach einer dürftigen Literaturperiode unſere Poeſie im Zeitalter der hohenſtaufiſchen Kaiſer ihre Flügel ſo herrlich entfalten und ſich ſo raſch zu einer Höhe aufſchwingen konnte, auf der ſie noch die Bewunderung der fernſten Nachwelt erregt. Als das Centrum dieſer neuen Lebensregungen, als die Sonne des Zeitalters, um die eine flimmernde Sternenwelt kreiſt, haben wir die Kreuzzüge anzuſehen: nicht, als hätten wir alles Hohe, was die Zeit hervorbringt, Alles, was ſie im Tiefſten erregt, lediglich auf ihre Rechnung zu ſetzen; allein es ſteht im engſten Zuſammenhange mit ihnen, ſo daß man ebenſo berechtigt iſt, die Kreuzzüge als den Ausgangspunkt ſchon eingeleiteter Beſtrebungen und Bewegungen zu bezeichnen. Das Große in der Geſchichte, die Begeiſterung der Völker, bedarf einer langen und ſtillen Vorbereitung, ſo kurz auch dieſe ſchönſten Momente im Völkerleben ſein mögen; denn nur allzu raſch geräth es wieder in das träge Gleis der Alltäglichkeit. Laſſen wir uns jedoch durch das Zauberlicht, womit die Phantaſie jene Zeiten ſchmückt, nicht verleiten, eine Wiederherſtellung jener Verhältniſſe zu wünſchen oder zu verſuchen; es hieße die Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit verkennen, wollte man glauben, aus dem Grabe der Vergangenheit die Leichen verſchwundener Zeiten wiedererwecken zu können. Erſt die ſelbſtändige, urſprüngliche Begeiſterung eines Zeitalters für das, was es als das Höchſte, als das Göttliche erkannt hat, die Hingebung an ein Streben für ein Edleres und Höheres, als das

eigennützige Wirken des Tages, dies erſt iſt der belebende Odem, der über den Gräbern der Zeit weht. Weil die Kreuzzüge nicht das Heergebot eines Eroberers waren, weil ſie einer Idee galten, die mehr als ein Traum war — denn nichts verdient ſo zu heißen, wofür große Männer lebten und ſtarben —: dadurch verbreitete ſich ihre geiſtige Einwirkung bis in die unterſten Schichten des Volkes. Tauſende von Heerſchaaren traten aus dem Einerlei der engumgrenzten Heimath; der Orient eröffnete eine ungekannte Welt der Wunder, und das Neue wirkte auf die ſchon durch Ahnung erregte Phantaſie mit aller Stärke des erſten friſchen Eindruckes. Was in Sagen und Geſchichten aus ferner Vergangenheit nachklang, ſah man hier zu wahrhafter Erſcheinung werden. Die Grenze zwiſchen dem Natürlichen und Wunderbaren war gehoben, der Himmel ſchien auf die Erde niederzuſteigen, ſeine Heerſchaar ſich in die Reihen der Kämpfer zu ſtellen und den frommen Beter zu umſchweben, der mit beneidenswerther Inbrunſt am heiligen Grabe niederſank. Wer nicht mitgezogen war, hing doch an den Erzählungen der Heimgekehrten und richtete mit ſeinen Gebeten ſeine Sehnſucht nach der heiligen Stätte und jener Welt der Thaten, welche ſie glänzend umgab. Standen gleich die Deutſchen an ritterlich romantiſcher Erregbarkeit ihren weſtlichen Nachbarn nach, ſo hatten ſie dagegen das erhebende Bewußtſein, dem erſten Reiche der Chriſtenheit anzugehören, die weltgebietende Nation zu ſein. Und nicht bloß nach außen war das Reich mächtig und geehrt: auch im Innern beſtand eine wohlgegliederte Einheit. Städte blühten auf, in denen ein thatkräftiger, gewerbfleißiger Bürgerſtand emporſtrebte; die Ariſtokratie des Ritterſtandes und der Geiſtlichkeit war noch zugleich eine Ariſtokratie des Geiſtes, ſie widerſtrebten nicht den Ideen der Zeit, ſondern waren ihre Vertreter und Förderer. Auch die Geiſt-

lichen haben an der neuen Literaturepoche großen Antheil; ſie bereiten ſie vor und leiten ſie ein. Noch bis um die Mitte der Regierungszeit Friedrichs I. haben die uns überlieferten Gedichte Geiſtliche zu Verfaſſern. Da gleichzeitig die Volkspoeſie mit dem neuerwachten Volksleben neuen Aufſchwung nahm und die »fahrenden Sänger« die alten Sagen wieder lebendig werden ließen, ſo trat wiederum die wohlthätige Berührung zwiſchen Volkspoeſie und geiſtlicher Dichtung ein. Die Geiſtlichen lernten von der Erzählungskunſt der fahrenden Volksſänger; ſtatt bibliſcher Erzählungen und erbaulicher Betrachtungen brachten ſie einen Vorrath von Legenden und belehrenden Erzählungen, größtentheils nach lateiniſchen Unterhaltungsbüchern, an denen Italien damals Überfluß hatte. Bald nach **1270** erfolgt eine totale Umgeſtaltung in Folge des Eindringens der franzöſiſchen Rittergedichte, an denen einige deutſche Fürſten und Ritter anfingen, Gefallen zu finden. Anfangs waren es auch hier die Geiſtlichen, welche ſich als Überſetzer und Bearbeiter den Fürſten gefällig erwieſen. Als Heinrich der Löwe **1173** von ſeiner Kreuzfahrt heimgekehrt war, bearbeitete der Pfaff Konrad ihm zu Liebe das Rolandslied nach einem franzöſiſchen Originale, die Erzählung von dem Zuge Karls gegen die Ungläubigen und dem Heldentode Rolands im Paß bei Roncéval. Als aber Heinrich von Veldeke **1190** ſeine Äneide vollendet und dadurch den Anſtoß zur deutſchen ritterlichen Poeſie gegeben hatte, ſo ſahen die Geiſtlichen ſich von den Laien überflügelt und wagten auf dieſem Gebiet nicht länger den Wettkampf. Heinrich von Veldeke iſt ſomit der Verkündiger einer neuen Literaturperiode: »er impfte, ſagt Gottfried von Straßburg, das erſte Reis in deutſcher Zungen:« dermaßen, daß alles Frühere über ihm vergeſſen ward. Seine Äneide hatte mithin für ihre Zeit dieſelbe Bedeutung für die Literatur, wie vor faſt hundert Jahren das Erſcheinen der erſten Geſänge

von Klopſtocks Meſſiade; ſie war gleichfalls die Morgenröthe eines neuen Tages. Iſt auch der poetiſche Werth ſeines Gedichtes im Vergleich zu den Leiſtungen ſeiner größeren Nachfolger, Hartmanns von der Aue, Gottfrieds von Straßburg, Wolframs von Eſchenbach, nicht hoch anzuſchlagen, ſo hat es doch ſchon alle Grundzüge, welche man ſpäter als das Weſen der ritterlichen Dichtung feſthielt, Ritterſitte und ritterliche »Minne,« welche hier Held Äneas mit aller Etikette eines wohlerzogenen Ritters der Lavinia darbringt. Er beginnt ſomit die Reihe der eigentlichen »höfiſchen« Dichter, welche von jetzt an die höchſte Stelle unter den Dichtern in Anſpruch nehmen. Doch blieben auch dem Volke ſeine Dichter, wenn auch jene vornehm auf ſie herabſahen; ja gerade dieſe Volksdichter haben ein Verdienſt voraus, das Feſthalten an deutſcher Heldenſage, während die höfiſchen Dichter den aus Frankreich herübergekommenen Ritterſagen huldigten. Die höfiſche Poeſie zieht übrigens inſoweit die Volkspoeſie nach ſich, daß die Beſſeren unter den Volksſängern ſich die gebildetere Dichterſprache der Dichter der Höfe zu eigen machten; aus den Händen ſolcher Sänger erhielten wir z. B. das Nibelungenlied, das an Reinheit der Sprache keinem der Rittergedichte nachſteht. Auf dieſem Wege bildete ſich um 1200 eine Allen gemeinſame Dichterſprache — das Mittelhochdeutſche — aus den ſüddeutſchen Mundarten Schwabens, Baierns und Öſtreichs, derjenigen Landſchaften, in welchen Ritterſitte und Rittergeſang auf lange eine Stätte fand. Daß in dieſer Ritterdichtung das lyriſche Element überwiegend war, erklärt ſich aus dem Gefühls- und Phantaſieleben jener Zeiten, welches eine reine Objectivität des Epos nicht mehr geſtattete und in dem Minnegeſange die Lyrik als beſonderen Zweig der Dichtung neben die erzählende Poeſie ſtellte. Wenn auch die ältere Volkspoeſie ſchon Liebeslieder hatte, ſo geſtaltete

ſich doch etwas ganz Anderes daraus, als die Poeſie der Höfe die Liebesromantik, den ritterlichen Frauendienſt zum Mittelpunkt der lyriſchen Empfindung machte; die höfiſche Lyrik tritt uns plötzlich wie ein blühender Frühling entgegen, den Feengärten gleich, welche, nach der Erzählung romantiſcher Sage, auf Einen Wink entſtehen. Dieſe Lieder ſind die zarten Blüten eines geheimnißvollen Gefühlslebens: es ſinnt nicht nach über die Löſung ſeiner Räthſel, es ſucht außer ſich nach einem Wiederhall, einem Abbild. In dem weiblichen Auge ſieht das Gemüth des Dichters Alles wiedergeſpiegelt, was es Höchſtes kennt und nennt; die mit den Reizen des Frühlings geſchmückte Natur giebt dem Herzen Antwort, ihre Blumen, ihre Vögelchöre deuten die Träume der Sehnſucht. Dies liebevolle Verſenken, dies myſtiſche Schmelzen in der heitern Frühlingswelt iſt vornämlich dem Minnegeſang der beſten Zeit eigen. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts iſt ſeine rege Lebensfülle bereits verſchwunden; auf das Grab Ulrichs von Liechtenſtein legt er ſeine Leier nieder. »Welt! du trauerſt allzu ſehr!« ſo ruft Ulrich mit letztem Klagelaut aus: »Lieblichkeit war deine Krone, da man rang nach Weibes Lohne; die haſt du geworfen ab!«

Die Geſchichte iſt die große Elegie der Menſchheit. Auf allen ihren Blättern lehrt ſie uns die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit irdiſcher Erſcheinungen. Allein wie der wunderthätige Speer, von dem die griechiſche Sage erzählt, heilt ſie auch die Wunde, die ſie ſchlägt; ſie giebt uns zugleich die tröſtende Lehre, daß, ob auch blüthenvolle und fruchtreiche Kulturperioden welken und dahinſchwinden, doch der göttliche Geiſt, welcher die Menſchheit beſeelt, immer wieder zu neuen Bildungsformen fortarbeitet. Wie langſam auch und in wie unſcheinbarer Stille ſeine Pflanzung ſich zur Reife vollende: es

geht doch kein Keim verloren, der nur überhaupt Lebenskraft in ſich getragen. Durch Windungen, die dem irdiſchen Auge oft wie Irrgänge oder gar Rückſchritte erſcheinen, geht der Weg aufwärts zum Ziel. Obwohl alle Perioden der Geſchichte eigentlich Übergangsperioden ſind, weil es in ihr keinen Stillſtand giebt, ſo kommt dieſe Benennung doch vorzugsweiſe den Zeitabſchnitten zu, in denen eine Kultur, welche einen beſtimmten Charakter harmoniſch ausgebildet und daher ein geſchloſſenes Ganzes dargeſtellt hatte, ſich auflöſt, und wo in Folge der hinzutretenden neuen Bildungselemente neue Richtungen und Zwecke ſich geltend machen: bis endlich auf die Gährung wieder die Klarheit folgt und jene Harmonie hergeſtellt wird, welche dem Handeln Kraft verleiht und die großen Epochen der Völkergeſchichte ſchafft. Eine ſolche Übergangsperiode ſind die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters, eine Zeit der Zerrüttung der bisherigen Verhältniſſe, welche von dem Glanz der vorangegangenen Periode nur einen ſchwachen Schimmer bewahrte: eine Zeit, die auf den erſten Blick als ein Chaos verworrener und vergeblicher Beſtrebungen erſcheint. In der Regel haben die, welche dieſe Zeit darſtellten, ihr Antlitz nach der Vergangeheit gewendet und ſchildern ſie mit der melancholiſchen Stimmung, welche der Anblick von Ruinen in uns erweckt. Der Geſchichtſchreibung jedoch geziemt es mehr, in die Zeiten vorwärts zu ſchauen und, von dem Reiz des Untergehenden unbeſtochen, die Keime einer neuen Bildungsepoche aufzuſuchen und deren verborgenes Wachſen und Gedeihen zu verfolgen. Richten wir vom Ausgang des Zeitalters der Kreuzzüge den Blick vorwärts auf die werdende neue Zeit, ſo zeigt ſich uns dieſer Zeitabſchnitt in einem minder unerfreulichen Lichte, ſogar mitten in der Verwirrung der öffentlichen Zuſtände begrüßen wir an manchem herrlichen Vorzeichen den Flügelſchlag der Freiheit einer neuen Zeit. Ein ruhmgekröntes

Ritterthum, eine Geiſt und Gemüth der Völker mächtig erregende Hierarchie gehen unter in Verderbniß und Roheit: aber dafür auch die von ihnen bisher niedergehaltenen und bevormundeten Stände erheben ſich um ſo freier und das ſtrebſame Bürgerthum bildet von jetzt an des Volkes edelſten Kern. Auch in der Wiſſenſchaft bricht ſich ein freieres Streben Bahn: und endlich, als ſie die alten Feſſeln ſprengt und dem tüchtigen Bürgerſinn die Hand reicht, entſteht mit der Reformation eine Bewegung des Nationalgeiſtes, welche an Kraft der Begeiſterung der Epoche der Kreuzzüge vergleichbar iſt. Dürfen wir noch fragen, auf welcher Seite der höhere Zweck, das reichere geiſtige Leben war? Nur die Oberflächlichkeit hat der Reformation den Vorwurf machen können, daß ſie uns um unſere romantiſche Poeſie gebracht habe. Zuvörderſt ließe ſich erwiedern, daß die Romantik zwar herrlich und ſchön iſt als Reſultat einer enthuſiaſtiſch aufgeregten Zeit, daß ſie aber verderblich wird, wenn ſie dauernd die Geſammtbildung des Volkes beherrſchen will. War die religiös ſittliche und wiſſenſchaftliche Wiedergeburt nur mit dem Untergange der romantiſchen Poeſie zu erkaufen, ſo hat Deutſchland das beſſere Theil erwählt. Man kann übrigens mit noch mehr Wahrheit behaupten, daß der Verfall der ritterlichen Poeſie den reformatoriſchen Beſtrebungen vorausging und dieſe ſelbſt nur die Schlingpflanzen der Romantik, abergläubiſche Legenden und ſittenloſe Romane, vernichteten. Die Überreſte des Meiſtergeſangs haben längſt alle nationale Bedeutung verloren, ſo daß kaum zu begreifen iſt, wie man dieſe Literaturperiode die der Meiſterſänger hat nennen können. Es iſt die Zeit der Volkspoeſie, wie ſie das goldene Zeitalter des deutſchen Bürgerthums iſt. Unmittelbar aus dem Volksleben entſprang eine friſche Quelle ächter Poeſie. Volkslieder, belehrende Erzählungen, Fabeln und Schwänke ſind der getreue Spiegel,

beides der regen Thatkraft und der tiefen Gemüthlichkeit, welche die Mauern der deutſchen Städte in ſich ſchloſſen. Der Reiz dieſer Volkspoeſie liegt in der Naturwahrheit, an der es der Romantik ſo oft gebricht. Alles ſteht in Beziehung zum Leben. Volkslieder begleiten uns durch alle Wechſelfälle des menſchlichen Daſeins; Erzählungen der mannigfaltigſten Art führen uns in alle Verhältniſſe der damaligen bürgerlichen Exiſtenz ein und zeugen von dem treuen Feſthalten an Recht und biederer Sitte, von einem klaren ſittlichen Bewußtſein, das ſich durch eine ausgebreitete Lebenserfahrung gebildet hatte. In den Schwänken und ſatiriſchen Volksdichtungen dämmert das Licht der heranziehenden helleren Zeit; ſie decken die Verirrungen und Widerſprüche des ſittlichen Lebens mit derber Offenheit auf, und gerade die gealterte Kirche mit ihrem ſcheinheiligen Ceremoniendienſt, ihrem ſündigen Pfaffenweſen wird von ihnen am Wenigſten geſchont. Theilweiſe ſind ſie daher Vorboten der ſittlich religiöſen Umwälzung, welche die Reformation ins Leben rief, und ſie begleiten daher auch deren Kämpfe. — Die deutſche Proſa endlich, welche jenes Zeitalter erſt recht geſchaffen hat, iſt nicht minder eine Volksliteratur. Die Scholaſtik verſchanzte ſich hinter lateiniſchen Formeln; ans Volk aber wandten ſich die begeiſterten Volksredner, welche die Religion wieder als Sache des inwendigen Menſchen auffaßten und durch deutſche Predigt, deutſche Erbauungsſchriften dem todten Cermoniendienſt, dem Verderbniß des kirchlichen Lebens entgegenarbeiteten.

Als nun endlich auch das wiſſenſchaftliche Streben durch das neu belebte Studium des Alterthums mit jugendlichem Eifer beſeelt ward, als die Fackel geiſtiger Freiheit aus den dumpfen Räumen einer abgeſtorbenen Gelehrſamkeit das Dunkel verſcheuchte und ihr altes Rüſtzeug in ſeiner ganzen

Armſeligkeit erſcheinen ließ: da gewannen die Männer des Fortſchrittes einen weiten und weiteren Kreis im Volke, einen feſteren Haltpunkt. Das ſechzehnte Jahrhundert brach unter heitern Ausſichten an. »O Jahrhundert!« rief Ulrich von Hutten entzückt aus: »die Geiſter erwachen! es iſt eine Luſt zu leben!« Dies neue Geiſtesleben hat die Reformation aus ſich geboren; ſie iſt nicht die Erfindung einzelner lebhafter Köpfe, die eine neue Kirche an die Stelle der alten zu pflanzen unternommen hätten — eine höchſt beſchränkte Anſicht! Die Reformatoren ſind nur die Träger des Geiſtes ihres Jahrhunderts; noch unbewußt der unermeßlichen Folgen ihrer erſten Schritte, werden ſie von dem, aus dieſem Geiſte ſtammenden Drang des Innern auf die Bahn hingeführt und von einem Schritt zum andern gleichſam vorwärts geſchoben. Ihr Ruhm iſt, den Kampf männlich durchgekämpft und, von Eigennutz und Selbſtſucht fern, als getreue Arbeiter dem großen Werk, zu dem ſie berufen waren, ihr Leben, ihre Kräfte raſtlos gewidmet zu haben. Luthers Verdienſt iſt nicht, neue Entdeckungen im Reich der Wiſſenſchaft gemacht oder Anſichten begründet zu haben, die kein Denker vor ihm aufzuſtellen vermocht hätte: Aber — er ward der Mann des Volkes! Er hat das Licht, das aus der Zelle des Gelehrten ſich nur noch ſchüchtern hervorgewagt hatte, offen durch die Welt getragen, hat ſeine Strahlen auch in die niedere Hütte dringen laſſen und das geſammte Volk erleuchtet und erwärmt. Die Schranken mußten fallen, die noch den Gelehrten vom Volke trennten, der letzte Überreſt ſcholaſtiſcher Geheimnißkrämerei, die ausſchließliche Herrſchaft lateiniſcher Gelehrtenſprache mußte entfernt werden. Die Mutterſprache ward die Vermittlerin zwiſchen der Gelehrſamkeit und der Volksbildung, und zwar jene völkerbewegende Gewalt der Rede, die, aus der

innerſten Seele hervordringend, alle Herzen mit ſich fortreißt, der Ausdruck desjenigen, was Tauſende dunkel fühlen und wollen, ohne des bezeichnenden Wortes inne geworden zu ſein. Dieſe Gewalt der Rede beſaß Luther, wie ſelbſt ſeine Widerſacher nicht zu beſtreiten wagen. Sein Charakter, deſſen Kraft aus der Wahrheit ſtammte und durch die Liebe erwärmt ward, beſeelt ſeine Rede; auch in ſeine Bibelüberſetzung iſt er übergegangen, ja der ganzen Sprache hat er ein neues Leben eingehaucht. Nach dieſem charaktervollen Streben iſt Luther, ſind die Reformatoren überhaupt zu beurtheilen. Sie waren beſcheiden genug, eine Unfehlbarkeit für ſich nicht in Anſpruch zu nehmen und weit davon entfernt, ihren Buchſtaben der Nachwelt aufdringen zu wollen. Das Recht der freien Forſchung iſt das Princip des Proteſtantismus, das, wenn auch eine Zeitlang die geiſtige Freiheit abhanden gekommen zu ſein ſchien, immer von neuem das ſchlummernde Leben wieder erweckt hat und auch künftig wecken wird.

Ungeachtet der erſten vielverſprechenden Anfänge hat uns die Reformation in ihrem erſten Stadium doch keine claſſiſche Literatur gebracht; ſie hat ſie uns erſetzt im verfloſſenen Jahrhundert, deſſen Literatur lediglich eine Frucht des Proteſtantismus iſt. Im ſechzehnten Jahrhundert brachten um eine vielſeitige, geiſtbelebte Literatur uns vornämlich die Streitigkeiten der Theologen, in denen ſich die geiſtige Kraft aufrieb; die Ruhe, die am Ende des Jahrhunderts eintrat, war nicht die bewußte Sammlung der neugewonnenen geiſtigen Kraft, ſondern eine geiſtige Ohnmacht, welche ſich durch ſtarres Anklammen an die Looſungsworte der Partei zu verbergen ſuchte. Mit dem Sectengeiſte wich der lebendige Hauch aus der proteſtantiſchen Literatur, während über den katholiſchen Theil Deutſchlands der Jeſuitismus ſeine dunkle Decke breitete. Für dieſe Rück-

ſchritte iſt nicht die Reformation als ſolche verantwortlich zu machen, ſondern die ihr nicht ohne einzelne Erfolge entgegenarbeitende Reaction, deren Zweck die Sklaverei des Geiſtes, die Unterwerfung unter den todten Buchſtaben war. Von der regen geiſtigen Bewegung blieben, auch bei den Proteſtanten, bald nur Formen übrig, aus denen der Geiſt ihrer Begründer gewichen war; ihre Errungenſchaft ward ein von den Gelehrten bewachter todter Schatz, an deſſen Beſitz die Nation auf lange Zeit kaum betheiligt zu ſein ſchien. Glück genug, daß die deutſche Bibel und das Geſangbuch, die beiden Stützen ſittlich religiöſer Volksbildung, dem proteſtantiſchen Theil der Nation nicht wieder entzogen werden konnten! Das Ergebniß des Reformationszeitalters macht es aufs Neue offenbar, daß es unmöglich iſt, ein Reich der Ideen dauerhaft zu gründen neben politiſcher Zerfallenheit und Schwäche. Woher ſollte noch Erhebung des Nationalgeiſtes kommen, ſeitdem die Fürſten über kleinliche Intereſſen haderten, ſeit die blühenden Handelsſtädte im Norden und Süden dahinſanken und, vom Reiche ſchutz- und hilflos gelaſſen, den mit friſcher Kraft emporſtrebenden Seeſtaaten des Weſtens den Welthandel überlaſſen mußten? Wo blieb die geprieſene Kraft und Hoheit der deutſchen Nation, als ein verwüſtender Krieg, angeſchürt und längſt herbeigewünſcht von Solchen, die für Deutſchlands Wohl keine Liebe im Herzen trugen, ſondern nur für Rom und ihres Ordens Herrſchaft — als der dreißigjährige Krieg den letzten Reſt deutſchen Wohlſtandes zertrat? als Scharen von Fremden das Land ausbeuteten und des Volkes letzte Heiligthümer, ſeine Sitte und ſeine Sprache, verunreinigten? Nur an Kirchenliedern mochte jene Drangſalszeit ergiebig ſein. an Kreuz- und Troſtesliedern, an Grabgeſängen, in denen die lebensmüde Stimmung die Erde nur als die Heimath des Jam-

mers ſchildert und ſchon das Daſein dem Menſchen als Sünde anrechnet.

Zu dieſen allgemeinen Urſachen des Sinkens der Volksbildung treten noch mehre beſondere hinzu, die ſich auch in andern Ländern Europas mehr oder minder geltend machen. Die immer ſchärfer hervortretende Abſonderung der Stände machte ein energiſches Zuſammenwirken unmöglich; ſelbſt die Gelehrten lebten nicht mehr in und mit dem Volke, vielmehr blickten ſie gern nach oben und ſtellten ſich dem Volke, als der ungebildeten, bevormundeten Maſſe, gegenüber. Die Büreaukratie, ſeit den Zeiten Philipps von Spanien Regierungsmaxime, entzog dem Volke alle und jede Theilnahme an ſeinen eigenen Angelegenheiten; kein anderes Intereſſe an dem, was vorging, blieb ihm, als die Sorge um die Nothdurft des Lebens. Kein Wunder, daß in ſolch einer Exiſtenz des Volkes kein Funke von Poeſie blieb, daß ſolch ein Volksleben auch kein Stoff mehr für den Dichter war. In den gelehrten Kreiſen und Hofcirkeln, wo man noch von Dichtkunſt redete, ging es, wo möglich, noch unpoetiſcher zu; die Etikette maß jeden Schritt und ſelbſt die Pulsſchläge des Herzens gewöhnten ſich an ein geregeltes Tempo. Auf Hochzeiten, Begräbniſſe ꝛc. mochte man Lieder verfaſſen; was dagegen das eigene Herz bewegte, ward durch die von der Etikette aufgedrungene Uniform des geſammten Lebens eingeſchnürt und verhüllt; nur ausnahmsweiſe wagt ein Dichter in eigener Perſon andere als ſalonfähige Gefühle auszuſprechen. Die Kriegszeit iſt noch die einzige Periode, wo dichteriſche Talente, wenn auch vielfach beengt und mißleitet, zum Vorſchein kommen; die hundert Jahre nach dem weſtphäliſchen Frieden aber ſind die jammervollſte Periode unſerer Poeſie.

Als die Poeſie aus dem Leben verſchwunden war, blieb die der Bücher übrig; nicht das Bedürfniß des Herzens er-

zeugt ſie: ſie wird Sache der gelehrten Studien, der aus Büchern erlernten Regeln und der techniſchen Fertigkeit. Auf dieſem Wege war die Gelehrtenpoeſie bereits ſeit längerer Zeit, wiewohl ſo lange eine lebendige Volkspoeſie noch beſtand, nur als lateiniſche Dichtung. Erſt als jene ausſtarb und faſt funfzig Jahre hindurch, außer Kirchenliedern, kaum ein nennenswerthes Gedicht in deutſcher Sprache verfaßt war, that man den Schritt von der lateiniſchen zur deutſchen Gelehrtenpoeſie, ſo daß man dieſe neue Poeſie als auf dem Stamm der neulateiniſchen Dichtung gewachſen anzuſehen hat. Dieſe lateiniſche Dichtung war jedoch in Wahrheit nur eine, wenn auch mitunter mit großer Geſchicklichkeit gehandhabte Phraſenpoeſie; ſie ſteckte mit ihrem rhetoriſchen Pomp die geſammte Literatur des weſtlichen Europas an. Italiener, Franzoſen, Holländer waren darin den Deutſchen bereits vorangegangen. Die Deutſchen wählten ſich hier ihre Muſter und ſtellten unſere Literatur unter die Herrſchaft des Auslands. Das entwürdigende Anſchließen an die mit den Lobeserhebungen einer Sklavennatur geprieſenen Dichter der Fremde hält gleichen Schritt mit dem Verfall unſerer politiſchen Selbſtändigkeit, mit der Einführung fremder Sitte und Mode, welche, von den Höfen und dem entnationaliſirten Adel ausgehend, bald alle Stände ſich unterwürfig macht und das Nationalgefühl vollends erſtickte. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man ein Jahrhundert hindurch in der Poeſie nur eine Redeübung ſah, welche ſicher zum Ziele führe, wenn man nur die Regeln ſich einpräge und nach den gefeierten Muſtern ſich ſchule. Da alſo zu ſolcher poetiſchen Meiſterſchaft ſo wenig erfordert ward, ſo war man mit gegenſeitiger Lobpreiſung nicht ſparſam und beſtärkte ſich dadurch in der Selbſtzufriedenheit und dem behaglichen Bewußtſein, daß kaum die Zukunft Herrlicheres werde hervorbringen können. Bis auf Gottſcheds Zeit bilden die

Lobeserhebungen des Anhangs, der Dichterſchule, eine ſichere Mauer, an der der Pfeil des Tadels, wenn er ja geregt wird, wirkungslos abprallt. Ein ſolches Cliquenweſen iſt ſtets der Literatur verderblich geweſen; es ſchützt auch die verkehrteſten Richtungen, iſt tolerant auch gegen das Mittelmäßige und Schlechte, wenn es nur auf der beliebten Bahn einhergeht. Toleranz aber gegen das Schlechte gehört zu den ſchlimmſten Feinden des Guten, in der Kunſt ſo gut wie in der Sittlichkeit.

Indeß — was uns ſtreng macht gegen das Jahrhundert, macht uns mild gegen den Einzelnen, der ein Kind ſeines Jahrhunderts bleibt, wie reich auch die Gaben ſeines Geiſtes ſein mögen. Die Luft der Zeit, in der wir leben, iſt der Athem des Geiſtes: er haucht ſie aus, aber er zieht ſie auch ein; niemand kann geiſtig geſund ſein in einer krankhaften Zeit. Wenn wir auch zu dem Geſtändniß genöthigt ſind, daß bei den deutſchen Dichtern des ſiebenzehnten Jahrhunderts keine Poeſie im edelſten Sinne des Worts zu finden iſt, ſo anerkennen wir doch ihr Verdienſt um Sprache und Versbau, das um ſo größer iſt, je ſchwerer es war, ſich dem in die Proſa und die Converſation eindringenden Sprachverderbniß entgegenzuſtellen. Dies Verdienſt iſt es einzig, wodurch Martin Opitz, ſo wenig er ein Dichter im wahren Sinne des Wortes iſt, in der Geſchichte unſerer Literatur Epoche macht. Wir werden auch die Lyrik Einzelner, namentlich eines Paul Flemming und eines Paul Gerhard, in Ehren halten und das tiefpoetiſche Innere des Andreas Gryphius zu würdigen wiſſen, wenn er gleich, um Vollendetes zu ſchaffen, zu wenig Herrſchaft über die poetiſchen Mittel beſaß; er iſt uns ein Zeugniß, daß der Trieb der geſammten neueren Literatur zum Drama auch von den deutſchen Dichtern mitempfunden ward. Allein es blieb bei einzelnen Anſätzen und Verſuchen, weil

das Drama ohne einen Hintergrund im Nationalleben, ohne ein im Bewußtſein des Dichters lebendiges Gefühl nationaler Kraft und Einheit bei keiner Nation jemals Gedeihen gefunden hat.

Was in den nächſten funfzig Jahren nach Gryphius in deutſcher Poeſie verſucht ward, iſt oft durch ausgezogene Proben lächerlich gemacht worden. Doch darf man dieſer Geſchmacksverirrungen nicht bloß zu dieſem Zweck gedenken, ſo wenig wir ſie ſonſt in Schutz zu nehmen geſonnen ſein können. Auch ſie gingen aus einem dunkeln, doch richtigen Gefühl hervor, daß die Poeſie der Opitziſchen Schule ohne Phantaſie, daß ihre Sprache trocken und unmuſikaliſch ſei. Nun ſtrebte man darüber hinaus: aber bei gelähmter, ſchwungloſer Phantaſie konnte man es nur bis zu allegoriſchen Einkleidungen bringen, und zum Muſikaliſchen war die Sprache vollends verdorben. So blieb nur der rhetoriſche Pomp übrig, um Effect zu machen: mit dieſem malte Hoffmannswaldau die »erlauchten Flammen« und ſetzte in ſeinen Heldenbriefen der ſittlichen Verſunkenheit der Höfe und des Adels ein Denkmal, von dem die keuſche Muſe der deutſchen Poeſie ſich erröthend wegwendet — lieferte Lohenſtein, den rhetoriſchen Bombaſt auf die Höhe ſchraubend, in den Gemälden der Greuel- und Blutſcenen des römiſchen und türkiſchen Hofes effectvolle Reizmittel für die abgeſtumpften Nerven der herzloſen Zeit, in der er dichtete.

Von der franzöſiſchen Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. ging die heilſame Reaction gegen dies aufgedunſene Pathos aus; gegen 1700 begann ſie in Deutſchland dieſelbe Wirkung zu äußern, welche ſie auf die Literaturen faſt des ganzen Europas ausübte. Der Gegenſatz war auch in Frankreich ein ähnlicher; auch dort kämpfte die neuentſtehende Literatur gegen den unnatürlichen Schwulſt der älteren Schule.

An den franzöſiſch gebildeten Höfen zu Berlin und Dresden fand dieſer neue Geſchmack am Früheſten Eingang. Indeß vergingen Jahrzehute, ehe die deutſche Poeſie auf dieſem Wege wirkliche Erfolge errang, ja bis auf Hagedorn blieb ſie nur eine wäſſerige Proſa in Reimen. Es war die Zeit der Dictatur Gottſcheds, das von ihm geprieſene goldene Zeitalter unſerer Poeſie. Endlich erſchien die langzögernde Morgenröthe des neuen Tages: das Jahr 1740 iſt mit unvergänglichen Zügen auf die Tafel unſrer Literaturgeſchichte eingegraben.

Nach zwei entgegengeſetzten Grenzpunkten des deutſchen Landes wird unſer Blick hingezogen, Hamburg und der Schweiz. — In Hamburg war ein reges geiſtiges Leben, die Frucht des Weltverkehrs und des freien Bürgerſinnes, der verſchiedene Richtungen neben einander aufkommen ließ. Eine ſervile Hofpoeſie konnte hier keine Stätte finden; vielmehr ward Hamburg die Vermittlerin zwiſchen der vielſeitig anregenden engliſchen Poeſie. Brokes führte die Naturmalerei der Engländer bei uns ein; Hagedorn ward der Dichter des Frohſinns in Liedern und heitern Erzählungen, der Vater der Fabeln und Liederpoeſie, welche den Anfang machte, das Volk wieder zur Theilnahme an der Literatur heranzuziehen.

Die Schweiz hatte ſich lange Zeit von dem Mitwirken an deutſcher Literatur ausgeſchloſſen. Von der republikaniſchen Freiheit hatten die ariſtokratiſche Willkürherrſchaft, ſo wie kirchliche Engherzigkeit und Obſcurantismus nur noch den Namen übrig gelaſſen. Doch es umweht die Höhen der Alpen eine Fülle der Poeſie, daß ſie nicht aufhören kann an die Herzen derer zu klopfen, die zu ihnen hinaufſchauen, und ſie aus trägem Schlummer zu wecken. Aus dieſer hehren Umgebung haben die Naturgemälde von Drollinger und Haller, eingekleidet in das Gewand religiös ſittlicher Betrachtung, das Leben

und die Wärme empfangen, wodurch die Lehrdichtung der wahren Poeſie genähert ward. Wie in Baſel und Bern, regte ſich auch in Zürich ein höheres geiſtiges Streben. Bodmer und Breitinger traten zu einem erfolgreichen literariſchen Wirken zuſammen, welches, Anfangs in beſcheidener Stille, ſeit 1740 ſeinen Einfluß über ganz Deutſchland erſtreckte. Sie hatten von vornherein vor Gottſched das voraus, daß ſie nicht frühzeitig mit ſich abſchloſſen, ſondern Allem, was neues Leben verſprach, ihre Theilnahme widmeten und ihren Blick ſtets auf die Zukunft der Literatur gerichtet hatten. Das junge, noch ſchüchterne Talent ward von ihnen ermuntert und ermuthigt; Klopſtock und Wieland fanden hier offene Arme, ehe die Nation ſie ihnen öffnete. Weil ſie ihre Hand am Pulſe der Zeit hatten, ſo endete die berühmte Fehde, die ſich zwiſchen ihnen und Gottſched entſpann, mit deſſen völliger Niederlage. Doch iſt nicht bloß die geiſtige Beſchränktheit Gottſcheds Schuld, daß er ſeine Stellung zur Literatur nicht behaupten konnte: es iſt eben ſo ſehr ſeine moraliſche Schwäche, die ihn um ſein kunſtrichterliches Anſehen brachte und der Nachwelt ſelbſt die Anerkennung ſeines wirklichen Verdienſtes erſchwert. Dadurch, daß er die ſtudirende Jugend, die ſonſt in lateiniſcher Phraſeologie und ſcholaſtiſchem Formelweſen verkam, für deutſche Dichtkunſt gewann, hat auch er Antheil an der neuen Literaturepoche; denn nur jugendliche Kraft und Friſche vermögen eine gealterte Literatur zu verjüngen. Freilich entſprach ein ſolcher Erfolg ſeinen Hoffnungen nicht. — Auch für Preußen brach ein neuer Tag an mit der Thronbeſteigung Friedrichs des Großen; ſein Geiſt wehte wie Frühlingsodem über ſein in geiſtloſem Zwange erſtarrtes Land. Halle, Halberſtadt, Berlin wurden Mittelpunkte literariſcher Kreiſe; die Wirkſamkeit eines Gleim und Ramler dürfen wir nicht

nach ihren Poeſien, über die das Urtheil der Nachwelt nicht mehr ſchwankend ſein kann, berechnen. — Ich nannte die Stufen, auf denen Klopſtock und Leſſing, die beiden Regeneratoren unſerer Literatur, emporſtiegen.

Dieſer Umſchwung der Poeſie ward indeß nicht von innen heraus, bloß durch ſich ſelbſt, hervorgebracht. Die Umgeſtaltung deutſcher Wiſſenſchaft wirkte mächtig auf ſie zurück. — Während des ſiebenzehnten Jahrhunderts war die Wiſſenſchaft nicht minder geſunken, als die Poeſie. Das geiſtige Leben war erſtarrt in den Feſſeln einer Scholaſtik, welche der des Mittelalters dem Weſen nach verwandt war; nur ſelten in dies Gedächtnißwerk, in welchem man ſich phlegmatiſch fortbewegte, leuchtete das Licht des freien, ſelbſtändigen Gedankens herein. In ihren fertigen Syſtemen, welche die lateiniſche Sprache mit einer Schutzwehr gegen die Zudringlichkeit der nicht zünftigen Maſſe umgab, befanden ſich die Gelehrten wie in einer unbezwinglichen Burg.

Frankreich und England fingen zuerſt an, der Mutterſprache ihr Recht zu wiſſenſchaftlichen Darſtellungen zurückzugeben und die Gebildeten außerhalb der Gelehrtenzunft an den Problemen der Wiſſenſchaft mitzubetheiligen. In Frankreich ſah ſich die Wiſſenſchaft in die Nähe des glanzvollen Hofes verſetzt und konnte ſich ſolcher Ehre nur durch elegantere Formen würdig machen. In England athmete nach der Vertreibung der Stuarts auch die Wiſſenſchaft die Luft der Freiheit. Johann Locke machte die Rechte der Vernunft gegen die hergebrachte Scholaſtik, die ſich für Philoſophie ausgab, geltend, und Newton forſchte nach den ewigen Geſetzen der Natur.

Auch in Deutſchland fanden ſich gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts Männer, welche den Kampf gegen Schulgelehrſamkeit und Geiſtesträgheit unternahmen: Männer von verſchiedenen Richtungen, die zuletzt doch zu Einem Ziele

zuſammenwirkten. Zunächſt muß in dieſem Kampfe für Befreiung des Geiſtes der Pietismus genannt werden. Die Theologie, welche damals auf Kanzeln und Kathedern herrſchte und für rechtgläubig galt, war nicht geeignet, die Herzen mit chriſtlicher Liebe und Frömmigkeit zu erwärmen; es war eine Dogmatik ohne herzerhebende Überzeugung des lebendigen Glaubens. Spener war es, der dieſe Gebrechen der Kirche zuerſt aufdeckte und das vergeſſene Wort wieder ausſprach, daß die Religion Sache des Herzens ſei und ſich in Thaten chriſtlicher Liebe zu bewähren habe. Seine ſchüchterne Sprache lieh Dem Worte, was Tauſende in ſich fühlten. Durch die Anregungen, welche er und ſeine nächſten Anhänger gaben, ward die Orthodoxie durchbrochen; eine tiefe Innerlichkeit trat an die Stelle des geiſttödtenden Mechanismus. Auch als der Pietismus aufhörte, den Weg des Fortſchrittes zu gehen, ſetzte ſich die Bewegung dennoch fort. Die Männer der Aufklärung hatte er gleich Anfangs auf ſeine Seite gezogen. Chriſtian Thomaſius führte, mit den Pietiſten verbündet, den Kampf gegen veraltete Formen. Aufgemuntert durch das Beiſpiel franzöſiſcher Schriftſteller, empfahl er die Mutterſprache für wiſſenſchaftliche Vorträge und hielt ſelbſt Vorleſungen in deutſcher Sprache. Seine Verweiſung aus Leipzig gab die erſte Anregung zur Stiftung der Univerſität zu Halle, welche, wie junge Univerſitäten pflegen, ihre erſte Stärke durch Beſchützung der neuen wiſſenſchaftlichen Richtungen gewann. Hier fuhr er fort, mit einer Freimüthigkeit, der ſich ſeit Wittenbergs Glanzperiode die Univerſitäten entwöhnt hatten, Mißbräuche in Theorie und Praxis zu bekämpfen, und die deutſche Wiſſenſchaft aus der gelehrten Clauſur in das Leben des Volkes hinüberzuführen. Gleich ihm wirkte ſein großer Zeitgenoſſe Leibnitz für die Befreiung der Wiſſenſchaft aus ſcholaſtiſchen Formen, wenn auch

die Früchte ſeines Wirkens dem Volke nur mittelbar zu Gute kamen. Was er bereits geäußert hatte, daß die deutſche Sprache ſich mehr als irgend eine andere der neueren Sprachen für den Vortrag der Philoſophie eigne, bewies Chriſtian von Wolff durch die That, indem er die philoſophiſchen Wiſſenſchaften nach ihrem Geſammtumfange in deutſchen Schriften darſtellte. Hiermit that unſere Proſa den bedeutendſten Schritt zu ihrer Selbſtſtändigkeit. Wolffs Schriften waren eine Encyclopädie des damaligen philoſophiſchen Wiſſens; die leichtfaßliche Darſtellung forderte die Klarheit des Denkens und ſetzte auch außerhalb der gelehrten Kreiſe eine Maſſe von Kenntniſſen in Umlauf. Dieſer Anregung des philoſophiſchen Denkens verdanken wir zunächſt die Kritik auf dem Gebiete der ſchönen Literatur, das erſte Forſchen nach den Grundſätzen des Schönen in Poeſie und Kunſt; ſelbſt die poetiſche Literatur iſt zum Theil ein Nachhall dieſer Philoſophie, welche damals in unſer geſammtes geiſtiges Leben eben ſo tief eingriff, wie an der Grenze des Jahrhunderts die kritiſche Philoſophie Kants. Seit Leibnitz und Wolff hat unſere Poeſie ſich den wiſſenſchaftlichen Richtungen dermaßen angeſchloſſen, daß die auf ihrem Gebiete hervortretenden Bewegungen und Gegenſätze größtentheils in ihnen ihre Erklärung finden. Die Gegenſätze zwiſchen Spener und Wolff wiederholen ſich auf einer höheren Stufe in Klopſtock und Leſſing. Das Jahr, in welchem wir leben, mag uns wohl mahnen, den Blick ein Jahrhundert zurückzuwenden und an die Wiege unſerer ſeitdem zu herrlicher Schönheitfülle erblühten Poeſie, deren Beſitz uns jetzt ſtolz ſein läßt, zu treten: im Jahre 1746 trafen die Jünglinge Klopſtock und Leſſing auf der Univerſität Leipzig zuſammen und waren in beſcheidener Verborgenheit, jener mit den erſten Hexametern der Meſſiasdichtung, dieſer mit ſeinen erſten dramatiſchen Verſuchen, beſchäf-

tigt. Klopſtock ward der Schöpfer einer beſeelteren Dichterſprache, der lyriſche Genius (denn auch die Meſſiade iſt ein Erzeugniß lyriſcher Begeiſterung), welcher der deutſchen Poeſie die Welt des Gefühls zurückgab. Leſſing bahnte dem freien Gedanken neue Wege und ſchuf durch dieſen das deutſche Drama. Wieland ſammelte die errungenen Schätze der europäiſchen Literatur als ihr gewandter, der Zeitläufe kundiger Verwalter, ſetzte ſie in raſchen Umlauf und machte ſie dadurch allgemeiner nutzbar, daß er ſie in kleinere Münzen umprägte. Aus den Anregungen, die dieſe Männer gegeben hatten (auch Wielands Shakſpeare ſei unvergeſſen), ging eine neue Lyrik, ein neues Drama und die Literaturkritik Herders hervor, die prophetiſche Stimme für eine drangvolle Jugend. Die Poeſie verſuchte, ins Leben zu treten, es zu beherrſchen; die Ideen ſtrebten ſich zu geſtalten in der Welt der Erſcheinungen. Äußerlich iſt es ſo ſtill in der langen Friedenszeit, welche dem ſiebenjährigen Kriege folgte: aber auf den verborgenen Gebieten des Geiſtes verkündigte ſich das Herannahen der Zeit der Völkerſtürme, welche die alten Formen erſchüttern und zum großen Theil zertrümmern ſollten. Lange ſchon war an den alten Stützen gerüttelt, lange ſchon hatte die Literatur mit dem Beſtehenden gebrochen; man hatte angefangen, die Einfalt der Natur den verweichlichten und verſchrobenen Sitten, die Rechte des Menſchen den Standesvorrechten und der Machtwillkür, die Berechtigung der Individualität der Beſchränkung der Verhältniſſe entgegenzuhalten. Der Trieb nach Umgeſtaltung zuckte durch ganz Europa, der Ruf nach Reformen ward die Looſung, und die Fürſten ſtimmten vom Throne herab ein. Da öffnete ſich weiter und weiter die Kluft zwiſchen den Forderungen der Idee und den Zuſtänden der Gegenwart. Die fieberhafte und excentriſche »Starkgeiſterei« und die ſehnſuchtkranke Sentimentalität ſind

Pflanzen deſſelben Bodens. Der ſhakſpeariſche Hamlet, der es erkennt, daß die Welt aus den Fugen ſei und ſich doch unfähig fühlt, ſie wieder einzurichten, iſt zugleich der Typus und das Idol der thatendurſtigen und doch träumeriſch zurückſinkenden Jugend. Neben den Götz, der die auseinanderfallenden alten Verhältniſſe auf eigene Hand wieder einrichten und die Schaden des Gemeinweſens mit kräftiger Fauſt heilen möchte, tritt in der Seele des nämlichen Dichters der Werther mit dem zerriſſenen Herzen, welcher aus der Welt ſcheidet, weil zwiſchen ihm und der Wirklichkeit keine Harmonie herzuſtellen iſt. Manches Dichterleben jener Zeit iſt ſolch ein ſchwerer Kampf mit der Welt und dem eigenen phantaſtiſchen Drange, manches dichteriſche Talent iſt darin untergegangen: Lenz, der Jugendfreund Goethe's, endete im Wahnſinn, von allen Gaben der Poeſie blieb ihm nichts als der Stolz in Armuth und Elend. Bürger ging denſelben Weg, wenn auch nicht zum Wahnſinn, doch zum bittern Elend. Trotzdem war es für die Literatur kein vergeblicher Kampf. Ihre größten Genien gewannen aus der Gährung jener Jahre Kraft und Fülle des Geiſtes auch für ihre ſpäteren Lebensepochen. Herders Jugendfeuer ward zur mildleuchtenden Flamme auf dem Altare der Menſchheit. Bei Goethe entwickelte ſich aus dem Drange des Realen die ideale Klarheit und die plaſtiſche Ruhe, die Frucht der Durchbildung der geiſtigen Individualität. Schiller, der letzte Epigone der »Sturm- und Drangperiode,« trat mit ungeſchwächter geiſtiger Elaſticität in die Epoche der philoſophiſchen und politiſchen Umwälzung; die philoſophiſche Idee führte ihn auf die Höhe ſeiner Poeſie und wies ihm die Zielpunkte ſeines Sehnens und Strebens, welches begeiſterungsvoll in die Zukunft der Menſchheit griff.

Leicht täuſchen wir uns über die Geiſteskultur des

achtzehnten Jahrhunderts, weil wir ſie nach den einzelnen großen Genien beurtheilen, die aus ihm hervorgegangen ſind; wir halten uns wohl gar zu dem Schluſſe berechtigt, daß unſere Bildung Rückſchritte gemacht habe, weil uns Namen fehlen, wie diejenigen durch welche das vergangene Jahrhundert glänzt. Allein auf welcher Kulturſtufe die große Maſſe des leſenden und genießenden Publicums ſtand, davon zeugen nicht Leſſing, nicht Goethe oder Schiller: die Werke eines Gellert, Wieland, Kotzebue ſind weit genauere Barometer, ſelbſt für den damals gebildetſten Theil der Nation. Es ſteht vielmehr unſere geſammte Volksbildung, auch die äſthetiſche, hoch über der des vorigen Jahrhunderts. Leſſing, Goethe und Schiller gingen zwar aus dieſem hervor, aber das Beſte, was ſie geſchaffen haben, gehört unſerm Jahrhundert an: erſt dieſes hat ſich zu ihnen herangebildet, erſt für dieſes ſind ſie Nationaldichter geworden. Die jüngſte Literatur hat es wieder als ihre Aufgabe erkannt, das Werk dieſer Männer durch gleiches Streben fortzuſetzen, ſtatt es zu bemäkeln und zu verkleinern.

Die Zeit der romantiſchen Schule war nur ein Seitenweg, keine neue Literaturepoche. Man wollte neben dem Leben eine Welt der Poeſie künſtlich erſchaffen, und es ſchien gar lockend, mit dem Feuer zu ſpielen, ohne ſelbſt in Gluth zu gerathen. Die letzten Decennien haben dieſes Blendwerk, wie ſo manches andere, zerſtört. Wir haben erkannt, daß auch in Poeſie und Kunſt die Wahrheit höchſte Geſetzgeberin und Richterin iſt und ohne ſie ſo wenig Schönheit wie Sittlichkeit beſtehen kann; das nie erſchöpfte Buch der Geſchichte und des Lebens iſt auch der Poeſie wieder geöffnet. Noch ſtehen wir erſt auf den Stufen, die uns zu dem Tempel einer neuen Poeſie emportragen werden. Wann wir ihn betreten werden, wer vermag es zu ſagen? Aber kommen wird die

Zeit gewiß, wo die Strömungen geiſtigen Lebens, die uns jetzt umrauſchen, ſich wieder zu einem klaren, ſtolz einherwogenden Strome der Poeſie vereinigen werden. Scheint uns manchmal der Bildungsgang der Nation zu langſam vorwärts zu ſchreiten, ſo mögen wir auch uns jenes erhabene Wort Leſſings zurufen: »Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln! Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn ſelbſt Deine Schritte mir ſcheinen ſollten zurückzugehen! Du haſt auf Deinem Wege ſo viel mitzunehmen! ſo viel Seitenſchritte zu thun!« —

Die
politiſchen Gedichte
der
provencaliſchen Troubadours.

Von

Eduard Brinckmeier.

Niemand, ſagt das Sprichwort, darf ungeſtraft unter Palmen wandeln; auch die Palme der politiſchen Dichtung wird von einzelnen Dichtern ſo wenig, wie von ganzen Literaturen ungeſtraft errungen. Vielmehr iſt es eine, durch die Geſchichte beinahe aller Literaturen beſtätigte Erfahrung, daß überall, wo eine beſondere politiſche Poeſie auftaucht, die Poeſie im Allgemeinen ihrem Untergange nahe iſt. Das praktiſche Leben, ſcheint es, macht in derartigen Epochen ſeine Anſprüche zu fühlbar geltend, die allgemeine Gedrücktheit der Gemüther iſt zu empfindlich zum Bewußtſein gekommen, die Verſtimmung zu tief, zu allgemein, als daß für die poetiſche Begeiſterung in ihrer Reinheit, ohne äußern Zweck, noch länger Raum wäre; die Muſe, zu ſtolz, fremden Abſichten dienſtbar zu ſein, zieht ſich zurück und überläßt die Welt andern, mächtigern Gewalten.

Nirgend findet dieſe Wahrnehmung eine glänzendere Beſtätigung, als in der Geſchichte der provencaliſchen Troubadours, indem hier die Entwicklung der politiſchen und der Untergang der Dichtung überhaupt ſogar thatſächlich zuſammenfallen. Zwar ringt ſich nachher bisweilen noch eine Art künſtlicher Poeſie hervor, welche ihr Ziel theils in den dunkeln Ausdruck, die ſogenannte ſchwere Manier, ſetzte, theils das Mittel zur Wiederherſtellung der Poeſie in der Didaktik ſuchte. Allein gerade das Gemachte dieſer Verſuche, dieſes Vorwalten des reflectirenden Verſtandes be-

weiſt mehr als alles Andere, daß die wahre Dichtkunſt damals bereits in Verfall gerathen war, indem ſie aufgehört hatte, das allgemeine und eigentliche Merkmal aller Kunſt zu theilen, das heißt, ſich Selbſtzweck zu ſein. Der erſtgenannten, der ſchweren Gattung huldigte ſchon Marcabrun, einer der älteſten und merkwürdigſten Troubadours, der bis nach dem Jahre 1185 blühte und eine Menge Nachahmer fand; er ſetzte das Weſen der Poeſie in die ſchwere, gekünſtelte Form und den dunkeln Ausdruck, ohne zu beachten, daß die meiſten ſeiner Gedichte dadurch geradezu unverſtändlich wurden. Der zweitgenannten Richtung dagegen widmete ſich Guiraut Riquier, der von 1250 bis 1294 dichtete, der Letzte in der Reihe der eigentlichen Troubadours. In ihm zeigt ſich ein vollkommen bewußtes Kunſtſtreben; nicht ſelten ſpricht er ſelbſt die Anſicht aus, daß er berufen ſei, durch ſeine Bemühungen die ſinkende Kunſt wieder aufzurichten. Das einzige Mittel dazu aber fand er, nach ſeiner eigenen Erklärung, in der didaktiſchen Poeſie, weshalb er ſich nicht nur ſelbſt den Doctor nannte, ſondern auch in einer Zuſchrift an Alphons X. dieſen Fürſten erſuchte, er möge den Dichtern einen beſondern Titel, z. B. den Doctortitel, verleihen: Beweis genug, wie ſehr er die Dichtkunſt bereits als etwas Lehr- und Lernbares, eine bloße Kenntniß, eine Fertigkeit, wie jede andere, betrachtete.

Sehr nahe liegt es, zwiſchen den politiſchen Gedichten der Troubadours und denen unſrer jetzigen Dichter einen Vergleich zu ziehen. Und da ſtellen ſich denn ſogleich folgende Unterſchiede heraus: — einmal, daß, während die heutigen Dichter ſich mehr leidend verhalten, mehr allgemeine politiſche Übelſtände, eine fühlbare ſociale Gedrücktheit und Unbehaglichkeit beklagen, jene, die provencaliſchen Dichter, ſich faſt durchgängig auf ſpecielle Fälle bezogen und in den Lauf der

Verhältniſſe unmittelbar einzugreifen ſuchten: ſo daß ſie theilweiſe demſelben Zwecke dienten, welcher die Aufgabe der heutigen raiſonnirenden Zeitungen bildet. Das politiſche Lied eines Troubadours war häufig nichts Anderes, als was heutzutage der leading article einer politiſchen Zeitung iſt. Ein zweiter Unterſchied liegt darin, daß die heutigen politiſchen Gedichte unendlich viel mehr eigentliche Poeſie, mehr Schwung und Enthuſiasmus enthalten, als ſelbſt die beſten aus jener Zeit. In der That iſt die Mehrzahl der letzteren nichts anders, als Proſa in Verſen; ich führe als Beleg einen Sirventes des ſchon genannten Marcabrun an, wie bereits erwähnt, eines der älteſten und berühmteſten provencaliſchen Troubadours. Dieſes Gedicht, des metriſchen und Reimſchmuckes entkleidet und getreulich in deutſche Proſa überſetzt, lautet folgendermaßen: — »Kaiſer, ich weiß von mir ſelbſt, wie ſehr eure Vorzüge zunehmen. Ich habe nicht geſäumt zu kommen: denn Wonne nährt und Ruhm hebt euch, Anmuth hält euch friſch und froh, und verſüßt eure Verdienſte. — Da der Sohn Gottes euch auffordert, ihn an Pharao's Stamme zu rächen, ſo müßt ihr euch deſſen freuen. Die Barone ſündigen gegen uns, ſie verweigern ihre Hilfe und ihr Geld; doch Gott laſſe ſie es nicht genießen. — Die jenſeits aber haben nachgelaſſen, Spanien und dem heiligen Grabe zu dienen. So müßt ihr denn die Arbeit übernehmen und die Sarazenen zurückſchlagen, ihr müßt ihnen den Hochmuth austreiben und Gott wird euch beiſtehen. — Die Almoraviden werden durch den Herrſcher jenſeits des Paſſes (d'outra 'l port, nämlich jenſeits der Pyrenäen) ermuthigt; dieſe arbeiten an einem Gewebe von Trug und Unrecht, und Jeder von ihnen denkt in der Todesſtunde ſeinen Antheil daran wieder abzuſtreifen. — Aber Schande trifft die Großen dort, welche die Ruhe und Sicherheit, das weiche Lager und

den ſanften Schlaf lieben. Wir aber werden, wie der Aufruf verheißt, mit Gottes Segen Ehre, Gut und Verdienſt gewinnen. Zu ſehr gelüſtet es jenen Unverſchämten nach fremdem Gute und ſie meinen ſich durch Vorwände zu decken; ich aber ſage ihnen, einſt müſſen ſie, den Kopf hinten und die Füße voran, aus ihren Paläſten wandern. — Faſt ſpringt Marcabrun vor Freude, wenn der Habſüchtige, der ſich um der Güter willen verſündigt hat, nun in den letzten Zügen liegt und tauſend Mark ihm keinen Pfennig helfen, ſobald der Tod ihn modern läßt. — Mit Hilfe Portugals und des Königs von Navarra, ſofern nur Barcelona ſich zu dem kaiſerlichen Toledo wendet, können wir ſicher das Feldgeſchrei erſchallen laſſen und das Heidenvolk vernichten. — Wären die Ströme nicht ſo groß, ſo ſollte es den Almoraviden ſchlimm gehen, das könnten wir ihnen verſprechen. Wollen ſie aber unſere Verſtärkung und Kaſtiliens Herrſcher erwarten, ſo werden wir den von Cordova mager machen. — Aber Frankreich, Poitou und Berry neigen ſich vor einem einzigen Gebieter. Er mache ſich auf und thue Gott Lehndienſte. — Ich weiß nicht, wozu ein Fürſt lebt, wenn er Gott nicht Lehndienſte thut.«

Zum hiſtoriſchen Verſtändniß dieſes Gedichtes wird Folgendes genügen. Da es den Feldzug eines ſpaniſchen Kaiſers gegen die Almoraviden betrifft, ſo muß es vor dem Jahre **1149** entſtanden ſein, wo dieſe Dynaſtie der Sarazenen von der der Almohaden geſtürzt ward. Und da Alphons **VIII.**, König von Kaſtilien und Leon, der ſich **1135** zum Kaiſer von Spanien aufgeworfen hatte, ſich durch mehre Feldzüge gegen die Mauren auszeichnete, ſo kann kein Andrer als dieſer gemeint ſein. Den wichtigſten Zug unternahm er im Jahre **1147** mit Hilfe des Königs von Navarra und des Grafen von Barcelona: und dieſer Zug iſt es, welchen unſer

Troubadour, der an Alphons' Hofe lebte, meint. Aber von dieſer Bedeutung eines hiſtoriſchen Documentes abgeſehen: läßt ſich ein Gedicht denken, deſſen Inhalt proſaiſcher, deſſen Ausdruck trivialer wäre? und würde das ganze Stück nicht viel beſſer in eine Sammlung politiſcher Memoires paſſen, als in die Gedichtſammlung eines Troubadours? —

Der Form nach gehören die politiſchen Gedichte der Troubadours zu den Sirventes, einer Art ſatiriſcher, in Strophen abgetheilter und zum Singen beſtimmter Gedichte. Als ſolche gehörten ſie im weiteren Sinne zu den Chansos, Canzonen, Liedern, und wurden bisweilen auch ſo genannt, z. B. von Uc von St. Cyr, der ſeinen Sirvente gegen den Grafen von Verona »eine leicht zu verſtehende und angenehm zu ſingende Canzone« nennt. Indeß wurden die Sirventes nicht immer neu componirt, ſondern bisweilen nach ſchon vorhandenen Melodien gedichtet. Darauf wenigſtens muß man aus dem Umſtande ſchließen, daß von Raynold von Apt in den Handſchriften ausdrücklich hervorgehoben wird, er habe zu allen ſeinen Sirventes neue Melodien gemacht, ſowie auch aus zweien Verſen des Guillem Figueiras, wo es heißt, er wolle einen Sirvente machen in der Melodie, welche ihm gefalle. Überhaupt aber leidet es keinen Zweifel, und wird ſelbſt durch die einigen Handſchriften beigefügten Muſiknoten beſtätigt, daß die Sirventes zum Singen beſtimmt waren.

Wahrſcheinlich war dieſe Dichtungsart anfänglich für die Troubadours ein Mittel, ſich gegen diejenigen zu äußern, die ihren Haß oder ihren Neid auf ſich gezogen; in allen dieſen Fällen alſo war ſie nur wenig Anderes, als ein Ausdruck unmittelbarſter, perſönlicher Gehäſſigkeit, kurzum — was wir heutzutage mit dem verächtlichen Namen eines Pasquills belegen. Dieſen Charakter zeigt z. B. gleich ein Gedicht des Peire von Auvergne auf die Troubadours ſeiner

Zeit; es wäre ſchwer, einen andern Namen als den eines gewöhnlichſten Pasquills dafür zu finden. »Singen (ſo lautet es) will ich von jenen Troubadours, die in verſchiedenen Manieren ſingen. Der ſchlechteſte wähnt ſchön zu reden, aber alle ſollten ihren Geſang anderswo anſtimmen; denn ich höre wohl hundert Hirten ſich damit befaſſen, von denen keiner weiß, was hoch oder tief iſt. — Dieſer Vorwurf trifft Peire Rogier, weshalb ich ihn zuerſt tadle. Er ſingt ganz offen von Liebe und es ſtände ihm beſſer, wenn er den Pſalter in der Kirche führte oder die Leuchter mit den großen brennenden Kerzen trüge. — Der zweite iſt Guiraut von Borneil; er gleicht einem von der Sonne verbrannten Tuch mit ſeinem magern, trübſeligen Geſang, der für eine alte Waſſerträgerin gut wäre. Sähe er ſich im Spiegel, er würde nicht eine Hagebutte für ſich geben. — Der dritte iſt Bernart von Ventadour, der noch um einen Daumen kleiner iſt, als Borneil; aber an ſeinem Vater hatte er einen Knecht, der wacker mit dem Holzbogen ſchoß; ſeine Mutter heizte den Ofen und ſammelte Reiſer u. ſ. w. —

Noch heftiger iſt ein Sirvente, in welchem Lanfranc Cigala den Markgrafen Bonifaz III. von Montferrat ſtraft, der, ſonſt ein Anhänger Friedrichs II., ſich von Mailand und andern Städten im Jahre 1242 hatte erkaufen laſſen. »Ich will euch von einem Thoren erzählen, ſagt er, der den Adel umbringt, das Verdienſt begräbt und die Höflichkeit vernichtet. Man ſagt, er ſei von dem Stamme von Montferrat; nach ſeinen Werken ſcheint dies anders. Ich glaube, er iſt der Sohn oder Bruder des Windes: ſo leicht wendet ſich ſein Herz und ſeine Neigung; mit Unrecht heißt er Bonifaz, denn ſein Lebtag hat er nichts Gutes gethan. — Seinen Eid hat er, wie ich wohl weiß, den Mailändern und ihren Genoſſen verpfändet, er hat Geld genommen und ſo ſeinen

Stand beſchimpft, er hat ihnen eine Treue verkauft, die er nicht beſaß. Doch ich tadle ihn nicht wegen ſeiner Ketzertreue; einen Eid ſchwören und ihn brechen, iſt ihm ein Leichtes; wollte er das Geld zurückzahlen, ſo, glaube ich, würde man ihn von ſeinem Eide entbinden. — Wäre ich ein großer Herr, ſo ſollte er mir die Huldigung nicht in herkömmlicher Weiſe leiſten: denn ich wüßte, daß er nicht Wort hielte; er ſollte mir nicht mehr den Mund küſſen: denn einmal küßte er mir ihn zu Pavia und dann küßte er ihn dem Papſt gleichfalls. Da er alſo ſein Wort ſo ſehr verleugnet, ſo würde ich ihm, wenn er Frieden und Verträge mit mir ſchlöſſe, nicht glauben, falls er mir nicht den Hintern küßte. — Ehrloſer Markgraf, ich übergebe euch dem Teufel: — ſolch ein Vaſall paßt zu ſolch einem Herrn.«

Bald jedoch erhielten die Sirventes auch eine edlere Beſtimmung, indem man, mit Beſeitigung des unmittelbaren perſönlichen Angriffes, ſich dieſer Form bediente, um die Immoralität in den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft zu geißeln. Dieſe Gedichte gehören der Mehrzahl nach zu den beſſeren, die in dieſer Art überhaupt erhalten ſind; ſo namentlich das folgende ernſte, ſehr würdevoll gehaltene und offenbar aus moraliſcher Entrüſtung hervorgegangene Rügelied des Peire Cardinal, welches folgendermaßen beginnt:

»Ich dicht' ein Rügelied, ſtatt einen Fluch,
Und ſing' in meinem Unmuth, meinem Grimme,
Wie Böſewichter ſich erhöhn durch Trug,
Und Herzesgüt' und Tugend gehn in's Schlimme;
Denn Räuber ſeh' ich Redlichen vergeben,
Verbrecher Die verdammen, die fromm leben,
Und Sünder predigen mit lauter Stimme.

*

Betrogen iſt in ſeinem tollen Wahn
Der Thor, der meint, daß Liſt und ſündlich Streben

Dem, der ſie treibt, je Schaden angethan,
Da ſie vielmehr ihn ſtärken und erheben.
Mich wundert, daß nicht Alle ganz verderben,
Da man durch Schlechtthun nur kann Glück erwerben,
Und Redlichkeit für Trug wird ausgegeben.

*

Ein gier'ger Herrſcher Seinesgleichen haßt,
Und voll von gleicher Habſucht ſind die Pfaffen,
Sie möchten Alles, was die Welt nur faßt,
Mit Ausſchluß jedes Andern an ſich raffen.
Um Land zu rauben geben ſie Geſetze,
Und ſpannen aus nach Beute ihre Netze,
Um immer mehr Gewalt ſich zu verſchaffen.

*

Mit allen Händen ſieht man ſie bemüht,
Die Welt zu fah'n, die ſie auch ohne Zweifel,
Erlangen, ſei's gewaltſam, ſei's in Güt',
Sei es mit Heucheln, oder ſei's mit Schmeicheln,
Sei es mit Ablaß, Trinken oder Eſſen,
Mit Bannſtrahl ſchleudern, Predigten und Meſſen,
Sei es mit Gott, ſei es auch mit dem Teufel,« u. ſ. w.

Wie in dieſem Gedichte von dem Allgemeinen ausgegangen und mit einer beſtimmten Nutzanwendung geſchloſſen wird, ſo giebt es wiederum andere, in denen der Dichter umgekehrt von dem Speciellen auf das Allgemeine kommt. So z. B. das folgende Gedicht Peire Cardinals hebt mit einer Rüge des Herrenſtandes an, um alsdann zu einer allgemeinen Würdigung des Zeitalters überzugehen.

»Der Große trägt ſo viel Erbarmen hier
Mit Dürftigen, wie Kain mit Abel trug;
Er übertrifft den Wolf an Raubbegier
Und feile Dirnen noch an Lug und Trug.
Bohrt ihn getroſt an zwei, drei Stellen an,
Kein wahres Wort entquillt ihm, glaubt daran,
Nein, Lügen nur, wovon das Herz ihm ſchwillt
Und gleich der Fluth des Bergſtroms überquillt.

*

Gar manche Freiherrn kenn' ich auf der Welt,
Die falſch ſind, wie im Ring' ein falſcher Stein,
Und wer ſie noch für zuverläſſig hält,
Der kauft den Wolf für's Schaf geduldig ein.
Ihr Werth und Inhalt kommt nicht in Betracht,
Da ſie wie falſche Münzen ſind gemacht,
Wo man das Kreuz und rings die Lilien ſieht,
Doch, ſchmilzt man ſie, daraus kein Silber zieht.

*

Vom Aufgang bis zum Niedergange, wißt,
Wär' mir ein Handel recht, der ſeltſam klingt:
Ein Goldſtück geb' ich dem, der ehrlich iſt,
Wenn mir der Schelm nur einen Nagel bringt;
Dem Güt'gen geb' ich eine Mark in Gold,
Wenn mir der Unhold einen Kreuzer zollt,
Und einen Goldberg dem, der Wahrheit liebt,
Wenn mir ein Ei nur jeder Lügner giebt.

*

Auf eines Lederſchnitzchens engen Raum
Schreib' ich der meiſten Menſchen Redlichkeit,
Ich brauchte nur des Handſchuhs halben Daum;
Mit einem Törtchen ſpeiſt' ich weit und breit
Die Guten ab, der Aufwand wär' gering.
Doch mit den Böſen wär's ein ander Ding;
Da könnte man, ohn' umzublicken, ſchrein: —
Kommt her und eßt, ihr Edlen groß und klein.«

Aber nicht bloß gegen allgemein herrſchende Gebrechen ſind die Rügelieder dieſer Dichter gerichtet, ſondern dieſelben treten auch als unerbittliche Richter der verletzten öffentlichen Moral in ſolchen Fällen auf, wo irgend ein Verbrecher, ſei es durch welche Mittel es wolle, ſich der Ahndung der Geſetze zu entziehen weiß, ſo daß, mögen Anſehn und Rang den Verbrecher vor der richterlichen Strafe bewahren, ihn nichts jedoch vor der öffentlichen Brandmarkung ſchützen kann, womit der Troubadour durch ſeine Sirventes ihn belegt. Eine

Probe dieſer Art findet ſich bei Peire Cardinal. Ein Edelmann, Eſteve von Belmont, war von ſeinem Pathen zum Beſuche eingeladen worden. Er findet ſich mit ſeinem Gefolge ein; in dem Augenblicke aber, als die Mahlzeit beginnen ſoll, wirft er ſich auf ſeinen Wirth, tödtet ihn nebſt einem Kinde, das ihm zur Seite ſitzt, und mehren Dienern, läßt hierauf ſeine eignen Mitſchuldigen ins Gefängniß werfen und bereichert ſich mit ihrer Aller Gütern. Den Verbrecher ſchützte ſein Anſehn vor der richterlichen Strafe; aber der Verfolgung des Dichters konnte er ſich nicht entziehen. »Wenn Cain, ruft ihm dieſer zu, Nachkommen hinterließ, ſo iſt Eſteve aus ihrem Blute entſproſſen; denn zu Aenac beging er dreifachen Verrath, desgleichen weder Judas noch Gavelon begangen haben würden. Sie verriethen durch Verkauf: der eine verkaufte Chriſtus, der andere die Kämpen, ſie waren fühlloſe Verkäufer. Aber Eſteve verrieth durch Mord, ſelbſt ſein Pathe und ein Knäbchen fanden kein Erbarmen bei ihm; beide erſchlug der Ungläubige bei der Mahlzeit! — Falſcher Eſteve, wenn Du zur Beichte gehſt, ſo ſage dem Caplan geduldig ein oder zwei Sirventes her, die ich auf Dich gemacht habe, dadurch könnteſt Du Deine Verräthereien am Beſten abbüßen.« Ein anderes Lied gegen denſelben iſt noch weit heftiger; der Dichter erklärt darin, er habe die Abſicht eine Salbe zu machen, um die Verräther damit zu reiben, und wolle den Erzverräther Eſteve in Stücke ſchneiden, um dieſe Salbe aus ihm zu bereiten. Zum Schluß wünſcht er ihn unverholen an den Galgen und den Geiern zum Fraß.

Gedichte dieſer letztern Art kommen jedoch ziemlich ſelten vor. Vielmehr die meiſten der moraliſch-politiſchen Sirventes ſind gegen Stände und ganze Klaſſen der Geſellſchaft gerichtet, wobei ſie nicht ſelten der perſönlichen Satire ſich wiederum annähern. Freilich darf man dieſelben nicht nach dem unbedeutenden Ge-

dichte beurtheilen, in welchem Pons von la Garda den Juriſten vorwirft, ſie wären ſämmtlich Betrüger und Gauner und würden in die Hölle fahren. Sehr gut dagegen und dabei merkwürdig für die Denkart jener Zeit ſind einige Sirventes von Marcabrun über den Verfall der Liebe. Er wirft darin unter Anderm den Ehemännern vor, daß ſie von den glatten Zungen der Troubadours ihre eigne Schande ruhig anhörten; der ächte Frauendienſt ſei gänzlich verfallen und die Buhlerei komme zu Ehren. Hieran ſchließen ſich die allerdings minder werthvollen und (wie die eben genannten) von den freieſten Ausdrücken ſtrotzenden Schmäh́lieder deſſelben Dichters gegen die Frauen. Auch Peire von Auvergon greift die Ehemänner an, welche die Frauen Anderer verführen und dabei die eignen ſtreng bewachen, mißbilligt dagegen die Satiren des Marcabrun auf das Entſchiedenſte. — Bertran's von Born heftiger Sirvente gegen die Bauern zeigt einen ariſtokratiſchen Übermuth, der ſchroff und ohne alle Bemäntelung hervortritt; er betrifft die Anmaßung des Bauernſtandes, für deſſen Angehörige die provenzaliſche und franzöſiſche Sprache einen Namen gebrauchten (prov. vilan, fr. vilain und villain), der, obwohl von villanus entſtanden, und urſprünglich nur einen Landbewohner bedeutend, doch zugleich den Nebenbegriff einer ſittlichen Verworfenheit verband. Das Lied athmet eine grauſame Leidenſchaftlichkeit: oder wie anders ſoll man es nennen, wenn der Dichter ſagt, das ſolle ſeine Freude ſein, wenn er täglich ihrer zwanzig bis dreißig vernichten, wenn er ſie nackt und bloß ihr Brot betteln ſehen könnte?! Der Bauer folge der Art und Weiſe des Schweines, ein ſittiges Leben ſei ihm zuwider; ſobald er ſich zu Reichthümern erhöbe, ſo verliere er den Verſtand und würde dann übermüthig gegen den Adel; darum müſſe man ihm den Brotkorb hoch hängen ꝛc. —

Eben ſo wenig aber wurden andrerſeits die Großen ge-

ſchont; wie Bertran in der eben mitgetheilten Stelle gegen die Bauern auftritt, ſo an andern Orten züchtigt er auch die Großen, wie er denn überhaupt einer der entſchloſſenſten, kräftigſten und geſinnungsvollſten Dichter jener Zeit iſt. Ohne Rückhalt wirft er ihnen ihre Mängel vor: das wäre ja Feigheit, ſagt er, wenn er ihre Fehler bemänteln wolle, weil ſie Herzoge, Grafen oder Könige wären. Wir werden im Folgenden auf die politiſchen Poeſien dieſes Dichters noch beſonders zurückkommen. — Auch die andern Troubadours geißelten nicht minder ſtreng. So z. B. Peire Cardinal, der einen ſonſt trefflichen Sirvente an den Adel damit beginnt, daß er ſagt, der raubſüchtige Große ſei ſchlimmer, als jeder andere Dieb, begehe eine ärgere Teufelei, als der Räuber, und beſſere ſich nur ſpät. Was auf ſolchen Anfang folgt, läßt ſich leicht denken: der Zorn überbietet ſich ſelbſt und verliert, ausſchweifend in gröbſten Worten und Bildern, jede künſtleriſche, ja überhaupt jede Haltung. Ein anderer Sirvente deſſelben Dichters iſt gegen das unzüchtige Leben der Großen gerichtet, ein dritter gegen den Übermuth und die Selbſtſucht der Reichen: ein Thema, welches auch Sordel und Andere behandeln. Die Art und Weiſe, wie die Troubadours ſolche Lieder einkleideten, iſt ſehr verſchieden. Schon oben ſahen wir, daß ſie ihr Thema gewöhnlich gradezu begannen, indem ſie theils vom Allgemeinen auf Specielleres, theils umgekehrt von engern zu weitern Geſichtspunkten übergingen. Bisweilen beginnen ſie auch mit Lobeserhebungen, wie es ſcheint, gegen eine vornehme Perſon: in der That aber bedienen ſie ſich dieſes Eingangs nur, um bei dieſer Gelegenheit andere Große deſto bequemer angreifen und ſchmähen zu können. Sordel z. B. ſtimmt eine Klage über den Tod ſeines als Krieger, wie als Dichter berühmten Gönners, Freundes und Kunſtgenoſſen Blacatz an, nennt ſeinen Verluſt uner-

ſetzlich und ſchlägt eine Theilung ſeines Herzens unter die feig und ſchändlich lebenden Barone und Fürſten vor, gegen die er alsdann auf die bitterſte Weiſe zu Felde zieht. Und zwar ſind die Getroffenen nicht etwa unbedeutende Edelleute, ſondern die bedeutendſten Fürſten der Zeit: Kaiſer Friedrich II., Ludwig IX. von Frankreich, Heinrich III. von England, Ferdinand III. von Caſtilien, Jaime I. von Aragon, Thibaut Graf von Champagne und König von Navarra, Graf Raimund VII. von Toulouſe, und Raimon Berengnier V., der letzte Graf von Provence aus dem Hauſe Barcelona. Das Lied ſelbſt lautet: »Klagen will ich um Herrn Blacatz in dieſer leichten Weiſe mit betrübtem und ſchwerem Herzen. Und wohl habe ich Urſache: denn in ihm verlor ich einen guten Gönner und Freund, und alle herrlichen Gaben ſind mit ſeinem Tode untergegangen. So tödtlich iſt der Verluſt, daß ich an jedem Erſatz verzweifle, ſofern es nicht auf die Weiſe geſchieht, daß man das Herz ihm aus der Bruſt nimmt und die unbeherzten Großen davon eſſen läßt, damit ſie wieder Herz bekommen. — Zuerſt, denn ſehr noth thut es ihm, muß der römiſche Kaiſer davon eſſen, wenn er die Mailänder bezwingen will: ſie haben ihn unterdrückt und ihn trotz ſeiner Deutſchen des Landes beraubt. Alsdann eſſe der franzöſiſche König davon: dann wird er Caſtilien erobern, das er durch ſeine Thorheit einbüßt. Mißfällt es aber ſeiner Mutter, ſo eſſe er nicht: denn wohl erkennt man an ſeinem Ruhme, daß er nichts thut, was ſie mißbilligt. — Dem engliſchen Könige, der wenig beherzt iſt, rathe ich, viel von dem Herzen zu eſſen: ſo nur wird er gut und tüchtig werden und das Land wiedererobern, um deſſenwillen er des Ruhmes beraubt iſt, jenes, das ihm der König von Frankreich, der ſeine Feigheit kennt, entriſſen hat. Der caſtilianiſche König muß für zwei eſſen: er beſitzt zwei Königreiche und iſt nicht für eines gut;

will er aber davon eſſen, ſo thue er es im Geheimen, denn wenn ſeine Mutter es erführe, ſo ſchlüge ſie ihn mit der Ruthe. — Auch der König von Aragon ſoll mir von dem Herzen eſſen: das wird ihn von dem Schimpf befreien, den er zu Marſeille und Milhaud erfuhr; auf keine andere Weiſe, was er auch thun oder ſagen könnte, vermöchte er wieder zu Ehren zu kommen. Nach ihm gebe man dem Könige von Navarra von dem Herzen, der, wie man hört, als Graf beſſer war, denn als König. Unrecht iſt es, wenn Gott einen Mann zu großer Macht erhebt, daß der Mangel an Herz ihn wieder erniedrigt. — Der Graf von Toulouſe hat Urſache, tüchtig davon zu eſſen, wenn er ſich erinnert, was er ſonſt beſaß und was er jetzt beſitzt. Wenn er mit einem fremden Herzen ſeinen Verluſt nicht erſetzt, ſo glaube ich nicht, daß er ihn mit dem eignen erſetzen wird. Auch der provencaliſche Graf muß davon eſſen, wenn er bedenkt, daß ein Mann, dem man das Seine genommen, nichts werth iſt, und wiewohl er ſich kräftig vertheidigt und hält, ſo hat er doch Urſache, vom Herzen zu eſſen, um ſeine große Bürde tragen zu können. — Die Herren werden mir übel wollen, weil ich ihnen wohlmeinend rathe; doch ſie mögen wiſſen, daß ich ſie ſo wenig achte, wie ſie mich.«

Ohne Zweifel machte dieſer kühne Sirvente großes Aufſehn, da die Idee deſſelben bald noch von zwei anderen Dichtern ebenfalls behandelt ward. Zuerſt von Bertran von Allamanon. Dieſer, der Sache eine mehr ſpielende Wendung zu geben, erklärt die von Sordel vorgeſchlagene Theilung für vergeblich: nicht fünfhundert Herzen, wie des Blacatz, ſeien genügend Muth zu verleihen an alle diejenigen Fürſten, welche deſſelben entbehrten. Darum ſolle man das Herz des Edlen lieber unter die verdienteſten Frauen theilen. Dieſe Theilung nun nimmt der Dichter vor; er bezeichnet als die verdienſt-

vollſten Damen der Zeit die Gräfin von Provence, die Gräfin von Béarn, die Gräfin von Vianes, die Schöne von la Chambre, die Gräfin von Rhodez, die Dame Reimbaude von Baux, die Dame von Lunel, die Schöne von Pinos, und ſchließt dann mit den Worten: »Möge der glorreiche Gott die Seele des Blacatz aufnehmen; ſein Herz iſt bei den Damen, denen zu gefallen ſein Ehrgeiz war.« — Der andere durch das Sordelſche Gedicht hervorgerufene Sirvente iſt von Pierre Bremon von Ricas Novas. Da Sordel und Bertran, ſagt er, das Herz des Blacatz getheilt hätten, ſo wolle er nun den Leib deſſelben theilen. Er betrachtet nun den Leib als eine Reliquie und theilt ihn in vier Stücken dergeſtalt unter verſchiedene Völker, daß in jeder Zutheilung eine Verſpottung liegt. Das Haupt z. B. will er an den Sultan von Cairo nach Jeruſalem ſenden, falls dieſer bereit ſei, ſich taufen zu laſſen u. ſ. w. —

Ein ſehr beliebtes Ziel ſodann für die ſatiriſche Laune der Troubadours, ihren brennenden Spott, ihren ſtrafenden Unwillen bildeten die Mißbräuche der Kirche, insbeſondere die politiſchen Anmaßungen der Hierarchie, ſo wie die Heuchelei und das anſtößige Leben der Geiſtlichen. Die hieher gehörigen Gedichte ſprechen es nur zu deutlich aus, wie groß, wie gefährlich und ſchamlos die gerügten Mißbräuche und Schändlichkeiten ſein mußten, da ſie im Stande waren, ſelbſt in den bigotteſten Gemüthern, in einer Zeit des Aberglaubens und religiöſer Verdumpfung, einen ſo allgemeinen Unwillen zu erregen, daß faſt alle öffentlichen Stimmen dagegen auftraten. Die Kirche, ſagt Pons von la Garda, betrüge trotz der heiligſten Geſetze und gebe Ablaß für alle Verbrechen zum niedrigſten Preiſe; die Prieſter predigten ohne Unterlaß gegen das Streben nach irdiſchen Gütern, ſie ſelbſt aber kehrten ſich nicht daran, indem ſie Raub und Gotteslästerung vertheidig-

ten und alle verbotenſten Sünden ſelbſt begingen. Nicht milder geht Peire Cardinal mit ihnen um. Dieſe Geiſtlichen, ſagt er, ſuchen mit allen Händen zu nehmen, gleichviel was für Unglück auch daraus entſtehn mag; ſie machen ſich zum Herrn des Univerſums; hier nehmen ſie ihre Zuflucht zum Gebete, dort verfolgen ſie mit meuchleriſchem Dolche; die Einen verführen ſie mit Gott, die Andern mit dem Teufel. An einer andern Stelle ſagt er, die Geiſtlichen nennten ſich zwar Hirten, in Wahrheit aber wären ſie Todtſchläger, und wendet die Fabel vom Wolf und dem Schafskleide auf ſie an: ſie übten die Herrſchaft aus mit Raub, Verrath und Heuchelei, und ſeien um ſo ſchlechter, je höher ſie ſtänden. Am Heftigſten geißelt ſie ein Rügelied Sordels; ſelbſt Aasvögel und Geier witterten ihren Fraß nicht ſo leicht, als Geiſtliche und Prediger Geld und Schätze witterten. Zuweilen läßt Sordel ſich auch auf die Vergehungen einzelner Mönchsorden ein; ſo beſchuldigt er die Jacobiner, daß ſie nach dem Eſſen, ſtatt zu beten, über die Güte des Weines disputirten, Jeden der ihnen in den Weg trete, ohne Weiteres für einen Waldenſer erklärten ꝛc. — Guillem von Montageagout verklagt die Geiſtlichen, daß ſie die Vormundſchaft über die Gewiſſen, welche ſie ſich angemaßt, mißbrauchten. Mit Unrecht zögen ſie gegen die ſchönen Kleider der Frauen zu Felde; wer Gott diene, gefalle ihm, auch wenn er koſtbare Kleider trüge; ja wenn Prieſter und Mönche kein anderes Verdienſt hätten, als ihre ſchwarze oder weiße Tracht, ſo würden ſie von Gott ſchwerlich Gnade erlangen. Das Gedicht ſchließt mit einer Zueignung an den Grafen von Toulouſe: es ſolle ihn an das erinnern, was die Geiſtlichkeit ihm gethan, damit er ſich für die Folge vor ihren Plänen hüten könne. — Einer der heftigſten Widerſacher der Pfaffen war Guillem Figueira, deſſen Haß vorzüglich durch den Kreuzzug gegen die Albigenſer und den Grafen von

Toulouſe erregt zu ſein ſcheint, obwohl er ſelbſt ſchwerlich zu einer der ſüdfranzöſiſchen Secten gehörte. Ein fulminantes Rügelied der Art gegen Rom, in dreiundzwanzig elfzeiligen Strophen, von denen die meiſten mit der Anrede »Roma« beginnen, habe ich in meinen »Rügeliedern der Troubadours gegen Rom« (Halle, 1846) in einer metriſchen Überſetzung wiedergegeben. Merkwürdig iſt, daß dieſes Gedicht nur von einer Dame, Germonde von Montpellier, beantwortet wurde. Doch führt ſie die Sache Roms ziemlich ſchlecht; zum Schluſſe bittet ſie den Erlöſer, jenen Raſenden, welcher ſo falſche Reden ausſtreue, den Tod des Ketzers ſterben zu laſſen: eine Bitte, die ihr jedenfalls eher und ſicherer erfüllt ſein würde, hätte ſie dieſelbe nicht an den Erlöſer, ſondern an die nicht lange vorher in Toulouſe eingeführte Inquiſition eingereicht. In einem andern Sirventes vergleicht Guillem Figueiras die Prieſter mit räuberiſchen Wölfen und tadelt ihr zuchtloſes Leben; erhöbe man aber die Stimme dagegen, ſo würde man excommunicirt. Das Gedicht ſchließt mit den Worten:

Lied, geh' deinem Wege nach,
Und den falſchen Pfaffen ſag: —
Der ſei ſchon todt, der ihnen ſich ergebe,
Wie zu Toulouſe man es jetzt erlebe,

wodurch die Meinung, als ſei des Dichters Haß durch die Angriffe des Clerus gegen Toulouſe hervorgerufen, noch mehr beſtätigt wird. — Bertran Carbonel nennt die Geiſtlichen

— Falſche Prieſter, Lügner, Hochverräther,
Meineid'ge, Diebe, Buhler, Miſſethäter,
Die täglich ſo viel Übles Ihr vollbracht,
Daß nun die Welt liegt in des Irrthums Nacht ꝛc.

und knüpft daran eine Aufforderung zum Kreuzzuge.

Aber nicht bloß die Geiſtlichen, auch der Papſt ſelbſt war nicht ſelten den heftigſten Angriffen ausgeſetzt. So rügt

Bertran von Alamanon die Anmaßung Innocenz IV., daß er, um das Gold der Fürſten länger zu beziehen, keinem von ihnen die deutſche Krone zuerkenne. Er fordert ſie daher auf, ihre Anſprüche mit den Waffen zu unterſtützen: denn den Sieger würden die Prieſter ſchon krönen; es ſei ihr Brauch, dem Gewaltigen zu gehorchen und dem Gefallenen zu ſchaden u. dgl. m.

Hinſichtlich der eigentlich politiſchen und hiſtoriſchen Gedichte der Troubadours iſt zu bemerken, daß ſie die Perſonen von denen ſie reden, oft ſehr unbeſtimmt, nur mit einem Beinamen oder irgend einer andern leichten Andeutung bezeichnen. Oft würde es geradezu unmöglich ſein, ſolche willkürliche Beinamen zu enträthſeln, wenn nicht die handſchriftlichen provencaliſchen Lebensnachrichten hie und da einiges Licht gäben. Wer z. B. würde vermuthen können, daß Bertran von Born unter dem Namen Marinier (Seemann) den jungen König Heinrich, den er auch häufig den Jove Rei (jungen König) nennt, unter Rassa (einem Ausdrucke, den ich nicht zu überſetzen weiß) Gottfried von Bretagne, und unter Oc e No (Ja und Nein) Richard Löwenherz, alle Drei Söhne Heinrichs II. von England, verſteht? Die Beziehungen dieſer Namen möchten ſchwerlich jemals entdeckt werden: und obwohl die Genannten gewöhnlich unter dieſer Bezeichnung erſcheinen, ſo würden wir, trotz der vielfachen ſonſtigen hiſtoriſchen Beziehungen in den betreffenden Gedichten de Borns, doch über die darunter verſtandenen Perſonen in völligem Dunkel bleiben, wenn die Handſchriften uns nicht mit ihrer directen Erklärung zu Hilfe kämen. Vielleicht rührte dieſer Gebrauch theils aus einer gewiſſen Vertraulichkeit zwiſchen dem Troubadour und dem Angeredeten, theils aber auch davon her, daß die Troubadours den Damen, welchen ſie in ihren Liedern den Hof machten, gewöhnlich erdichtete Namen zu geben pfleg-

ten; vermuthlich aus dem Grunde, um dieſelben durch Nennung des wirklichen Namens nicht zu compromittiren. So nannte Raimbaut von Vaqueiras die Beatrix von Carret »ſchöner Ritter«, Guiraut von Borneil ſeine Dame »Über Alles« und »Schöner Herr«, Arnaut von Mareuil die Adalaſia, Gemahlin des Vizgrafen von Beziers, »Hold-Errungen«, Rambaut von Orange eine ſeiner Geliebten »mein Teufel«, Peire Rogier die Ermengarde von Narbonne. »Ihr habt Unrecht«, Bernard von Ventadour eine ſeiner Freundinnen »mein Troſt«, Bertran von Born die Dame von Montignac »Magnet«, und die Gemahlin Heinrichs des Löwen, Mathilde, Richard Löwenherzens Schweſter und Mutter des Kaiſers Otto, die er wahrſcheinlich gegen Ende **1183** kennen lernte, als ſie ſich mit ihrem verbannten Gemahle bei ihrem Schwager in der Normandie befand, »Helena«: vielleicht weil das Mittelalter in der Helena den Inbegriff und die Blüthe der Schönheit fand. — Indeß kommen in den politiſchen Gedichten ſolche an ſich völlig unverſtändliche Namen verhältnißmäßig ſeltener vor, am Häufigſten dagegen umſchreibende Angaben, wie: der König von Spanien, der kleine Kaiſer, der edle Graf, und ähnliche. Hier hat man allerdings ſchon einen gewiſſen Anhalt, doch finden ſich für die genaue Beſtimmung ſelbſt bei dieſen deutlichern Bezeichnungen immer noch anſehnliche hiſtoriſche Schwierigkeiten. Sie können oft nur durch eine auch auf das Kleinſte eingehende Kenntniß der Zeitgeſchichte, vorzüglich der Geſchichte und Genealogie franzöſiſcher und italieniſcher Häuſer entziffert werden. Vieles ergiebt ſich allerdings aus der Beſtimmung der Zeit, in welcher die betreffenden Dichter lebten und dichteten; aber auch dieſe läßt ſich wiederum in den meiſten Fällen nur aus den Gedichten ſelbſt und den darin erwähnten Thatſachen entwickeln. So ergiebt ſich, daß Marcabrun bis wenigſtens nach **1180** lebte,

aus einem Sirvente deſſelben, in welchem er zürnt, daß ein Knabe um ſeines Reichthums willen Kaiſer ſei. Dieſer Knabe kann nun Niemand anders ſein, als Alexius II., welcher 1180 in ſeinem dreizehnten Jahre den byzantiniſchen Thron beſtieg. Unter dem »Grafen Gottfried, dem Breſelianda gehört«, in einem Sirvente des Bertran von Born, kann nur der ſchon genannte Gottfried von Bretagne verſtanden werden, da Breſelianda ein Wald in Bretagne iſt (beiläufig geſagt derſelbe Wald, in welchem Artus von ſeiner Freundin Viviane verzaubert wurde). Unter deſſelben Bertran's Liedern finden ſich einige heftige Ausfälle gegen Alphons II. von Aragon, deſſen perſönlicher Gegner er war, und der aus folgenden Andeutungen leicht zu erkennen iſt: »Ich fühle mein Herz getrieben, ein neues Rügelied zu dichten, welches die Arageneſer lehren ſoll, daß ihr König unter böſen Vorzeichen hieher kam; man ſchätzt ſeinen Bruder Sancho höher als ihn ꝛc. Dieſer Sancho verwaltete Provence im Namen ſeines Bruders, und wenn Bertrand weiterhin den »König preiſt, welcher Caſtro Xeriz und den Palaſt zu Toledo beſitzt«, ſo kann dieſes nur Alphons III. von Caſtilien ſein, welcher gemeinſchaftlich mit dem Könige von Aragon in Navarra eingefallen war; denn Caſtro Xeriz (Castrum Caesaris) war ein Schloß in Altcaſtilien, vier Meilen von Burgos, und die Lage Toledo's iſt bekannt. —

Schwieriger, ja oft unmöglich iſt es, die gemeinten Perſonen zu entdecken, wenn die in dem Gedichte enthaltenen Andeutungen unbekannt ſind, wie in folgendem Verſe des Mönchs von Montaudon: »Mönch, du haſt übel gethan, daß du nicht ſogleich den König, dem Salaros gehört, beſucht haſt: er war ſo ſehr dein Freund. Ha! wie manche gute Mark Sterling koſten ihn deine Geſchenke!« Salaros iſt ein durchaus zweifelhafter Ort, und wenn Rochegude, der Adolphs II.

im Auge haben mochte, in ſeinem Glossaire: »Saragoſſa« überſetzt, ſo irrt er; denn daß von einem engliſchen Könige die Rede ſein muß, zeigen ſchon die erwähnten Sterlinge, noch mehr aber die darauf folgende Strophe: »Herr, gewiß hätte ich ihn geſehen, wäre es nicht durch deine Schuld unterblieben: denn du haſt ſeine Haft zugelaſſen. Aber du bedenkſt nicht, welchen Lauf das Schiff der Saracenen nimmt; wenn es in Accon landet, ſo ſind die türkiſchen Schelme dort ſtark genug.« Hienach kann über den König, der in der vorhergehenden Strophe als Wohlthäter der Troubadours geprieſen wird, kein Zweifel obwalten: Richard Löwenherz iſt gemeint, während deſſen Gefangenſchaft für das mühſam errungene, ſchwach beſetzte Accon wohl Beſorgniſſe entſtehen konnten. Wenn in einem anderen Gedichte derſelbe Mönch den heiligen Julian, den Schutzpatron der Reiſenden, ſagen läßt: »In Perigord und Limouſin bin ich gleichfalls beliebt, allein der Graf und der König richten dieſe Länder zu Grunde:« ſo ſind hierunter Richard von Poitiers und ſein Vater Heinrich **II.** zu verſtehen, welche dieſe Provinzen im Jahre **1183** auf das Strengſte züchtigten. Und wenn Elias Barjols in einer Canzone ſich »den Freund des Königs von Leon, des Herrn der Caſtilianer« nennt, ſo kann er damit keinen andern meinen, als Ferdinand **III**, der ſeit **1230** Caſtilien mit Leon vereinigt hatte.

Eigenthümlich, wiewohl ganz in den Umſtänden begründet, iſt die Erſcheinung, daß die politiſchen Gedichte der Troubadours ſich ſelten zu einer allgemeinern Auffaſſung der Ereigniſſe erheben, ſondern meiſt bei ſpeciellen Thatſachen ſtehen bleiben, ganz ähnlich wie bei unſern Zeitungen. Sie waren beſtimmt, durch Lob oder Tadel, oder durch beides zugleich, denjenigen, an welchen ſie gerichtet waren, zu irgend einer politiſchen Handlung zu beſtimmen und aufzuregen. Elias

Cairel wirft dem Marquis Wilhem IV. von Montferrat, die Lauigkeit vor, mit welcher er dem Beiſpiele ſeines Vorgängers folge, deſſen Recht und Erbe er aufgäbe, um unbekannt und ruhig in Montferrat zu leben, und ſucht ihn zur Wiedereroberung von Theſſalonich zu reizen, deſſen ſein jüngerer Bruder durch Theodorus Angelus, Fürſten von Epirus, im Jahre 1222 beraubt worden war. »Markgraf,« ſagt er ihm unter Anderm, »die Mönche von Clugny ſollten euch zu ihrem Prior machen oder Ihr ſolltet Abt von Citeaux werden, da Ihr ein ſo ſchwaches Herz habt, daß Euch ein Paar Ochſen und ein Pflug zu Montferrat lieber ſind, als anderswo Kaiſer zu ſein. Wohl kann man ſagen, der Sohn des Leoparden ſchmiegte ſich nie in ein Loch wie der Fuchs.« Auch in einem frühern Sirvente fordert er Wilhelm von Montferrat auf, den Tod ſeines Vaters und die Vertreibung ſeines Bruders Demetrius zu rächen; zugleich ermahnt er die chriſtlichen Fürſten, ihren Zwiſtigkeiten endlich zu entſagen und Jeruſalem und Cairo zu erobern, und behauptet, die Türken und ihre Verbündeten hätten ihr Verderben aus ihren Looſen vorausgeſehen und ſeien deshalb von Schrecken ergriffen. Gegen denſelben Markgrafen exiſtirt auch ein Rügelied von Folquet von Romaes, worin ihm namentlich Mangel an Freigebigkeit vorgeworfen wird. — Als mehre provencaliſche Städte dem Grafen Raimund Berenguier IV. den Gehorſam aufkündigten, indem ſie nur von dem Kaiſer abzuhängen erklärten, unterwarf er ſie wieder mit Waffengewalt und ſtand eben vor Marſeille, als Raimund von Toulouſe auf Friedrichs II. Veranlaſſung erſchien und ihn zu einem ſchleunigen Rückzuge nöthigte. Über dieſe Zaghaftigkeit richtet Bertran von Allamanon, der noch dazu ſein Vaſall war, einen heftigen Sirvente gegen Berenguier: er habe Marſeille ſchimpflich verlaſſen, ſei nicht mit Trompetenſchall oder kämpfend abgezogen, ja er habe

nicht einmal einen Feind geſehen; Raimund von Toulouſe dagegen, ſagt er, habe das Unglück des von Berenguier gedemüthigten Hauſes Baux durch ſeine Tapferkeit gerächt und durch ſeine Artigkeit erſetzt. Auch mit Carl von Anjou war er nicht zufrieden. Als Carl mehre abtrünnige Städte mit Schonung behandelte, wodurch der Dichter, der ſich von dieſen Städten eines Theiles ſeiner Einkünfte beraubt ſah, in Schaden gerieth, ſo erklärt er mit nackten Worten, ſein Lehnsherr habe ſich ſeine Rechte gegen die Rebellen vergeben; jetzt habe ſich zwar das Gerücht verbreitet, als ob er das Kreuz genommen und nach Syrien ziehen werde: aber das ſei nur eine unkluge Art, an den Türken Erſatz zu nehmen für das, was er daheim verloren. — Ein Sirvente des Guillem von Montanhagel betrifft eine Angelegenheit ſeines Lehnsherrn, des Grafen Raimund VII. von Toulouſe. Der Graf hatte den Entſchluß gefaßt, ſeine an Frankreich verlorenen Beſitzungen wieder zu erobern, er hatte ſich zu dem Zwecke mit vielen ſüdfranzöſiſchen Grafen und Herren, ſogar mit den Königen von Arragon und von England verbunden (1242). Nichtsdeſtoweniger ſchlug das Unternehmen gänzlich fehl. Ludwig IX. brachte dem Könige von England eine Niederlage bei und zwang einen der bedeutendſten Bundesgenoſſen, den Grafen von la Marche, zur Unterwerfung: in Folge deſſen Raimund von dem Grafen von Foix und, wie das Gedicht ſagt, auch von dem Grafen von Rhodez verlaſſen ward. Nun erhebt der Troubadour den Grafen von Toulouſe auf den Gipfel des Ruhmes, die Herren von la Marche, Foix und Rhodez aber verklagt er im Namen der Ehre; auch König Jacob und die Engländer werden nicht geſchont. Ein anderer Sirvente deſſelben Dichters beklagt das Schickſal der Provence, die durch Carls Vermählung mit Beatrix unter das Joch franzöſiſcher Herrſcher gerathen war. Der Dichter bedient

ſich hier eines Wortſpieles: »Über nichts thut mir das Herz ſo weh, als daß Proensa (Provence) ihren Namen vertauſcht hat; ſie hat ſo ſehr gefehlt, daß man ſie von nun an Faillensa (Fehl) nennen wird; denn ſie tauſchte eine redliche und liebreiche Herrſchaft mit einer habſüchtigen und verliert dadurch ihren ganzen Werth.« Alsdann äußert er den Wunſch, der König von Arragon möge die Franzoſen angreifen: ihm, der die Türken, die Überwinder der Franzoſen, geſchlagen, könne es nicht ſchwer fallen, auch die Beſiegten zu ſchlagen. Letzteres iſt eine Anſpielung auf Ludwigs unglücklichen erſten Kreuzzug, welchem Carl von Anjou beigewohnt hatte; Jacob aber war gegen die ſpaniſchen Saracenen ſiegreich geweſen. — Bernart von Revenac erklärt in einem Sirvente, daß er ſich durch nichts abhalten laſſe, den Großen die Wahrheit zu ſagen, und fährt dann fort: »Ich bitte den engliſchen König mich zu hören: er verdirbt ſeinen ohnehin kleinen Ruhm noch vollends durch ſeine Zaghaftigkeit, da er die Seinigen im Stich läßt, und ſich ſo läſſig und träge benimmt, daß er im Schlafe zu liegen ſcheint. Der franzöſiſche König behält ihm ohne Umſtände Tours und Anjou, Normandie und Bretagne zurück. »Der König von Arragon mag wohl den Namen Jacob führen, denn gar zu gerne liegt er ruhig (jazer, liegen, mit Jacme, Jacob in Verbindung gebracht.) Nehme ihm ſeine Länder, wer da will, er iſt ſo träg und nachgiebig, daß er nicht einmal widerſpricht, und den Schimpf und Schaden, den er hier bei Limoux erleidet, rächt er dort an den ruchloſen Saracenen. Ehe er nicht für ſeinen Vater Rache genommen, iſt ſein Verdienſt gering. Er rechne nicht auf mein Lob, bevor er nicht Feuer und Flammen verbreitet und gewaltige Streiche austheilt. Erſt dann iſt er mit wahrem Ruhme geſchmückt, wenn er dem franzöſiſchen Könige ſein Gebiet ſchmälert: denn Alphons möchte gern ſein Lehen er-

erben. Graf von Toulouſe, die Einkünfte von Beaucaire, die Ihr ſonſt bezogt, müſſen Euch weh thun; Ihr und der König, Euer Verbündeter, ſollten nicht länger ſäumen, ſie zurückzufordern. Schmach trifft Eure Sache, wenn man nicht bald Zelte und Hütten ſieht, und Mauern brechen und hohe Thürme fallen.« Die hiſtoriſche Auslegung dieſes Liedes hat keine Schwierigkeit. Heinrich III. von England wird im Sinne der Zeit mit Recht getadelt, daß er zur Wiedereroberung der ſchönen Provinzen, welche ſchon Philipp Auguſt an ſich geriſſen hatte, ſo ſchlechte Anſtalten traf. Jacobs Triumphe über die Mauren durfte der Dichter nicht verſchweigen: allein es verdrießt ihn, daß dieſer ſiegreiche Fürſt Carcaſſonne und Raſez, die Ludwig VIII. ſchon beſetzt hatte, den Franzoſen überließ; er fürchtet, dieſe Länder möchten auf Ludwigs IX. Bruder Alphons übergehen, der ſeit ſeiner Verlobung mit Johanna von Toulouſe zum Erben dieſer Grafſchaft beſtimmt war (1229). Unter den Opfern endlich, welche Raimund VII. dem Frieden hatte bringen müſſen, war Beaucaire eines der ſchmerzlichſten. — Peire Vidal klagt über den Zwieſpalt der Könige von Spanien und bittet ſie, ſich zu vereinigen, um gemeinſchaftlich gegen die Mauren zu ziehn. In einem andern Sirvente räth er den Freiſtädten Mailand und Pavia, ſich zu verbünden, und der Lombardei, ſich vor Freibeutern ſicher zu ſtellen. In einem dritten Liede tadelt er den Alphons, daß er den Pfaffen vertraut und, von falſchen Rathgebern bewogen, die Fahne des Kaiſerthums ergriffen habe. Für die Sache des Hauſes Baux und des Wilhelm IV. von Baux, Prinzen von Oranze, den er mit dem vertraulichen Namen Engles (Engländer) bezeichnet, trat Rambaut von Vaqueiras mit mehren kräftigen Liedern auf; er tadelt namentlich die Lauheit einiger mit Baux verbündeter Parteihäupter, und drückt ſeine Verwunderung aus, wie der König von Arragon Frieden

ſchließen könne, noch ehe er nur eine Burg genommen, ſo daß das Haupt der Baux trotz ſeines Bündniſſes mit dem Könige nicht wieder zu ſeinen Beſitzungen gelangt ſei. Uc von St. Cyr iſt ein ſo eingefleiſchter Parteimann, daß ihm Ghibellinismus und Gottloſigkeit unzertrennlich ſind. In einem Sirvente beſchuldigt er einen touloufiſchen Herrn des Unglaubens und droht dem Grafen Raimon von Toulouſe mit dem eignen Verderben, wenn er dem Elenden noch länger ſeinen Schutz verleihe. Friedrich dem II. wird vorgeworfen, er habe den Engländern verſprochen, ihnen Bretagne, Anjou, Poitou, Normandie und Guienne wieder zu verſchaffen; der König von Frankreich, ſo wie der Papſt, werden aufgefordert, einen Kreuzzug gegen ihn anzuordnen und ihm Apulien zu entreißen. Derſelbe Dichter erklärt ſich in einem ſpätern Rügeliede auch gegen Ezzelin; er frohlockt über die Abnahme ſeiner Macht und wundert ſich über die Langſamkeit der göttlichen Rache, wodurch der Glaube ſich erzeugen müſſe, daß Gott an grauſamen Handlungen Wohlgefallen habe.

Dieſe Proben werden genügen, die beſondere Art und Weiſe zu charakteriſiren, in welcher die Troubadours ihre politiſche Polemik zu führen pflegten. Was dagegen die allgemeinen Principien, die politiſchen Grundſätze ſelbſt angeht, ſo läßt ſich darüber kaum etwas Weiteres ſagen, als daß ſie ſich der Regel nach zur Partei desjenigen hielten, in deſſen Dienſte ſie ſtanden, d. h. bei dem ſie als Hofdichter und nicht ſelten als vertraute Freunde ſich aufhielten. Sie waren alſo Parteimänner: und zwar oft in dem Maße, daß ſie an den Helden und Häuptern ihrer Zeit, je nachdem dieſe zu ihrer oder zu einer feindlichen Partei gehören, nur Licht oder Schatten erblicken; ſie ſind von dem Parteigeiſte zumeiſt dermaßen beherrſcht, daß ſie nichts anderes kennen, als entweder ausbündiges Lob oder ausbündigen Tadel. Wer

ſich ihren Haß zugezogen, an dem laſſen ſie, wie man zu ſagen pflegt, kein gutes Haar, er iſt ganz ſchwarz, ganz verloren: während es andererſeits keine löbliche Eigenſchaft giebt, die ſie demjenigen, deſſen Ruhm ſie eben ausſprechen wollen, nicht beilegten. Aber ſo richtig es auch der Mehrzahl nach iſt, daß ſie »deß Lied ſingen, deß Brod ſie eſſen,« ſo finden ſich doch nicht nur bei Einzelnen häufig auch edlere Motive, Motive der Freundſchaft, der Überzeugung: ſondern es iſt auch überall eine Seltenheit, daß ein Troubadour die von ihm einmal bevorzugte Partei verließe oder gar mit einer feindlichen vertauſchte: ſo daß alſo, wenn auch nicht immer der Urſprung, ſo doch die Treue ihrer Überzeugung außer Zweifel iſt. Eine Ausnahme hierin, wie in vielen andern Stücken, macht Bertran von Born, der merkwürdigſte und wichtigſte aller politiſchen Dichter der alten Provence, über deſſen unruhiges wildbewegtes Leben ſeine Biographie Auskunft giebt, unter Anführung zugleich der wichtigſten darauf bezüglichen Lieder. Er war, was wohl zu berückſichtigen iſt, ein mächtiger Baron, der neben ſeinen Liedern zugleich durch ſeine Macht und ſeinen Reichthum wirkte; ſein poetiſcher Einfluß als Dichter ging Hand in Hand mit ſeinem politiſchen als Edelmann. Seine Lieder ſind wahre Feuerbrände; überall ſtiften ſie Zwietracht und Kampf, überall erhitzen und erbittern ſie die Gemüther, ja es ſcheint der ſtürmiſchen Seele des Dichters nicht anders wohl zu ſein, als wenn ringsum Alles in Flammen ſteht und Blut und Kampf den zitternden Erdball erfüllen. Es iſt in ihm eine wilde, berſerkerhafte Luſt an Kampf und Blutvergießen, die ſich hie und da mit förmlichem Jauchzen Luft macht; auf dem Schlachtfelde, unter zuckenden Leichen, unter Blut und Sterben, da erſt fühlt er ſich zu Hauſe. Um dieſe blutige Leidenſchaft auch praktiſch befriedigen zu können, ſuchte er Haß und Zwietracht unter

die Mächtigen zu ſtreuen, und da er, kraft ſeiner politiſchen Stellung, weder als Gegner, noch als Freund gering zu achten war, ſo mußten ſeine Rügelieder doppelt ins Gewicht fallen. Er war, wie die Handſchriften ſagen, Vizgraf in Perigord, Beſitzer des Schloſſes Hautefort; mit den Söhnen Heinrichs II. von England ſtand er in dem innigſten Verkehr, ja die wechſelnde Verbindung mit dieſen, wie er bald mit dem Einen, bald dem Andern gegen die Übrigen Partei macht, bildet recht eigentlich den rothen Faden in ſeinem Leben. Auch ſetzt Dante ihn, weil er den Sohn gegen den Vater aufgereizt habe, in einen der tiefern Kreiſe der Hölle: nicht ganz mit Recht, wenigſtens was das angeführte Motiv betrifft, indem Bertran nachweislich weder an der erſten, noch an der zweiten Empörung der Söhne Heinrichs II. von England gegen ihren Vater Antheil genommen: ſo daß Dante für ſeine Beſchuldigung keine andere Quelle, als die noch jetzt vorhandene provencaliſche Lebensnachricht gehabt zu haben ſcheint. Dort nämlich heißt es (was Dante, Hölle, Geſ. 28. faſt wörtlich wiederholt), Bertran habe den Vater und den Sohn von England entzweit; ſowie an einer andern Stelle, der alte Heinrich habe Bertran gehaßt, weil er gewußt, daß dieſer der Freund und Rathgeber des jungen Königs, ſeines Sohnes, geweſen, und weil er geglaubt, Bertran habe den ganzen Krieg angeſtiftet. Als Krieger und politiſcher Sänger erſcheint Letzterer zuerſt in einem der Empörungskriege der aquitaniſchen Großen gegen Richard Löwenherz, und zwar war er namentlich in der dritten Empörung derſelben eine der erſten Triebfedern. Auch hatte er in Wahrheit einen Grund mehr, als die übrigen Barone, ſich an dem Grafen von Poitiers zu rächen. Er beſaß das Schloß Hautefort mit ſeinem Bruder Conſtantin von Born gemeinſchaftlich; allein die Brüder konnten ſich nicht vertragen und einer ſuchte

den andern zu verdrängen, wobei der minder unternehmende Conſtantin zu kurz kam: ſo daß beide Brüder in ſtetem Unfrieden lebten und ſich wechſelsweiſe vertrieben. Einmal war es dem Letztern gelungen, ſich des ganzen Schloſſes zu bemächtigen; allein Bertran nahm es wieder ein und beſtand nun auf dem Alleinbeſitz. Der Vertriebene wandte ſich an den Vizgrafen von Limoges; dieſer war eben mit Richard im Kriege begriffen, aber beide Gegner verſöhnten und verbanden ſich, um den herrſchſüchtigen Bertran zu demüthigen. Sie vereinigten ihre Streitkräfte, fielen in die Herrſchaft Hautefort ein und verheerten ſie mit Feuer und Schwert. Indeſſen ſcheint Bertran dennoch ſich hinter ſeinen Mauern behauptet zu haben. Ein noch vorhandener Sirvente, welcher auf dieſen Vorfall gedichtet iſt, zeigt deutlich den kecken Muth des Sängers, der mitten in dem Rauch ſeiner Beſitzungen der ergrimmten Feinde ſowie der trägen Freunde ſpottet. Doch ließ er es nicht bei Worten allein bewenden, vielmehr ſeiner Thätigkeit vornämlich iſt es zuzuſchreiben, daß eine neue, und zwar unter allen die gefährlichſte Empörung gegen Richard zu Stande kam. Die Verbündeten, lauter mächtige Große, ſchworen ſich zu Limoges in der Kirche des H. Martial Treue. Die nächſte Veranlaſſung war allerdings die Uneinigkeit der königlichen Brüder ſelbſt, und wie gefährlich das Unwetter war, welches ſich über Richards Haupte zuſammenzog, erhellt aus einem Gedichte Bertrans, in welchem dieſer es hauptſächlich darauf angelegt zu haben ſcheint, den jungen König Heinrich noch mehr gegen ſeinen Bruder aufzuhetzen, was ihm denn auch gelang. Der alte König Heinrich inzwiſchen wußte es dahin zu bringen, daß ſeine Söhne ſich wieder vertrugen. Dadurch ward Bertran von Born ſo ſehr in Harniſch gebracht, daß er gegen den jüngern Heinrich einen Sirvente, voll von Bitterkeit und den heftigſten Schmähungen, ſchleuderte. Er

habe, ſagte er, ſeine Anſprüche gegen eine Rente aufgegeben, und da er nun kein Land mehr beſitze noch regiere, ſo ſolle er der Memmenkönig heißen; denn wie eine Memme handle er, da er nun gänzlich von Lieferungen, Zahlungen und Verſicherungen lebe. — Inzwiſchen hatte Heinrichs Abfall die Verbündeten entmuthigt und ihre Pläne zerſtört, ſo daß Richard, ohne großen Widerſtand zu finden, ſie einen nach dem andern ſchlagen und züchtigen konnte. Darüber nun erhob Bertran ſeine Stimme von Neuem: einen Sirvente noch wolle er dichten von den feigen Baronen, dann ſollten ſie ihn niemals wieder von ihnen reden hören; denn mehr als tauſend Stacheln habe er an ihnen zerbrochen und nicht Einen in Lauf oder Trab gebracht — nein, ſie ließen ſich ohne Widerrede berauben! Gott möge ſie verfluchen! Was denn die Barone beginnen wollten? Es gäbe keinen, den man nicht wie einen frommen Bruder ſcheeren und ſchaben oder ohne Umſtände an allen Vieren beſchlagen könnte.

Mittlerweile bekamen die Dinge unerwartet eine ganz andere Geſtalt. Heinrich II. hatte den jüngern Sohn Gottfried abgeſandt, um den Frieden zwiſchen Richard und ſeinen Vaſallen zu vermitteln; allein kaum der Aufſicht ſeines Vaters entgangen, führte dieſer ſeinen alten Verbündeten die Mannſchaft zu, welche er bei ſich hatte, ein Heer von Bretonen und Brabanzonen, mit denen er in Poitou die gräulichſten Verwüſtungen anrichtete und Richard bald in die Enge trieb. Nun erbot ſich der junge Heinrich zum Friedensgeſchäft; kaum aber, nach erhaltenem Urlaub von ſeinem Vater, in Limoges angekommen, warf er die Maske ab und erklärte ſich ebenfalls gegen Richard. Der Vater eilte nun, ſeinem dem Untergange nahen Sohne Richard Hilfe zu bringen, zu welchem Ende er ſich mit ſeinem alten Freunde Alphons II. von Arragonien verband. Allein der jüngere Heinrich bat

ſeinerſeits Alphons' Erbfeind, den Grafen Raimund V. von Toulouſe, wie auch ſeinen Schwager Philipp Auguſt und den Herzog Hugo von Burgund, um Hilfe, die ihm auch nicht verweigert ward. So gerade mußten die Sachen ſtehen, wenn ſie Bertran befriedigen ſollten; wie glücklich er ſich fühlte inmitten dieſer allgemeinen Verwirrung und Entzweiung, beweiſt ein Sirvente, den er auf Raimunds von Toulouſe Aufforderung dichtete, und in welchem er den Kampf zwiſchen dieſem und dem König von Arragon prophetiſch vorausſieht. Er ſchließt mit dem charakteriſtiſchen Wunſche, daß »alle dieſe mächtigen Barone ſtets auf einander erzürnt ſein möchten!« — Der alte Heinrich inzwiſchen war ſelbſt nach Limouſin gezogen, um ſeine Söhne zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Allein nicht nur, daß er, namentlich bei der Belagerung des Schloſſes Limoges, dem verzweifeltſten Widerſtande begegnete, ſo mußte er noch den Kummer erleben, daß ſein Sohn Heinrich in Folge eines hitzigen Fiebers plötzlich ſtarb. Wenigen ging der Hintritt des durch manche ſchöne Gaben ausgezeichneten Prinzen ſo zu Herzen, als Bertran von Born; die beiden auf Heinrichs Tod gedichteten Klagelieder gehören zu dem Schönſten und Innigſten, was nicht nur Bertrans Muſe, ſogar was die ganze provencaliſche Poeſie in dieſer Gattung aufzuweiſen hat. Durch Heinrichs Tod nun war das Bündniß aufgelöſt und der König ſäumte nicht, die aufrühreriſchen Vaſallen zu züchtigen. Auch vor Hautefort erſchien das Strafgericht; eine ſtrenge Belagerung der wiederum ſtark befeſtigten Burg begann. Zwar wehrte Bertran ſich hartnäckig: aber dennoch konnte er nicht hindern, daß, wenn auch erſt nach ſiebentägiger Belagerung, die von zwei Königen (Heinrich II. und Alphons von Arragon) und einem Herzoge (Richard) angegriffenen Feſte (die bei Gottfried von Vigeris »Authefort« heißt) von Richard mit Sturm genommen ward.

Bertran wurde, den Handſchriften zufolge, in Heinrichs II. Zelt geführt, der ihn, als den Anſtifter der Empörung ſeines Sohnes ſehr übel aufnahm. »Bertran, Bertran,« ſagte er, »Ihr habt euch einmal gerühmt, daß Ihr nicht die Hälfte Eures Verſtandes nöthig hättet; jetzt aber ſcheint er Euch ganz noth zu thun.« — »Herr,« erwiederte Bertran, »es iſt wahr, daß ich dies geſagt habe, und ich ſagte damit die Wahrheit; allein nun habe ich ihn nicht mehr.« — »Wie ſo?« fragte der König. — »Herr,« entgegnete Bertran, »an dem Tage, wo Euer Sohn, der treffliche junge König, ſtarb, verlor ich Verſtand und Bewußtſein.« Sofort ſoll nun der gerührte König dem Freunde ſeines Sohnes ſeine Freiheit und ſeine Beſitzungen zurückgegeben und ihn obendrein noch reichlich beſchenkt haben. Wenigſtens, daß Bertran ſich bei dieſer Gelegenheit mit Richard ausgeſöhnt, geht aus einem noch erhaltenen Sirvente des Dichters hervor; er ſagt darin, er werde für Richard von nun an ein kräftiger Beiſtand ſein, treu und rein, wie ächtes Silber, gehorſam und liebevoll: und ergießt dann bittern Tadel über die Grafen und Barone, welche, obwohl ſie ihm einſt in dem Münſter des H. Martial auf ein Miſſalbuch geſchworen, ihn zuletzt dennoch verrathen und Frieden geſchloſſen hätten, ohne dabei ſeiner zu gedenken.

Kaum indeſſen ſah Bertran von Born ſich wieder in dem Beſitz ſeines Schloſſes, als ſein Bruder Conſtantin ihm neue Fehde erregte. Der König hatte die Feſte, während ihrer Belagerung, dieſem zugeſagt. Allein Bertran wußte jenen ſowohl, wie Richard dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß ſie Conſtantins Sache nicht weiter beachteten, blieb Bertran im Beſitz; erſt nach ſeinem Tode verglichen ſeine Kinder ſich mit ihrem Oheim. — Daß ſich unter Bertrans Liedern auch heftige Angriffe gegen Alphons II. von Arragon finden müſſen, iſt leicht erklärlich. Allein gerade hier beſtätigt ſich die

oben ausgeſprochene Meinung, wie leicht ſelbſt die beſſern Troubadours ſich von ihrer Leidenſchaft, ſei es in Gutem, ſei es in Böſem, zum Extrem verleiten ließen. Bertran läßt ſich in dieſen Gedichten zu offenbaren Verleumdungen eines Königs hinreißen, in deſſen Lob alle Geſchichtſchreiber einſtimmen. Aber freilich hatte Bertran, außer den Rückſichten ſeiner Partei, auch noch einen perſönlichen Grund, Alphons zu haſſen. Bei der Belagerung von Hautefort nämlich ſchickte der König von Arragon, der früher mit Bertran befreundet war, einen Boten in die Feſte und erſuchte Bertran um Lebensmittel, die ihm dieſer denn auch aus Gefälligkeit hinausſchickte, dem Geſchenk aber die geheime Bitte hinzufügte, der König möge veranlaſſen, daß man das Sturmgeräth von einer gewiſſen Stelle der Mauer entferne, welche daſelbſt dem Einſturz nahe ſei. Allein der König verrieth die ganze Sache, man vereinigte alle Sturmwerkzeuge auf dem angegebenen Punkte, und ſo mußte die Burg fallen. Wie ungerecht es daher auch ſein mag, wenn er den Alphons, »der ihn an demſelben Tage verrieth, wo er ihm einen Freundſchaftsdienſt erwieſen,« meineidig, ſchwach, träge, üppig, feig, einen Verräther, treulos, grauſam nennt (was der König Alles nicht war), ſo bleibt doch ſo viel gewiß, daß Bertrans Heftigkeit einige Entſchuldigung verdient. Mit der Verſicherung freilich, »daß er den König nur züchtige, um ihn zu beſſern; es thue ihm leid, wenn er ihn irren ſehe, und er wünſche, ihn zu belehren,« darf man es bei alledem nicht zu genau nehmen. — Von nun an ſehen wir dieſen Troubadour ſtets auf Seiten ſeines Landesherrn, und wenn er trotzdem den König von Frankreich auffordert, die Waffen zu ergreifen und eine ihm widerfahrene Schmach zu rächen, ſo geſchieht dies nur aus ſeinem bekannten Wohlgefallen am Kriegszuſtande überhaupt, der ihm, außer der Luſt des Schlachtgewühles, auch Beute

und eine größere Freiheit des Lebens verſprach. Wie ſchwer, bei dieſer Gemüthsart, mögen ihm die Jahre des Friedens geworden ſein, vom Juli 1183, wo er ſein Schloß übergab, bis Ende 1186! — Endlich, mit dem Jahre 1187, ſchien ſich dieſe Lage der Dinge ändern zu wollen. Richard hatte ſich mit Alix, der Schweſter des Königs Philipp, verlobt, zögerte aber mit der Vermählung, obwohl er bereits einen Theil der Normandie als Heirathsgut empfangen; ja er weigerte ſich endlich ſogar, dem Könige von Frankreich für Poitou und Guienne zu huldigen. Beide Theile griffen zu den Waffen, und ſchon ſtanden die Heere einander gegenüber, als die päpſtlichen Legaten einen zweijährigen Frieden vermittelten. Ein ſo unerwarteter Friedensſchluß, der einen noch kaum begonnenen Krieg endigte, mußte Bertrans Galle reizen. In einem bittern Rügeliede erklärte er denn auch, die Engländer und Franzoſen hätten ihre Ehre gegen Schande vertauſcht: ein gerüſteter König, der im Felde auf Verhandlungen eingehe, ſei ein Feigling; beſſer hätte ſich Philipp in das Gewühl geſtürzt, als mit den Waffen in der Hand der Kirche zu Gefallen unterhandelt. Dem König Heinrich habe Iſſoudun den Eid der Treue geleiſtet, und er werde es nicht fahren laſſen; Philipp möge ſeinem Gegner für die engliſche Münzen danken, die dieſer in ſolcher Menge nach Frankreich geſchickt habe, daß Säcke und Beutel theuer geworden: dieſe, nicht die Krieger von Anjou und Maine, ſeien die eigentlichen Sieger. Eine andere Anzahl Rügelieder dieſes Dichters bezieht ſich auf den im Jahre 1186 ausgebrochenen Krieg zwiſchen Richard und ſeinem alten Feinde, dem Grafen Raimund V. von Toulouſe, welcher letztere, hart bedrängt, den König von Frankreich, ſeinen Lehnsherrn, um Schutz bat; die Lieder zielen darauf ab, Philipp zum Kampfe anzureizen, beſonders durch den Vorwurf, daß Richard trotz aller Unterhandlungen

die Prinzeſſin Alix verſchmäht und ſich unterdeſſen mit Berengaria, der Tochter Sancho's VI. von Navarra, verlobt habe, mit welcher er ſich wirklich einige Zeit darauf (1191) zu Meſſina vermählte. Er ſagt ferner, Richard jage auf Löwen, Philipp nur auf Sperlinge und laſſe ſich allgemach von Richard zu Grunde richten.

Wie in allen übrigen Stücken, war Bertran auch in der Art und Weiſe eigenthümlich, wie er die Kreuzzüge auffaßte, nämlich nur von ihrer weltlichen Seite, als eine Probe ritterlicher Tapferkeit. Wenn daher andere Troubadours, ergriffen von der Aufopferung des Erlöſers, die Befreiung ſeines Grabes mit glühender Beredſamkeit als eine Gewiſſenspflicht ſchilderten, ſo leitet Bertran ſein Kreuzlied (bezüglich auf den dritten Kreuzzug und noch vor Richards Thronbeſteigung entſtanden) auf eine mehr als proſaiſche Art alſo ein: »Unſer Herr fordert alle tapfern und muthigen Helden auf; noch nie hat ihn Krieg oder Schlachtgewühl geängſtigt: doch von dieſem hält er ſich für hart bedrängt. Denn das wahre Kreuz iſt genommen und der König und das Grab bedürfen der Hilfe. Alle glauben wir zuverläſſig, daß das heilige Feuer ſich dort ergießt: man ſieht es, und wenn man es glaubt, thut man nicht zu viel.« Bertran ſelbſt jedoch blieb daheim, das Erbe ſeiner Väter zu ſchützen, welches in der That ſeiner Obhut und Anweſenheit bedurfte. Denn kaum, daß Richard den Rücken gewendet, als ſeine Gegner ſich aufs Neue empörten, und, auf die Nachricht von ſeiner Gefangenſchaft, mitten in das Herz ſeiner Staaten eindrangen. Plötzlich jedoch erſchien Richard wieder; während er ſich rüſtete, ſuchte Bertran durch Gedichte des Königs Rachegefühl noch mehr zu reizen. Auch gelang es Richard Löwenherz in kurzer Zeit, die empörten Vaſallen von Neuem zu unterwerfen. Bald nachher ſcheint Bertran von Born ſich von dem

poetiſchen Tummelplatze für immer zurückgezogen zu haben. Seine Thätigkeit als Dichter füllt alſo, obwohl er, wie die Handſchriften bemerken, ein hohes Alter erreichte, nur den kurzen Zeitraum von 1180 bis 1194. Zuletzt ſoll er, nach eben dieſer Quelle, noch in den Ciſtercienſerorden getreten ſein, vielleicht um hier die Ruhe zu finden, welche er bis dahin, in einem abenteuerlichen, wildbewegten Leben, ſo beharrlich geflohen.

Kein Anderer iſt ſo geeignet, uns den großen Einfluß zu zeigen, den die Troubadours durch ihre politiſchen Lieder ausübten, als eben Bertran von Born. Wir haben geſehen, daß, die politiſchen Verhältniſſe betreffend, faſt immer dasjenige geſchah, was er anrieth. Außerdem, wie bei den übrigen bedeutendern Troubadours, ſo tritt uns auch bei ihm faſt in allen dieſen politiſchen Liedern eine ſehr ehrenwerthe Seite entgegen: der heilige Ernſt nämlich, die Innigkeit der Überzeugung, die Tiefe der Empfindung, welche er, bei aller Leidenſchaftlichkeit, zeigte, ſowie die Kühnheit, mit der er, ſelbſt unter drohenden Gefahren, auch den angeſehenſten Perſonen gerade heraus ſeine Meinung ſagte. Beſonders rühmlich aber iſt der Eifer und hochherzige Muth, womit nicht allein Bertran, ſondern überhaupt die Troubadours, ſich der politiſchen Opfer annahmen, gegen welche der Fanatismus Kreuzzüge anſtellte. Dahin gehören namentlich die Gedichte zu Gunſten der verfolgten Albigenſer: und zeigt es gewiß von dem im Allgemeinen höheren Standpunkte der Aufklärung, auf welchem die Troubadours ſich befanden, ſowie von ihrem geſunden, redlichen Sinne, daß unter allen ihren noch vorhandenen Gedichten, ſo viel mir bekannt, nicht ein einziges vorkommt, welches *gegen* die Albigenſer gerichtet wäre: wie es denn überhaupt unſre volle Achtung verdient, daß wir die

Troubadours faſt immer auf der Seite der Unterdrückten und Schwächeren ſehen.

Ja dies Verhältniß iſt doppelt wichtig, weil in der That ſie es waren, welche durch ihre Sirventes die öffentliche Meinung beſtimmten und bildeten. Wir haben geſehen, daß dieſe Dichtungsart für die Troubadours nicht ſelten ein Mittel war, ſich gegen diejenigen zu äußern, auf welche ſie erbittert waren, daß ſie aber auch eine weit edlere Beſtimmung hatte, indem man ſich ihrer bediente, um die Immoralität in den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft zu geißeln, oder den Großen, ſelbſt den regierenden Fürſten, ihr Unrecht, ihre Verirrungen vorzuwerfen. Auf dieſe Art wurde der Sirvente als Rügelied eine furchtbare Waffe, mit welcher die Troubadours nicht nur ihre perſönlichen Feinde angriffen, ſondern auch mit der achtungswertheſten Freimüthigkeit, oft ohne alle Rückſicht auf ſich ſelbſt und die Gefahr, welcher ſie ſich ausſetzten, Könige, Adel, Klerus, Bürger und Bauern, Männer und Frauen, ſogar ganze Völker und Nationen verfolgten. Erwägt man demnächſt die außerordentliche Schnelligkeit, mit der dieſe Rügelieder ſich verbreiteten, indem die Dichter von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß zogen und dieſelben vortrugen, oder, hatten ſie irgendwo eine feſte Anſtellung als Hofdichter, ihre oft zahlreichen Jongleurs damit beauftragten; erwägt man ferner, in welchem Anſehn und welchen freundſchaftlichen Verbindungen die Hofdichter ſowohl, wie die fahrenden Poeten ſtanden, ja daß ſie großentheils ſelbſt Männer von Rang, Reichthum und Anſehn waren: ſo begreift man wohl, eine wie gefährliche, wie einflußreiche Waffe dieſe Lieder bildeten. Es iſt daraus auch ferner erklärlich, daß ſich der Angegriffene, wie impoſant ſeine politiſche Stellung auch übrigens war, ſich nicht ſelten dennoch durch einen antwortenden

Sirvente vertheidigte. So z. B. Robert I., Dauphin von Auvergne, der den Sirvente des Richard Löwenherz beantwortete, in welchem dieser ihn, freilich mit großem Unrecht, der Treuloſigkeit angeklagt hatte u. ſ. w.

Allein wie groß auch die politiſche Bedeutung dieſer Dichtungen: ihr poetiſcher Werth (um auf unſer anfängliches Urtheil zurückzukommen) wird dadurch immerhin nicht erhöht. Vielmehr waren dieſe Lieder nichts, noch ſollten ſie mehr ſein, als überhaupt nur eine öffentliche Beſprechung von Zeitereigniſſen: wobei es uns genügen muß, daß ſie der Mehrzahl nach von einem geſunden, energiſchen Parteigeiſte dictirt ſind. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, als Documente der Zeitgeſchichte und der damaligen öffentlichen Stimmung, bilden ſie eine höchſt intereſſante Erſcheinung, die eines gründlichen Studiums um ſo mehr würdig iſt, als in dieſen Gedichten unzählige Andeutungen enthalten ſind, aus denen die Specialgeſchichte Frankreichs und Italiens, und namentlich die Genealogie der kleineren franzöſiſchen und italieniſchen Dynaſtenhäuſer erweitert und weſentlich berichtigt werden kann — Dinge freilich, auf welche des Näheren einzugehen, hier weder Raum noch Veranlaſſung.

Die Alkeſtis des Euripides.

Von

H. Köchly.

Wie Euripides überhaupt im Laufe der Zeiten bis auf die Gegenwart herab ſehr verſchiedenartig beurtheilt, von den Einen eben ſo erhoben und bewundert, als von den Andern herabgeſetzt und getadelt worden iſt, ſo hat, aus leicht begreiflichen Gründen, dieſes Schickſal vorzugsweiſe ſein Trauerſpiel Alkeſtis getroffen, deſſen Kritik ſogar in unſerer Literaturgeſchichte eine, wenn auch kleine, doch eigenthümliche Rolle geſpielt hat. Darin freilich iſt man nachgerade einig, daß zu gerechter und unparteiiſcher Würdigung des Tragikers, den ein Sokrates mit beſonderer Vorliebe auszeichnete, der Schlüſſel nur in einer gründlichen Erkenntniß ſeiner ganzen Zeit gefunden werden kann: einer Zeit, deren Eindrücke und Bewegungen er als ächtes Kind derſelben in ſich aufgenommen, verarbeitet und wiedergegeben hat: ſo daß Euripides ganz und gar in ſeiner Zeit ſteht, während Sophokles über, Äſchylos in ſeinen letzten Werken außer und im Gegenſatze zu derſelben ſich befindet. Aber außer dieſer allgemeinen Quelle hat ſich kürzlich eine beſondere neu geöffnet, in einem Scholion nämlich, das zuerſt von Dindorf aus einer vaticaniſchen Handſchrift mitgetheilt ward, und das, gehörig und conſequent benutzt, ein ganz neues Licht auf die Tragödie und damit auf den Dichter ſelbſt zu werfen verſpricht, zugleich aber auch den bisherigen Verſuchen ihr Verdienſt und Recht angedeihen läßt. Von dieſen Verſuchen will ich zunächſt reden.

Nachdem Wieland im Jahre 1773 ſein Singſpiel

Alceſte, deſſen Würdigung weiter nicht hieher gehört, gedichtet hatte, ſo ließ er im Deutſchen Merkur deſſelben Jahres eine Reihe von Briefen erſcheinen (jetzt im Auszuge, in: Wielands ſämmtlichen Werken, 1840. Bd. 35, S. 152—69), in denen er ſeine Abweichungen von Euripides äſthetiſch zu begründen und ſein Singſpiel der alten Tragödie gegenüber zu rechtfertigen ſuchte. Natürlich betrachtete er dieſelbe dabei als eine ächte, wirkliche Tragödie. Geben wir nun allerdings zu, daß Wieland nach ſeiner bekannten Auffaſſungsweiſe in der Berückſichtigung »rührender Situationen«, ſowie in dem Beſtreben, den »ungezogenen« Herkules zu »dem Ideal des wahren Helden«, der für die Tugend Alles thut, Alles wagt, »zu machen«, es theilweiſe verſehen hat, geſtehen wir ferner ein, daß er von der friſchen kräftig pulſirenden Sinnlichkeit der alten Heroenwelt keine Ahnung hatte: ſo müſſen wir ihm doch in vielen einzelnen Punkten Recht geben; nur daß wir ſpäter ganz andere Folgerungen daraus ziehen werden. So die treffende Charakteriſtik des Admet (S. 160): »Dieſer Admet ſcheint mit aller ſeiner ehelichen Liebe zu einer Gemahlin von ſo außerordentlichem Werthe der Philoſophie Satans im Buche Hiob zugethan geweſen zu ſein, deren erſter Grundſatz iſt: Alles was ein Mann hat, giebt er für ſein Leben. Ebenſo hat er mit ſeiner Kritik gegen die Abſchiedrede des Admet an ſeine Gattin, in der er geradezu »Albernheiten« findet, gegen »den komiſchen und unanſtändigen Zank zwiſchen Vater und Sohn«, gegen die »Converſation« zwiſchen Admet und Chor bei ihrer Wiederkunft vom Grabe, gegen den »abgeſchmackten, ewig langen Dialog« zwiſchen Herkules und Admet am Ende von ſeinem Standpunkte aus vollkommen Recht.

Dieſe Punkte ſind denn daher auch von Goethe in

ſeinem berühmten 1774 »bei einer Flaſche guten Burgunders in Einer Sitzung niedergeſchriebenen« (Sämmtliche Werke 1840, Bd. 22, S. 248) Schwanke: »Götter, Helden und Wieland« keineswegs widerlegt, nicht einmal eigentlich berührt worden. Ganz richtig ſagt er ſelbſt über dieſes köſtliche Jugendwerk: »Allein in den Briefen, die er (Wieland) über gedachte Oper in den Merkur einrückte, ſchien er uns dieſe Behandlungsart allzu parteiiſch hervorzuheben und ſich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu verſündigen, indem er die derbe geſunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte.« Demgemäß iſt denn die friſche, kecke, wenn auch etwas chargirte Schilderung der alten Halbgötter, »die nicht auf moraliſchen, ſondern auf verklärten phyſiſchen Eigenſchaften beruhen«, eben ſo treffend, als, von dieſem antiken Standpunkte aus, die unbarmherzige Kritik gegen die »zwei abgeſchmackten gezierten hageren blaſſen Püppchens, die ſich einander Alceſte! Admet! nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten, als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verſchwanden.« Bei alledem, die Tragödie des Euripides, wie ſie wirklich vorliegt, hat Goethe nicht gerechtfertigt. Hören wir nur, was dieſem ſelbſt in den Mund gelegt wird: »Sieh her, das ſind meine Fehler. Ein junger blühender König, erſterbend mitten im Genuß aller Glückſeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung, den Guten, Trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parcen einen Wechſeltod abdringend. Und nun — Alles verſtummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — Alles — und er lechzend am Rande des Todes, umherſchauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten,

hinunterzusteigen zu den hoffnungslosen Todten.« Eine herrliche, ganz im Geiste des Alterthums gedachte Situation: wenn nur im Euripides ein Wort davon stände! Und eben so wenig rechtfertigt Goethe im Folgenden, wo er den Charakter des Admet entwickelt, diesen und die Tragödie, die Euripides wirklich geschrieben hat, sondern eine Tragödie, wie er sie etwa selbst damals gedichtet hätte, wie sie ein Dichter des Alterthums hätte dichten können. Nur die Möglichkeit, aus der Mythe von Admet und Alceste eine ächte Tragödie zu bilden, hat Goethe gezeigt, nicht bewiesen, daß die vorliegende des alten Dichters eine solche ist.

Mit Recht hat daher Gottfried Hermann in der Vorrede zu seiner Ausgabe (1824) anerkannt, daß eigentlich nur der Charakter des Herkules von Goethe gerechtfertigt worden, obgleich ich nicht einmal zugeben möchte, daß dies für eine der handelnden Hauptpersonen in einer ächten Tragödie genügend geschehen ist oder genügend geschehen kann. Sonst ist Hermann, obgleich er Einiges zu entschuldigen sucht, ziemlich auf dem Wielandschen Standpunkte stehen geblieben. Herkules sei unumgänglich nöthig gewesen: ihn wegstreichen, heiße zugleich alle Kraft, alle Mannheit aus dem Stücke streichen, das auf diese Art nur ein weinerliches Ding, mehr Elegie als Tragödie, geworden wäre. Denn der Streit zwischen Pheres und Admet habe mit der Tragödie nun vollends nichts zu thun, er sei ein bloßes Horsd'oeuvre, dem atheniſchen Publicum zu Liebe, das bekanntlich an Processen u. dgl. ein besonderes Behagen gehabt. Auch gebe der ganze Streit zu keinem Zuge des Edelmuths und würdiger Gesinnung Raum, vielmehr mit Recht könne Einer den Andern der Herzlosigkeit anklagen: so daß außer allein der

Alkeſtis in dem ganzen Stücke kein Charakter ſei, wie ihn die Tragödie eigentlich erfordere.

Mit dieſem letztern Urtheil ſind wir ganz einverſtanden: aber freilich, was wird da aus unſerer Tragödie? Auch ihre weiteren Fehler ſind Hermann nicht verborgen geblieben, wie er denn z. B. die Verſicherung des Admet, ein Bild ſeiner verſtorbenen Frau zu ſich ins Bett legen zu wollen, geradezu höchſt abgeſchmackt (p. XI) nennt, gleich darauf aber durch die Betrachtung erklärt, Euripides habe dergleichen Ziereréien geliebt, und die Menſchen lieber gezeichnet wie ſie wirklich ſind, als wie ſie ſein ſollten. Ebenſo wird auch die letzte Scene zwiſchen Herkules und Admet von Hermann nur entſchuldigt, und zwar beſonders durch die Vermuthung, Euripides habe eben die Sache anders machen wollen, als ſeine Vorgänger, namentlich Phrynichos, und dieſes Streben nach Neuheit überhaupt habe wohl oft Veranlaſſung zu ungeſchickten Erfindungen gegeben (p. XII.).

Und weiter in der That konnte vor Entdeckung jenes Scholions (deſſen für uns wichtigſte Stelle wir unter dem Texte mittheilen) kaum gegangen werden *). Wir erfahren aus demſelben erſtlich, daß die Alkeſtis als viertes Stück einer

*) *Ἐδιδάχθη ἐπὶ Γλαυκίνου ἄρχοντος τὸ λ': πρῶτος ἦν Σοφοκλῆς, δεύτερος Εὐριπίδης Κρήσσαις, Ἀλκμαίωνε τῷ διὰ Ψωφῖδος, Τηλέφῳ, Ἀλκήστιδι· τὸ δὲ δρᾶμα κωμικωτέραν ἔχει τὴν κατασκευήν* (d. h. die ganze Compoſition iſt etwas komiſch). Ferner: *τὸ δὲ δρᾶμά ἐστι σατυρικώτερον, ὅτι εἰς χαρὰν καὶ ἡδονὴν καταστρέφει· παρὰ τοῖς τραγικοῖς* (wohl *κριτικοῖς*?) *ἐκβάλλεται ὡς ἀνοίκεια τῆς τραγικῆς ποιήσεως ὅ τε Ὀρέστης καὶ ἡ Ἄλκηστις, ὡς ἐκ συμφορᾶς μὲν ἀρχόμενα, εἰς εὐδαιμονίαν δὲ καὶ χαρὰν καταλήξαντα· ἔστι δὲ μᾶλλον κωμῳδίας ἐχόμενα.*

den Mythen nach nicht zuſammenhängenden Tetralogie im Jahre 440 v. Ch. aufgeführt worden iſt, ferner, daß es, weil die Stelle eines Satyrſpieles vertretend, auch ſeiner Anlage, ſeinem Gange und Ende nach mehr den Charakter eben eines ſolchen oder gar einer Komödie tragen mußte. Darauf fußend hat Glum in einer 1843 erſchienenen lateiniſchen Abhandlung das Stück beurtheilt, und namentlich über die Perſonen des Admetos und des Herkules richtig und treffend ſich ausgeſprochen. Ich bedaure ſehr, daß ich dieſe Abhandlung nur aus der Vorrede meines Freundes Witzſchel zu ſeiner Ausgabe kenne, wie es mir denn auch noch nicht möglich geweſen, den Euripides restitutus von Hartung zu erhalten. Indeſſen auch ſo glaube ich durch dieſe Abhandlung nichts ganz Überflüſſiges zu liefern, da ich, nach eben jenen Mittheilungen Witzſchels aus der Abhandlung Glums ſchließen zu dürfen glaube, daß dieſer zwar vieles Einzelne ſehr richtig erkannt, aber doch noch nicht zu dem Satze durchgedrungen iſt, daß Euripides in ſeiner Alkeſtis mit Bewußtſein und Schöpferkraft eine wirklich neue Kunſtgattung des Drama ins Leben gerufen hat. Dies zu erweiſen iſt der Zweck dieſer Abhandlung. Um nicht den Schein zu haben, als wollte ich erſt in das Stück hineinlegen, was doch mit Nothwendigkeit aus demſelben hervorgeht, ſchicke ich eine genaue Analyſe deſſelben voraus.

Apollon hält den Prolog. Wegen des Cyklopenmordes von Zeus zur Dienſtbarkeit bei einem Sterblichen verbannt, iſt er Hirt bei dem Admetos geweſen, und »da er, der Heilige, hier einen heiligen Mann gefunden hat« (V. 10), ſo hat er das Haus beſchützt, und durch Liſt von den Mören erlangt, daß Admetos dem ſchon jetzt beſtimmten Tode entgehen kann, wenn er einen Andern für ſich ſtellt. Hier iſt gleich zweierlei bezeichnend. Dem Apollon

iſt Admetos ein heiliger Mann, er iſt alſo mit deſſen Denk- und Handlungsweiſe durchaus einverſtanden; und das Höchſte, was er dieſem, ſogar durch Betrug der Schickſalsgöttinnen, zu gewähren ſucht, es iſt — das Leben: ganz im Gegenſatz etwa zur Hexe, welche, von ihrer Prieſterin angefleht, den frommen Söhnen das Beſte zu gewähren, was ein Sterblicher erlangen könne, ihnen einen ſanften ſchnellen Tod ſendet. — Wie jenes Geſchenk von dem Gotte gegeben, ſo wird es von dem Menſchen angenommen: Admetos fragt bei Allen, Ältern und Freunden, herum (V. 15), ob wer für ihn ſterben will. Die Gattin allein iſt bereit dazu; ſie liegt im Sterben: Apollon verläßt das Haus, um nicht durch die Nähe der Leiche befleckt zu werden.

Es folgt das Zwiegeſpräch zwiſchen ihm und dem in vollem Koſtüme auftretenden Tode, der ſich bitter beklagt, daß ihm Apollon durch Liſt ſeine Ehren ſchmälere, und ſogar Anfangs offenen Angriff von dem bogenbewehrten Gotte fürchtet. Apollon beruhigt ihn darüber, und verſucht dann ſogar, der Alkeſtis ein längeres Leben zu retten; ſie werde ja dann eben ſo reich beſtattet werden, meint er (V. 56). Aber Thanatos weiſt dieſen rein materiellen Grund mit der ſo richtigen wie materiellen Folgerung ab, das Geſetz würde dann bloß den Reichen zu Gute kommen; ſie würden ſich ſtets ein hohes Alter erkaufen. Darauf weiß Apollon weiter Nichts zu antworten, und als Thanatos es ihm auch als Gefälligkeit abgeſchlagen, die Alkeſtis länger leben zu laſſen, bricht er in die Prophezeiung aus, daß ein gewaltiger Fremdling ihm mit Gewalt und ohne daß er Dank davon habe, die Frau entreißen werde. Dem Thanatos iſt das keine Drohung; er geht ins Haus, ſein grauſames Amt zu vollziehen, worauf auch Apollon ſich entfernt.

Der Chor erſcheint, von Alkeſtis, des beſten Weibes,

Aufopferung unterrichtet, ängſtlich forſchend, ob ſie bereits verſchieden. Denn ſterben muß ſie: es iſt der beſtimmte Tag (κύριον ἦμαρ, V. 103), und für den Tod kein Kraut gewachſen iſt. Nur wenn Asklepios noch lebte, der die Todten zurückführte, wäre noch Hoffnung. Jetzt iſt keine: Alles hat das Königspaar verſucht, aller Götter Altäre mit Opfern gefüllt: aber es iſt keine Rettung mehr.

Eine Dienerin tritt aus dem Hauſe und berichtet in der pointirten Weiſe des Euripides (»man kann ſie ebenſo gut lebend als todt nennen«), daß Alkeſtis im Sterben liege. Auffallend iſt ihre Äußerung, »der Herr wiſſe jetzt noch gar nicht, wie groß ſein Verluſt ſei« (142 und 43); daß dies nicht aus Übermaß betäubenden Schmerzes geſchehe, kann man vorläufig aus der Bemerkung ſchließen, daß »der Schmuck in Bereitſchaft ſei, mit welchem der Gatte ſie begraben werde« (V. 147). Daran hat er alſo doch in ſeinem Kummer denken können. Es folgt dann die ergreifende, ächt tragiſche Schilderung, wie Alkeſtis, zugleich todesmuthig und lebensſehnſüchtig, zugleich tief erſchüttert und entſchloſſen, mit Waſchung, Schmuck und Gebet ihre Vorbereitungen zum Tode getroffen, wie ſie dann von dem ehelichen Lager, von den Kindern, von den Sclaven, die ſie verehrten, Abſchied genommen habe, und wie im Hauſe des Admetos Alles in Trauer ſei. Die Berichterſtatterin ſchließt daher von ihrem Standpunkte mit der Äußerung, wenn Admetos todt wäre, wäre es nun vorbei: ſo aber hätte er nun ein unvergänglich Leid zu tragen (V. 195 f.). — So zwar die Dienerin: daß es ihm ſelbſt aber gar wenig ſo zu Muthe, können wir bereits aus dieſer Schilderung ſchließen, welche überhaupt für die Charakteriſtik des altgriechiſchen Weibes bedeutſam iſt. Alkeſtis iſt ganz Gattin: darum hat ſie mit Bewußtſein und ohne Reue ſich für den Mann geopfert, dem ſie einſt den jungfräulichen

Gürtel gelöſt (V. 175—79): aber von einer individuellen Liebe zu ihm, wie ſie bei der modernen Gattin hervorträte, von einer Aufopferung für den Admet, weil er Admet und kein Anderer iſt, davon keine Spur. Ja ſie hält es für nichts weniger als undenkbar, daß ihr Gatte ſich einer andern vermählen wird, indem ſie zum Thalamos ſpricht: »Dich wird ein andres Weib erwerben, nicht treuer zwar, doch glücklicher« (V. 179 f.). Und auch der umgekehrte Fall wäre nicht gegen die antike Anſchauung geweſen: die Mythe vermählt trotz Hektors Abſchied Andromachen dem Neoptolemos und Helenos nach einander. Aber Alkeſtis iſt auch ganz Mutter, und um die Wünſche, welche ſie jetzt für der Kinder Zukunft thut, zur Erfüllung zu bringen, werden wir ſie nachher, jener Vermuthung entgegen, vom Gatten das Verſprechen der ferneren Eheloſigkeit verlangen ſehen. — Doch weiter. Der Chor fragt nach dem Admetos, da deſſen in dem ganzen Bericht nicht gedacht worden, nicht einmal an ihn ausdrücklich Alkeſtis ſich gewendet zu haben ſcheint. »Er weint, lautet die Antwort, die Gattin im Arm, und fleht, ſie ſolle ihn nicht verlaſſen. — Unmögliches Verlangen!« Wer aber weiß beſſer, daß es unmöglich, als Admetos ſelbſt, der es ja ſelbſt ſo gewollt hat?! Die Dienerin kündigt dann noch an, Alkeſtis werde herauskommen, um noch einmal das Licht der Sonne zu ſehen. Dann geht ſie ins Haus zurück.

Der Chor, obwohl von der Nutzloſigkeit überzeugt, ruft noch einmal die Götter an: »denn ihre Macht iſt die größte« (V. 229): namentlich den Apollon, der noch einmal helfen ſoll. Dann wendet er ſich an den Admetos und meint, ſein traurig Loos ſei hinlänglicher Grund zum Selbſtmord, ja noch ſchlimmer als dieſer (V. 229—31). Wird Admet auch der Meinung ſein? Wir werden gleich ſehen; denn eben tritt die Dulderin heraus, geſtützt auf den trauern-

den Gatten. Doch ſcheint der Chor bereits vorauszuſehen, daß er, »der beſten Frau beraubt, das freudloſe Leben doch leben wird.«

Es folgt das Zwiegeſpräch zwiſchen den Gatten, welches mit dem Tode der Alkeſtis ſchließt. Da iſt nun zunächſt ſehr bezeichnend, daß, während ſie in bewegten Metren Sonne und Himmel, Erde und Haus anruft, während ſie ſchon den Charon mit ſeinem Nachen und die Schreckensgeſtalt eines Führers in die Unterwelt zu erblicken glaubt, — er in ruhigen Trimetern das triviſalſte Zeug von der Welt antwortet: »die Sonne ſieht uns beide, die wir ohne Schuld unglücklich ſind,« und »erhebe Dich,« (wenn ſie nur könnte!); »verlaß mich nicht« (als ob er nicht ſelbſt erſt ſie dazu veranlaßt hätte!); »flehe die Götter um Mitleid an« (das iſt längſt geſchehen!), und noch beſſer: »traurig iſt für mich die Fahrt, welche Du erwähnſt;« endlich: »Du gehſt einen Weg, der für die Freunde und am Meiſten für mich und die Kinder traurig iſt.« Endlich, da ſie ſterbend zuſammenſinkt und es ihr vor dem Auge dunkelt, da muß er doch pflichtſchuldigſt etwas bekümmerter werden: er bricht alſo in Anapäſten aus: »dies Wort zu hören iſt mir ſchlimmer als der Tod!« (Nun, warum iſt er denn nicht geſtorben?) »Verlaß mich nicht! Ohne Dich bin ich nichts mehr; in Dir lebe und ſterbe ich!« Es ſteht ihm ja aber frei, mit ihr zu ſterben, wenn er ſein Verlangen und deſſen Reſultat bereut. Allein davon nirgend eine Spur, nirgend, weder hier noch ſpäter, der an ſich ſo natürliche Wunſch, er möge die Gattin nicht zu dem Tauſche gebracht haben; nirgend wird das hervorgehoben, was doch eigentlich die Hauptſache ſein ſollte, daß Alkeſtis für ihn ſtirbt: nein, der Tod der Alkeſtis iſt ihm eine Nothwendigkeit, ein von den Göttern verhängtes Unglück. Den Schlüſſel zu alle Dem giebt uns die lange Rede

der Alkeſtis, in welcher ſie ihn zu dem Schwure drängt, ſich nicht wieder zu verheirathen. Sie kennt die Größe ihres Opfers: ſie hätte leben, einen andern Mann heirathen, glücklich und mächtig ſein können; ſie hat es nicht gewollt: ſie hat für ihn gethan, was eigentlich die Ältern, die doch keinen andern Sohn bekommen würden (V. 301: die bekannte Pointe aus der Antigone!), für ihn hätten thun ſollen —; darum fordert ſie von ihm eine Gunſt, die freilich dem Opfer nicht entſpricht, denn »das Leben iſt der Güter höchſtes doch (*ψυχῆς γὰρ οὐδὲν ἐστι τιμιώτερον*, V. 308). Mit dieſem beſtimmten Worte, auf welches Apollon, wie wir ſehen, ſchon zu Anfang hingedeutet, auf welches die ganze bisherige Entwicklung hingearbeitet hat, ſpricht Alkeſtis den Grundſatz aus, von welchem alle Perſonen des Stückes, ſie allein ausgenommen, bewegt und geleitet werden, wenn auch auf verſchiedene Weiſe: die Selbſtſucht, und zwar gerade in der Art, wie das auch im gewöhnlichen Leben von den Alltagsmenſchen geſchieht, daß nämlich jene Selbſtſucht eben nur in dem Beſitz äußerer realer Güter Befriedigung findet, alſo Egoismus und Materialismus. Alkeſtis, obwohl ſelbſt davon frei, und darum die einzige wirklich tragiſche Figur, iſt ſich doch dieſes Standpunktes vollkommen bewußt: darum verlangt ſie gleichſam in Folge eines Tauſchcontractes vom Gatten, er möge ſich nicht wieder vermählen. Warum dies? Nur um der Kinder und um deren materieller Wohlfahrt willen, daß ſie nicht von einer Stiefmutter, »die nicht ſanfter iſt, als eine Otter« (V. 317), gemißhandelt werden. Ächt weiblich ſpricht ſie dann dieſe Beſorgniß beſonders in Bezug auf die Tochter aus, der bei der Hochzeit und bei dem Wochenbette nicht beiſtehn zu können, ſie beſonders bedauert. Der Abſchied ſchließt dann mit einem Selbſtlobe, »der Gatte

könne rühmen, die beſte Gattin, die Kinder, die beſte Mutter gehabt zu haben:« eine Äußerung, welche, zwar nach antiker Sitte ganz natürlich und am Orte, doch fein andeutet, daß auch Alkeſtis inſofern nicht ganz frei von (allerdings ganz edlem) Egoismus bei ihrer Handlung geweſen, indem ihr dabei, wenn auch nur vorübergehend, der Gedanke an Nachruhm vorgeſchwebt hat. Daß dies ſo ſei, zeigt auch die öfter wiederkehrende Pointe, ſie ſei das beſte Weib, und der ſpätere Chorgeſang (V. 442 ff.), welcher ihre Verherrlichung durch Geſang verkündigt.

Wovon Alkeſtis kein Wort geſprochen, um den Entſchluß des Gatten zu beſtimmen, treue Liebe bis über das Grab, das hebt Admetos faſt in moderner Weiſe, aber in pretiöſen, geſpreizten Ausdrücken und in geſuchten Wiederholungen hervor (V. 335—42). Sehr natürlich! Er will Alles thun, damit ſie beruhigt ſtirbt und nicht etwa das Opfer zurücknimmt. Ganz in derſelben untragiſchen, von dem Standpunkte aus aber, den wir nun zur Beurtheilung des Stückes zu gewinnen anfangen, köſtlich naiven Weiſe, in welcher er immer mehr ſeine ganz gewöhnliche Geſinnung enthüllt, verſichert er weiter, um in jeder Art die Sterbende zu beruhigen, er werde ſie ewig betrauern und, gleichſam als Revanche, Vater und Mutter haſſen: für ihn ſei Spiel und Tanz vorbei, und darum werde er keiner Lebensfreude ſich mehr hingeben; dafür werde er von geſchickter Hand ſich ein Bild von ihr machen laſſen, dieſes in ſein Bett legen, und als ſeine Frau anreden, umhalſen, umarmen — zwar ein froſtiges Vergnügen, aber ſie werde ihn ja wohl auch einmal im Traum erfreuen. Admet wird je komiſcher, je mehr er ſeiner gemeinen Natur den Zügel ſchießen läßt. »Wenn ich Orpheus' Stimme hätte,« ſagt er, »um dich« — natürlich mit gehöriger Sicherheit — »aus der Unterwelt zu holen,

da würde ich hinuntergehen, und weder der Höllenhund noch Charon ſollten mich ſchrecken. So aber, nun da warte unten, bis ich komme, und beſtelle unterdeſſen Quartier. Ich werde mich einſt in daſſelbe Grab legen laſſen: denn,« ſo ſchließt er, »nicht einmal im Tode möchte ich je von Dir getrennt ſein.« Nun, könnte man ihm ſagen, ſo trenne Dich doch auch im Leben nicht! ſo tödte Dich doch mit ihr! Alkeſtis aber hat von alle dem nichts gehört oder beachtet, als den Schwur, daß er nicht wieder heirathen will; das ſchärft ſie ihm nochmals ein und übergiebt ihm dann die Kinder. Der Tod naht. Als Admet ausruft: »was ſoll ich thun von Dir getrennt?« verſichert ſie ihm, die Zeit werde ihn ſchon tröſten, und während er in ſchon gewohnter Weiſe ſie bittet, ihn mit herabzunehmen, er ſei verloren, wenn ſie ihn verlaſſe, ſie ſolle ihre Kinder nicht verlaſſen, wird ſie immer ſchwächer und verſcheidet endlich.

Ehe wir weiter gehen, blicken wir einen Augenblick zurück. Von allen jenen Motiven, wie ſie Göthe angenommen hat, die den Admetos bewegen konnten, die Aufopferung der Alkeſtis nicht ſowohl zu dulden, als hervorzurufen, z. B. Sorge für Reich und Volk, Beſchützung der alten Ältern, der unmündigen Kinder, die etwa eher die Mutter als den Vater entbehren könnten, Sehnſucht nach Heldenthaten und Großthaten u. ſ. w., von alle dem findet ſich bei Euripides kein Wort; nirgend tritt etwas Anderes hervor, als daß Admetos es als ein Axiom annimmt, um jeden Preis ſein Leben zu erhalten, eben nur — um zu leben; daß er daher den nothwendigen Tod der Gattin zwar als Unglück beweint, aber zugleich als ein fait accompli betrachtet, mit dem nicht weiter zu markten.

So erſcheint er denn nun auch in den folgenden Scenen,

wo ſich ſein kalter Egoismus immer offener darſtellt. Indem er dieß aber ganz naiv thut, ohne ſich dabei etwas Böſes zu denken, ſondern gleichſam in der Vorausſetzung, es ſei ſo ganz in der Ordnung, iſt er ein ächter Luſtſpielcharakter: wie denn gegen das Ende das Komiſche immer überwiegender wird und zuletzt den Sieg gewinnt.

Zunächſt folgt das letzte eigentlich tragiſche Stück, die Klage des kleinen Eumelos um die Mutter, welche in ihrer einfachen Natürlichkeit mehr rührt, als manches ähnliche Melos im Euripides. Aber auch dies unterbricht Admetos mit zwei Trimetern, die nicht trivialer ſein können: »ſie hört nicht, ſie ſieht nicht: ich und ſie, wir ſind beide von ſchwerem Unglück betroffen. (V. 411 f.)«

Sobald das Kind ſeine Klage geendet, tröſtet der Chor mit Gemeinplätzen, wie: er müſſe ſein Unglück tragen, er ſei nicht der Erſte noch Letzte, der eine brave Frau verliere, alle Menſchen müßten ſterben ꝛc. Der troſtloſe Gatte antwortet darauf ganz ruhig: »ich weiß das, und nicht unvermuthet iſt das Unglück gekommen, und weil ich es längſt wußte, betrübte ich mich darüber.« Dann ordnet er ſofort das Begräbniß, ſagt allgemeine Landestrauer an, die ſich ſogar bis auf die Pferde erſtrecken ſoll, denen die Mähnen zu ſcheeren ſind, und verbietet auf ein Jahr jedes Volksvergnügen. »Denn«, ſchließt er ganz naiv, »ich werde nie einen theurern und um mich verdientern Todten begraben; und ſie verdient, daß ich ſie ehre, denn — ſie allein iſt für mich geſtorben.«

Während Admetos ins Haus mit dem Leichnam der Alkeſtis zurückgeht, die nöthigen Anſtalten zu treffen, ſingt der Chor das Lob derſelben, die er gern zurückrufen möchte, und verſpricht ihr Nachruhm. Aber auch hier miſcht ſich zweierlei ein, was für den Charakter des Stückes bedeutſam iſt,

einmal der Gedanke an die Möglichkeit, daß Admetos trotz ſeines feierlichen Schwures eine zweite Frau nehmen wird (εἰ δέ τι καινὸν ἕλοιτο πόσις λέχος u. ſ. w. V. 472 ff.); ſodann der zwar ganz natürliche, aber doch auf die eigene Perſon bezügliche Wunſch, auch eine ſolche Frau zu haben.

Es erſcheint nun der Retter in der Perſon des Herakles, der ebenfalls auf eigenthümliche, dem Charakter des Stückes angemeſſene Weiſe gefärbt iſt. Zunächſt wird ihm im Zwiegeſpräch mit dem Chor bei der Erkundigung nach den Roſſen des Diomedes Gelegenheit gegeben, ganz unbewußt und ohne Prahlerei ſeinen unerſchrockenen Muth, den keine Todesgefahr erſchreckt, ſeine ſchon vielfach geprüfte und ſiegreich beſtandene Heldenkraft auszuſprechen: »Niemand wird jemals Alkmenens Sohn vor der Hand der Feinde zittern ſehn.« (V. 516 f.)

Mit dieſen glückverheißenden Worten ſchließt er: da tritt eben Admetos im Trauerkoſtüm heraus. Nach den erſten Begrüßungen fragt der unerwartet eingetroffene Herakles nach dem Grund der Trauer. Admetos antwortet allgemein; er fragt nach den Kindern, den Ältern — beide leben; er fragt nach der Frau — Admetos dreht und wendet ſich in Zweideutigkeiten, deren ein wirklich einigermaßen erſchüttertes Gemüth unfähig wäre, um die Wahrheit weder zu ſagen noch beſtimmt zu verneinen. Endlich macht er dem Herakles weiß, er beſtatte eine Fremde, die nach dem Tode ihres Vaters in ſeinem Hauſe gelebt habe. Immer weiß man noch nicht, wozu dieſe Heuchelei? Man ſollte doch erwarten, daß Admetos ſofort dem Freunde, der um die bevorſtehende Aufopferung der Alkeſtis ſchon wußte, die Wahrheit ſage, da ja kein Schade damit verbunden, kein Nutzen an die Lüge geknüpft zu ſein ſchien. Aber freilich nur ſchien: unſer Admetos iſt ſelbſt in der höchſten Trauer ein berechnender und

überlegter Mann, das zeigt ſich ſofort. Herakles bedauert, den Admetos ſo getroffen zu haben; warum? fragt Jener. Ich muß zu einem andern Gaſtfreund, ſagt der. Da ruft der bis zum Tod betrübte Gatte: »Nicht alſo, Herr, nicht komme ſolches Unglück über mich« (V. 550). Und als Herakles noch Umſtände macht, ſagt er ganz ruhig: »Die Todten ſind todt (τεθνᾶσιν οἱ θανόντες): geh' nur hinein.« Alle weiteren Erörterungen ſchneidet er dadurch ab, daß er ſofort einen der Sclaven beauftragt den Herakles in das Hinterhaus zu führen, ihm gehörig (σίτων πλῆθος V. 559) vorzuſetzen und ja die Mittelthür zu ſchließen. »Denn,« ſchließt der trauernde Gatte, von dem man gerade das Entgegengeſetzte, Todtenklage dürfe nicht durch Gelage geſtört werden, als Grund erwartet hätte: »denn es ziemt ſich nicht, daß Schmauſende Wehklagen hören, und daß Gaſtfreunde ſich betrüben« (V. 561 f.). Herakles folgt ohne weitere Umſtände.

Nun kennen wir doch hoffentlich unſern Mann, und was es mit ſeiner Verzweiflung auf ſich hat? Doch nein, es wäre noch ein Ausweg möglich, ihn wegen dieſer Heuchelei zu rechtfertigen, die vielleicht ſeinem Herzen ſehr ſchwer ward: das Gaſtrecht, das von den Göttern geſchützte und geehrte, war es, was den »heiligen« Admetos bewog, ſeinen Schmerz zurückzudrängen und ſich ſelbſt zu bezwingen, um dem Göttergebot zu folgen! Aber auch dieſe Vertheidigung hat der Dichter ſelbſt abgeſchnitten. Der Chor entſetzt ſich über die That des Herrn: »bei ſolchem Unglück wagſt Du Fremde aufzunehmen? Biſt Du von Sinnen?« Der antwortet aber, indem er ſich auf ſeine Schlauheit ordentlich etwas zu Gute thut: »Würdeſt Du mich mehr loben, wenn ich ihn weggewieſen hätte? Mein Unglück würde dadurch nicht geringer werden, und ich würde zu anderem Unglück auch noch das erleben, daß mein Haus in den Ruf der Ungaſtlichkeit käme. Und wenn

ich ſelbſt einmal nach Argos komme, ſo finde ich an dieſem den beſten Gaſtfreund.« Nun, das iſt doch deutlich, dächten wir. Gleichwohl fragt der Chor in ſeiner Einfalt weiter, warum er dem Freunde ſein Schickſal verhehlt habe. »Er hätte ja ſonſt nicht in mein Haus treten wollen, wenn er etwas von meinem Unglück gemerkt hätte,« klärt ihn der König auf, der damit ſchließt, daß, wie man ihn auch tadeln möge, er doch nie einen Fremden von der Thür weiſen werde. Damit geht er ins Haus zurück.

Trefflich ſchließt ſich daran der Chorgeſang, in welchem die Gaſtlichkeit des Admetos geprieſen wird, die ſogar den Gott Apollon bei ihm Hirtendienſte zu thun eingeladen habe, die aber auch Urſache ſeines Reichthums und ſeiner weit ausgedehnten Macht ſei (*τοιγὰρ πολυμηλοτάταν ἐστίαν οἰκεῖς* u. ſ. w. V. 599 ff.). Alſo auch hier der materielle Standpunkt! Darum beſcheidet ſich denn der Chor in ſeinem beſchränkten Unterthanenverſtande gern, daß Jener auch bei der Aufnahme des Herakles recht gehandelt habe: »edles Blut wird zum Rechtthun fortgeriſſen, den Hochgeſtellten wohnt jegliche Weisheit bei; und ich hege im Herzen die Überzeugung, daß der gottesfürchtige Mann Glück haben werde« (V. 611 ff.).

Jetzt tritt Admetos mit dem Grabgeleite heraus und fordert ruhig den Chor auf, wie es Sitte iſt (*ὡς νομίζεται* V. 620), die Todte auf ihrem letzten Wege anzureden. Dies zu thun, wird er durch das plötzliche Erſcheinen von Admets Vater Pheres unterbrochen, welcher Grabgeſchenke bringt und, Nichts ahnend von dem bevorſtehenden Unwetter, den Sohn ermahnt, das zwar Traurige, aber Unvermeidliche zu tragen. Auch er will beitragen, die Verſtorbene zu ehren, die ſeinen Sohn errettet hat; noch im Grabe begrüßt er ſie, aber fügt auch hinzu: »ſolche Heirathen müſſen den Menſchen nützen,

oder es iſt nicht der Mühe werth zu heirathen« (V. 638 f.). Man ſieht, daß im Admet der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen iſt: gleichwohl nimmt dieſer daſſelbe, was er ſelbſt in ſo hohem Grade übt, dem Vater ſehr übel, und enthüllt in der langen Schmähredе auf das Ergötzlichſte ſeine extremen Anforderungen für ſein eigenes Ich. Bitter weiſt er den Vater zurück: er habe ihn nicht gerufen und Alkeſtis brauche ſeine Gaben nicht; damals hätte er trauern, damals für ihn ſterben ſollen. Aber nein, er ſei gar nicht ſein wirklicher Vater, ſonſt wäre er nicht ſo erzfeig geweſen, (*πάντων διαπρέπεις ἀψυχίᾳ*, V. 653), und hätte in ſeinem hohen Alter, am Ziele des Lebens, Luſt und Muth gehabt für ihn zu ſterben. Dagegen wird Alkeſtis erhoben, welche er, mit luſtiger Parodie auf Andromache's Worte im Homer, allein als Vater und Mutter anſieht. Und welche Ehre hätte es dem Alten gebracht, ſein bischen noch übriges Leben für den Sohn aufzuopfern, der dann mit der Gattin noch lange glücklich gelebt hätte? Was wolle der Vater denn noch? Er habe ſein Gutes genoſſen, ſei mächtig geweſen und hinterlaſſe einen Sohn als Erben. Schon aus Dankbarkeit hätte er für dieſen ſterben ſollen, da er ſtets gegen ihn ein guter Sohn geweſen. Nun aber werde er ſich nicht weiter um den Vater kümmern, ihn auch nicht beſtatten. Sonſt wollten doch die Greiſe immer gern ſterben, käme aber dann der Tod, ſo hätte keiner mehr Luſt dazu. — So gereizt bezahlt der Alte mit gleicher Münze. Sehr ergötzlich fragt er gleich zu Anfang, ob er einen Lydiſchen oder Phrygiſchen Sclaven vor ſich zu haben glaube, und pocht auf ſeine edle Geburt; dann zählt er auf, wie er den Sohn erzeugt und erzogen habe; daß aber der Vater auch noch für den Sohn ſterben ſolle, das ſei eine ganz neue Mode: »für Dich ſelbſt biſt Du glücklich oder unglücklich: ich habe das Meinige gethan« (V. 696 f.). Er

verlange das eben ſo wenig von dem Sohne; habe dieſer das Leben lieb, ſo habe er es auch lieb, wenn auch nicht viel mehr übrig ſei. Und der ſeine Gattin gemordet, um zu leben, werfe ihm Feigheit vor? Das ſei ganz bequem, wenn er immer ſeine gegenwärtige Frau überreden könne für ihn zu ſterben. — Admetos läugnet den Vorwurf auch gar nicht, bleibt aber in der darauf folgenden Altercation dabei ſtehen, daß es beſſer, ein Greis ſterbe, als ein Jüngling; er macht es dem Vater zum Vorwurf, daß er den kurzen Lebensreſt nicht hingegeben und dadurch Alkeſten gerettet habe, nennt es feig, ſchimpflich, unverſchämt: und da der Alte ihm Antwort in demſelben Stile nicht ſchuldig bleibt, ſo heißt er ihn endlich gehen. Er thut es: aber erſt nachdem er mit der Rache des Akaſtos, des Bruders der Alkeſtis, gedroht hat. Admetos ruft ihm nach, daß er ſich um Vater und Mutter nicht ferner bekümmern und, wofern es von Nöthen, ihnen feierlich allen Verkehr aufkündigen werde. Dann fordert er auf, den Zug fortzuſetzen, dem ſich der Chor unter einem kurzen Gebet für die edle und beſte Frau anſchließt. —

Iſt es nöthig, nach dieſer Scene, die gewiß ganz und gar dem Euripides allein angehört, nochmals darauf hinzuweiſen, wie ſein Admetos von keinem andern Motive, als einzig und allein von der nackten Liebe zum Leben, das auch Pheres als höchſtes Gut preiſt, zu ſeinem Handeln beſtimmt wird? Ich glaube es nicht; daher nur noch die Bemerkung, wie Pheres, der wenigſtens dem Sohne gegenüber keine Forderungen macht, die er ſelbſt verweigern würde, dem Admetos die Maske vollends abreiſt, indem er offen und mit dürren Worten ihm die Wahrheit ſagt, ohne daß dieſer ſie widerlegen kann.

In der nächſten Scene tritt die Peripetie, und zwar

ganz der Anlage gemäß, ein. Der Diener, welcher den Herakles hereingeführt hat, tritt heraus und beklagt ſich über dieſen. So einen Gaſt habe er noch nie bedient! Unbeſorgt um die Trauer ſei er eingetreten, habe gethan wie zu Hauſe, unmäßig gegeſſen und getrunken, dazu ſich bekränzt und gräßlich geſungen (ἄμουσ' ὑλακτῶν, V. 772), während ſie die Herrin beweint hätten, ohne dem Gaſt das thränende Auge zeigen zu dürfen. Denn ſo habe es Admet ausdrücklich befohlen (im geraden Gegenſatze zur officiellen Landestrauer). Es ſei ihm höchſt ſchmerzlich, einen ſolchen Dieb und Räuber (πανοῦργον κλῶπα καὶ λῃστήν, V. 778) bedienen und darüber die Pflicht verſäumen zu müſſen, die er der todten Herrin ſchuldig. Indem tritt der Geſchilderte, offenbar etwas angetrunken, heraus: und da er den Sclaven traurig daſtehn ſieht, ſo ruft er ihn zu ſich, um ihm ſeine Lebensweisheit, die einfachſte und materiellſte von der Welt, beizubringen: Sterben müſſen wir Alle; wann, weiß Niemand; die Zukunft iſt ungewiß: darum der Gegenwart muß man ſich freuen, trinken und lieben, und ſich um nichts weiter kümmern! In ſeiner Bonhommie, die nicht zufrieden iſt, allein luſtig zu ſein, fordert er dann den Sclaven auf, mit ihm zu trinken und ſich die Grillen zu vertreiben. Die Moral iſt: »Sterbliche müſſen auch denken wie Sterbliche; denn allen den ernſthaften und verdrießlichen Leuten iſt nach meiner Meinung das Leben nicht wirklich ein Leben, ſondern eine Plage« (V. 810—14). Hiemit wird alſo jeder tiefern Auffaſſung des Lebens, überhaupt dem Idealismus der Krieg erklärt, dem Charakter unſers Herakles und des Stückes gemäß. Jenen kann man nun keineswegs mit allgemeiner Hinweiſung auf die derbkräftige Natur und friſche Sinnlichkeit der Alten als einen tragiſchen Helden in Anſpruch nehmen. Wir wollen nicht etwa den ſüß-

lichen ſentimentalen Tugendhelden Wielands: aber das Bewußtſein, vermittelſt ſeiner, durch der Here Liſt auferlegten Arbeiten ewigem Ruhme und der Unſterblichkeit (*Ἡρακλῆς*) entgegenzuſtreben, mußte ſich doch irgendwie kund geben. Dagegen ein trefflicher Held für ein Satyrſpiel und für eins, das deſſen Stelle einnimmt! In ſeinem unverhüllten Materialismus ſpricht er das offen und ganz aus, was Admetos und Pheres heuchleriſch und halb unbewußt verfolgen. Und ferner iſt bei ihm die Luſt am Leben unmittelbar in deſſen Nichtachtung und Todesverachtung umgeſchlagen; es jeden Augenblick noch in die Schanze zu ſchlagen, iſt für ihn auch ein Genuß deſſelben. — Hieraus geht denn auch, wie wir gleich ſehen werden, der ſchnelle Entſchluß zur Rettung hervor. Der Diener läßt ahnen, daß ein ſchweres Unglück das Haus betroffen habe: und als Herakles, der nur in der Vorausſetzung, ein fremdes Weib werde beſtattet, ſich es ſo wohl hat ſein laſſen, immer mehr in ihn dringt, da endlich entdeckt er die Wahrheit. Herakles, wie plötzlich nüchtern geworden, fragt faſt entſetzt: »Was ſagſt Du? und da nahmt Ihr mich gaſtlich auf?« Jetzt erinnert er ſich an Admets Trauer, jetzt ergreift ihn Reue, daß er im Trauerhauſe getrunken und gelärmt! Doch ſchnell wirft er dies von ſich ab: »die Schuld iſt Dein, warum haſt Du es mir nicht geſagt?« Und ſofort ſchon ſeines Entſchluſſes gewiß, erkundigt er ſich nach Alkeſtens Grabſtätte. Er ſpricht ihn mit einer kurzen kräftigen Anrede an ſein Herz aus: er will die eben Verſtorbene dem Admetos zurückholen, indem er den Tod ſelbſt überfällt: den wird er ja wohl bei dem Opferblute trinkend antreffen (*πίνοντα τύμβου πλησίον προσφαγμάτων*, V. 857) — eine köſtliche Vermuthung für einen Trinker von Profeſſion! — und im Ringkampf überwältigen. Wo nicht, ſo geht's in den Hades: denn dem Ad-

met muß er ſein Übermaß von Gaſtfreundſchaft vergelten, daß er in ſolcher Trauer ihn doch aufgenommen; er ſoll nicht ſagen, daß er einem ſchlechten Manne Gutes erwieſen. So geht er auf und davon.

Jetzt kehrt Admetos mit den Leidtragenden zurück. Seine Klagen können nach dem Vorhergehenden und nach dem tiefen Blick, den wir in ſeine Seele gethan, nur komiſch wirken, z. B.: »Wie kann ich wohl ſterben? Ich beneide die Todten, ich möchte ihre Häuſer bewohnen; es freut mich nicht mehr die Sonne zu ſchauen, die Erde zu betreten.« Sich den Tod zu geben, wenn es ihm damit Ernſt wäre, iſt ihm ja noch jetzt unverwehrt. Darum tröſtet auch der Chor, den er immer durch ſein Jammergeſtöhne unterbricht, mit den trivialſten Gemeinplätzen: »Du haſt Schmerzliches erduldet; Du hilfſt der Verſchiedenen nicht;« u. ſ. w. Ebenſo luſtig iſt es, und wird es noch mehr durch ſein Benehmen in der folgenden Scene, wenn er jetzt ſich ein ehe- und kinderloſes Leben wünſcht, wobei wieder ſein Egoismus ergötzlich durchſchlägt: *μία γὰρ ψυχὴ τῆσδ' ὑπεραλγεῖν μέτριον ἄχθος* (V. 900 f.) Dann neue Klaglaute von ſeiner, neue Troſtgründe derſelben Art von des Chores Seite. Am Beſten iſt es aber weiterhin, wenn er dem Chore zuruft: »warum haſt Du mich gehindert, mich ins Grab zu ſtürzen, um mit ihr, der Beſten, entſeelt dazuliegen, daß der Hades zugleich zwei treue Seelen erbeutet hätte?!« (V. 917 ff.) Alles das kann er noch thun. Der Chor erwiedert auch darauf nichts, ſondern beruft ſich nur auf das Beiſpiel eines Mannes, der ſeines Sohnes Tod mit Gleichmuth ertragen. (Man hat nicht ohne Wahrſcheinlichkeit darin eine Anſpielung auf den Anaxagoras finden wollen). Aber der Schmerz des Admet ſelbſt iſt keineswegs erlogen: er hat Alkeſten geliebt, ſo ſehr er nämlich in ſeinem Egoismus deſſen fähig iſt, daher jetzt

die wirklich rührende Erinnerung an ſeinen einſtmaligen Einzug bei der Hochzeit, und ſeine Vergleichung mit der Heimkehr von der Beſtattung; worauf denn der Chor, der immer mehr von Egoismus angeſteckt zu werden ſcheint, ihm ſagt, das Unglück ſei ihm zwar etwas Neues, aber er habe doch Leben und Seele gerettet; ſchon Viele hätten ihre Frau durch den Tod verloren. Jetzt erſt, post festum, wo Alles zu ſpät iſt, ſetzt Admetos auseinander, wie traurig ſein Leben ſein werde; als ächtem Egoiſten fällt es ihm jetzt noch nachträglich ein, welche Unbequemlichkeiten doch die Aufopferung ſeiner Frau für ihn haben wird. Daß er aber jetzt erſt darauf kommt, wo es zu ſpät iſt, während früher dergleichen Reflexionen ihm nicht eingefallen ſind, zeigt eben, daß früher die nackte Sorge für ſein Leben alle andern Gedanken in den Hintergrund gedrängt hat. Er beginnt, und zwar jetzt, wo die Gefahr vorbei iſt, alles Ernſtes damit, daß das Loos ſeiner Gattin glücklicher ſei als das ſeine. Dies wird denn nun im Folgenden ganz charakteriſtiſch geſchildert: daheim erinnre ihn Alles, Haus, Kinder, Sclaven, an die Geſchiedene; auswärts werde er den Anblick glücklicher Ehen und junger Frauen nicht ertragen können (dies eine feine unbewußte Andeutung ſeiner Schwäche in dieſem Punkte) und ſeine Feinde (natürlich nur dieſe, da er den Vorwurf ſelbſt nicht anerkennt) werden ihn wegen Feigheit tadeln. und ſo ſchließt er denn mit dem Ausrufe, der früher, wo er ſeine Gattin noch nicht zur Aufopferung bewogen hatte, allerdings am Ort geweſen wäre: »Was iſt mir in Schande und Elend das Leben noch angenehm?«

Der folgende Chorgeſang fällt, wie ſo häufig bei Euripides, ziemlich auseinander. Zuerſt wird die Allmacht der Nothwendigkeit geſchildert, welche auch den Admetos erfaßt und unwiderruflich der Gattin beraubt habe, deren Tugend

und Nachruhm ſodann geprieſen wird. Der Chorgeſang, zu welchem ſich nicht wenige Pendants finden, iſt doch hier am Ort: unmittelbar vor der Rückkunft der Alkeſtis iſt es um ſo bedeutſamer, wenn nochmals verſichert wird, daß ſie der unüberwindlichen Nothwendigkeit zum Opfer gefallen.

Es folgt die Schlußſcene. Herakles mit der verſchleierten Alkeſtis auftretend macht zunächſt dem Freunde Vorwürfe, daß er ihn aufgenommen und durch ſein Schweigen zu ungebührlichem Betragen im Trauerhauſe verlockt habe; darauf bittet er ihn, die Frau, welche er bei ſich führe, und die er als den höchſten Siegespreis in einem Kampfſpiel gewonnen habe, ihm bis zu ſeiner Heimkehr aus Thrakien aufzubewahren, im Falle ſeines Todes aber für ſich zu behalten. Dieſes Vorgeben, ſowie die ganze darauf folgende Scene, die man vom Standpunkt der ächten Tragödie aus nicht rechtfertigen kann, daher auch faſt einſtimmig verworfen oder höchſtens als ein Mittel des Bühneneffectes entſchuldigt hat, ſetzt dem Stücke, wie es nach unſerer Darſtellung aufzufaſſen iſt, die Krone auf und iſt voll des keckſten, friſcheſten Humors. Auch iſt ſie ganz natürlich eingeleitet. Herakles, dem Admetos weiß gemacht, nicht ſeine Gattin, ſondern eine Fremde werde hinaus getragen, will dieſem als Revanche einen gleichen Schabernack ſpielen und ſeine Frau als Fremde wieder hineinſchmuggeln. Auf dieſe Weiſe giebt er aber dem Admetos Gelegenheit, ſeine Geſinnung und namentlich was wir von ihm in der Zukunft zu erwarten hätten, naiv und unbefangen zu entwickeln. Zunächſt entſchuldigt er ſich, daß er den Herakles unter falſchem Vorgeben aufgenommen: es würde ihm Leid zu Leid gekommen ſein, wenn in Folge deſſen Herakles nicht bei ihm eingekehrt wäre (V. 1060 f.). Denn die Rückſicht auf die Gegenbewirthung in Argos bleibt hier natürlich weg. Dann ſchlägt er es aus, jenes Weib in ſein

Haus aufzunehmen, aber aus was für Gründen? Ihr Anblick würde ihn zu sehr rühren, und dann, wo solle er mit der jungen Frau hin? »Denn jung ist sie, nach Kleidung und Schmuck zu schließen (V. 1071).« Davon also hat er sich doch trotz seines Schmerzes zu vergewissern nicht vergessen. Und nun schließt sich ganz natürlich das Bedenken an, wie er ein so verführerisches Gut wahren soll. »Denn nicht leicht ist's, das junge Blut im Zaum zu halten (V. 1074 f.).« Er müßte sie denn in seinen Thalamos aufnehmen, und da würde ihn sogleich der Vorwurf treffen, daß er seine Wohlthäterin verrathen und das Bett einer andern bestiegen habe (V. 1080). Und auf die Verstorbene müsse er doch gebührende Rücksicht nehmen. — Daß allen diesen Ausflüchten das stille Bewußtsein zu Grunde liege, wie er viel zu schwach sei, um solcher Versuchung zu widerstehen, liegt auf der Hand und wird zum Überflusse noch durch das Folgende bestätigt, wo er die Frau, in der er, immer schärfer hinsehend, eine Ähnlichkeit über die andere mit der Verstorbenen entdeckt, dringend bittet ihm aus den Augen zu gehen, damit sie ihn nicht fange (*μή μ' ἕλῃς ἡρημενον*, V. 1086). Herakles macht sich nun das Vergnügen ihn zu trösten, und obgleich Admetos davon nichts hören will und immer nur thut, als sollten seine Klagen ewig dauern — er hat nun einmal Lust daran (*ἔρως τις μ' ἐξάγει*, V. 1101) —, so werden doch seine Antworten unsicher, als Herakles von einer zweiten Heirath anfängt, die werde ihn trösten. »Schweig, was sagtest Du! Ich würde es nicht glauben (V. 1108).« Hier zeigt er sich schon ziemlich schwankend und er wiederholt zwar dann noch ein paar mal, daß er der Verstorbenen ewig treu bleiben werde, aber als Motiv giebt er auf Herakles Einwurf, der Verstorbenen helfe das ja doch nichts, die frostige Antwort: »Ich muß sie ehren, wo sie auch sein mag (V.

1113).« Es iſt daher hohe Zeit, daß Herakles dieſes gefährliche Capitel aufgiebt, und von Neuem ihn zu nöthigen beginnt, das Weib bei ſich aufzunehmen. Endlich giebt er nach, »damit Herakles nicht böſe wird (V. 1728)«: und gebietet den Dienern ſie hereinzuführen. Da verlangt Herakles, er ſelbſt ſolle ſie hereinführen; neue Weigerung des Admetos. Doch endlich ſagt er, pretiös und geziert: »Wohlan, ich reiche ihr die Hand, wie dem Gorgohaupt (V. 1140):« alſo mit abgewendetem Geſicht. Da ſagt Herakles, die Farçe luſtig zu ſchließen: »Haſt Du ſie?« Admetos: »ja, ich habe ſie.« Herakles: »nun da behalte ſie!« Und damit enthüllt er ſie und gebietet dann dem Admetos, ſie anzuſehen, was ſich der nicht zweimal heißen läßt. Er erkennt ſie, und nach der nöthigſten Verſtändigung, bei der wir doch erfahren, daß Herakles ſeiner Berechnung zufolge richtig den Meiſter Tod beim Grabe, alſo doch wohl beim Trunke, gefaßt hat, preiſt er ſein Glück und dankt unter Glückwünſchen dem Herakles: von Dank gegen die Gattin und eigentlicher Rührung keine Spur. Herakles giebt ihm noch die Auskunft, daß ſeine Gattin drei Tage lang nicht reden dürfe, und ſchließt mit der Ermahnung, er ſolle auch in Zukunft gerecht und gegen die Fremden zuvorkommend ſein (*καὶ δίκαως ὢν τὸ λοιπὸν — εὐσέβει περὶ ξένους*, V. 1170). So wird auf die Eingangsrede des Apollon zurückgewieſen, wo Admet »ein heiliger Mann« heißt. Herakles empfiehl ſich, wiewohl zum Bleiben und wenigſtens zum Wiederkommen genöthigt nicht verfehlt: worauf Admet ſelbſt, wie oben Landestrauer, ſo jetzt Volksvergnügen beſtellt, und ganz in ſeiner Art mit den Worten ſchließt: »denn jetzt habe ich ein beſſer Leben gegen das frühere eingetauſcht; denn ich will nicht läugnen, daß ich glücklich bin.« Die bekannten, öfter am Schluſſe wiederholten

Chorverſe: πολλαὶ μορφαὶ u. ſ. w. haben keine beſondre Bedeutung.

Nach dieſer auf alles Einzelne eingehenden Analyſe ſei es mir nun erlaubt, in wenigen Worten die Analogie dieſer Tragödie zu einem Satyrſpiel, ſowie überhaupt das Charakteriſtiſche dieſer neuen von Euripides erfundenen Gattung aufzuzeigen. Das Eigenthümliche des Satyrſpiels, ſo weit wir daſſelbe nach einzelnen Andeutungen und nach dem einzigen noch vorhandenen des Euripides kennen, beſteht bekanntlich darin, daß die Perſonen der Tragödie, und zwar in ihrem vollſtändigen Charakter, in Berührung mit den Satyrn und Silenen, den luſtigen Begleitern des Bacchus, kommen, dadurch in Situationen und Abenteuer gerathen, zu Zwiegeſprächen genöthigt werden, die ihrem ernſten Pathos, das ſie doch beizubehalten ſuchen, keineswegs angemeſſen ſind. In dem Conflicte dieſer tragiſchen Würde, die bei den griechiſchen Zuſchauern gewiß regelmäßig durch die friſche Reminiscenz an die vorhergegebenen Tragödien erhöht wurde, mit den naiven Schwänken und Poſſen jener Waldteufel, denen natürlich dergleichen nicht im Geringſten imponirt, liegt eben die komiſche Gewalt des Satyrſpiels. Da aber die Scenen ihrer Natur nach beſchränkt waren, in welchen Satyrn aufgeführt werden konnten, ſo mußten die ſpätern Tragiker oft gerade mit der Erfindung ihrer Satyrſpiele in Verlegenheit kommen. Auch mag das Intereſſe an ihnen immer mehr geſunken ſein, je mehr die Tragödie ihren ſtreng religiöſen Charakter als reines Feſtſpiel des Gottes verlor und nach und nach, mit der gebotenen Beibehaltung der alten Heroen- und Götterperſonen, ſowie ihrer Schickſale, dennoch zur Darſtellung wirklicher Charaktere und Situationen der Gegenwart überging: eine Wendung, welche gewiß auch durch

die ſteigende Bedeutung der Komödie, als des ächten, nur ſubjectiv poetiſch gefärbten Lebensſpiegels, befördert, namentlich aber von Euripides mit Bewußtſein und Conſequenz verfolgt worden iſt. So mochte zu derſelben Zeit das Intereſſe des Volks an den Satyrſpielen und die Erfindungsgabe der Dichter in ihnen ſich erſchöpft haben. Da that Euripides, fußend auf der oben angedeuteten Wandlung der tragiſchen Charaktere, geleitet von der Komödie, einen neuen Griff: an die Stelle der Satyrn und Silene ſetzte er »aus dem eigenen Kreiſe« des gewöhnlichen Alltagslebens »die fadeſten Perſonen,« mit denen er einen tragiſchen Charakter umgab, in Berührung und Wechſelwirkung brachte. Das Weſentliche dieſer neuen Gattung nun wurde der Conflict eines tragiſchen Charakters mit der Philiſterwelt der Gegenwart; der Gegenſatz einer idealen Weltanſchauung zu der kahlen nüchternen Proſa des wirklichen Lebens. So in der Alkeſtis. Sie ſelbſt in ihrer Ganzheit, namentlich auch in ihrem Mangel an individueller Liebe und ihrem ſtolzen Selbſtbewußtſein, eine des Sophokleiſchen Kothurns würdige Heroinengeſtalt: als Gattin opfert ſie dem Gatten, als Mutter für den Vater ihrer Kinder ihr Leben auf. In ihrem Idealismus hat ſie gar keine Ahnung, weil kein Erkenntnißvermögen, für den ſie umgebenden Egoismus und Materialismus. Denn daß dieſer, nur verſchieden nüancirt, von Admetos, Pheres, Herakles entſchieden vertreten, auch in einzelnen Andeutungen vom Chor ausgeſprochen wird, ja ſogar dem Apollon und Thanatos nicht fremd iſt, zeigte die Analyſe. Nun aber iſt der Humor des Stücks, daß keineswegs der Idealismus ſiegt und etwa den Materialismus beſchämt, ſondern umgekehrt, daß der Materialismus Recht behält und nicht nur ſich ſelbſt,

ſondern ſogar den Idealismus herausreißt und rettet. Ein Blick auf das Stück wird dies beſtätigen. Admet, deſſen Grundſatz es iſt: leben und leben laſſen, um eben ſein Leben am Sicherſten zu ſtellen, hat den Apollon gut aufgenommen. Zum Dank erwirkt ihm der, daß er noch länger leben darf, wenn Jemand für ihn ſtirbt. Wäre Admet Idealiſt, ſo nähme er das nicht an und ſtürbe. Aber er bittet ſo lange, bis ſeine Gattin, welcher allein das Leben nicht das Höchſte iſt, ſich bereitwillig findet. Sie ſtirbt und ſoll begraben werden. Alles, ſo ſcheint es, iſt verloren. Da kommt Herakles ganz unerwartet. Wäre Admet nun nicht ein ganz kraſſer Egoiſt, wäre er nur ein wenig Idealiſt, er würde entweder den Herakles nicht aufnehmen, oder ihm wenigſtens den Tod der Gattin mittheilen. Geſchähe Eins von beiden, ſo würde die gute Alkeſtis ruhig in der Unterwelt bleiben. Denn wodurch wird Herakles bewogen, ſie heraufzuholen? Dadurch, daß er ſeinem derbſinnlichen Materialismus im Trauerhauſe freien Lauf gelaſſen, getrunken und gelärmt hat, und ſich nachher dieſer Debauche ſchämt. So faßt er demnach ziemlich im Rauſche den Entſchluß, dem Tode an Alkeſtis' Grabe ſie abzujagen; und der Tod wird richtig noch von ihm erwiſcht, weil er, ſelbſt materiellem Genuß ergeben, ſich zu lange beim Trinken des Opferblutes aufgehalten hat. So wird alſo durch den Egoismus des Admetos nicht bloß er ſelbſt, ſondern, indem ihm Herakles' Materialismus ſecundirt, auch Alkeſtis gerettet, nachdem alle Opfer, Gebete und Gelübde an die Götter vergebens geweſen ſind.

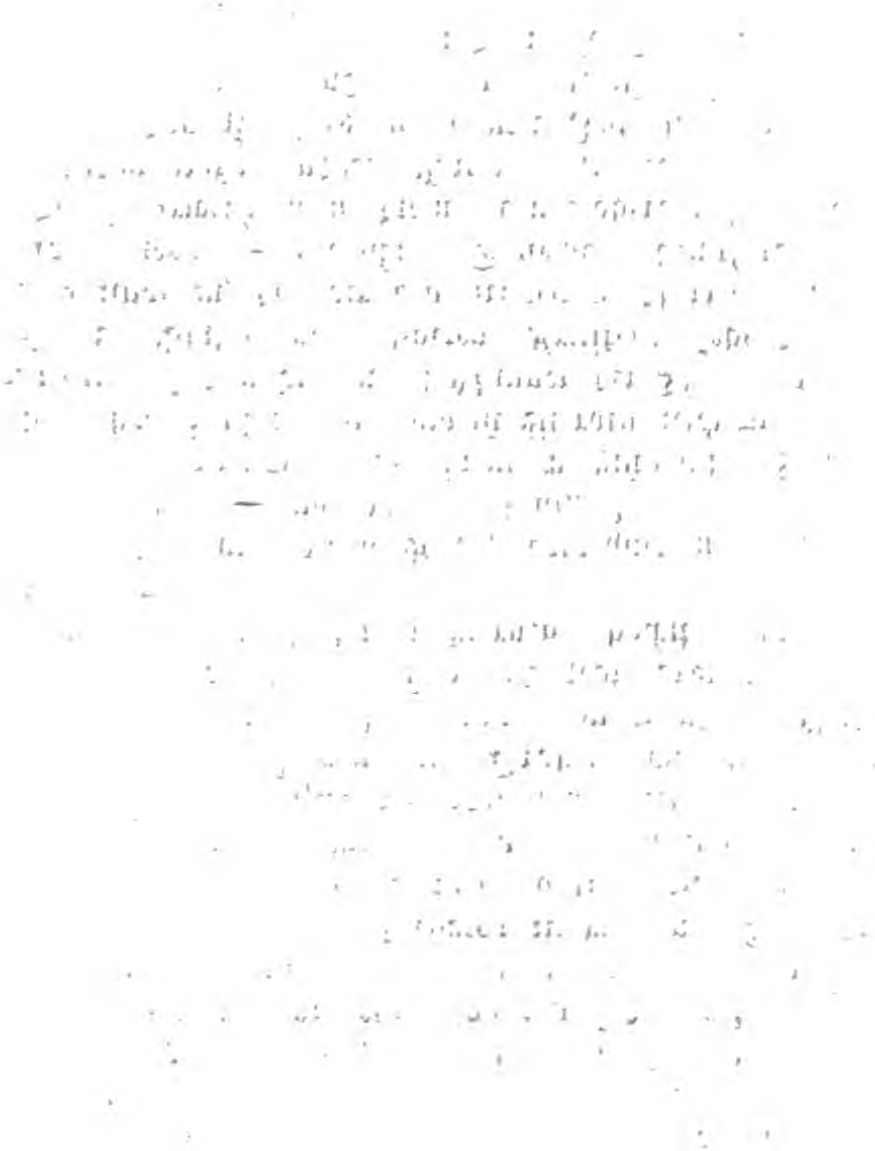
Ich glaube bewieſen zu haben, was ich wollte, daß Euripides in ſeiner Alkeſtis mit Bewußtſein ein wirklich neues dramatiſches Genre geſchaffen hat. Die Ausführung, wie gerade dies den Übergang bil-

det von der alten Tragödie zur neuen Komödie müſſen wir, vom Raum beſchränkt, für ſpätere Gelegenheit verſparen. Überhaupt, falls dieſer Verſuch bei denen Beifall oder wenigſtens Theilnahme finden ſollte, die für dergleichen Unterſuchungen ſich zu intereſſiren im Stande ſind, ſo würde ich einige ähnliche folgen laſſen, zunächſt über die Hekabe, von der ich gleichfalls nachzuweiſen hoffe, daß ſie, mit allen ihren Fehlern, keineswegs eine ſo ganz ſchlechte Tragödie, wenigſtens daß ihre Handlung in der That nur Eine iſt.

C. F. D. Schubart.

Vom

Herausgeber.



Es hält ſchwer heutzutage, und faſt unmöglich, ein deutſches Zeitungsblatt in die Hand zu nehmen, ohne darin Nachrichten zu begegnen, wie hier ein Schriftſteller in Anklageſtand verſetzt, dort ein Dichter auf die Feſtung geſchickt, hier ein anderer aus dem Gefängniß entlaſſen worden, um mit Nächſtem dahin zurückgeſchickt zu werden. Der Parnaß, ein ſo heiliger, ſollte man meinen, ſo friedlicher Bezirk, ſcheint vielmehr, vor unſern Blicken, in eine allgemeine Wahlſtatt erbitterter Kämpfe, raſtloſer Verfolgungen verwandelt; ja tagtäglich, vor unſern Augen, wird Orpheus wiederum zerriſſen: aber nicht in poetiſchem Wahnſinn, von trunkenen Mänaden, ſondern im Gegentheil, auf Grund ſehr proſaiſcher Polizeiinſtructionen, von höchſt nüchternen, höchſt dienſtbefliſſenen Gensd'armen.

Und das mit vollem Recht, entgegnet man uns. Die deutſche Nation — wer wüßte es nicht?! — hat von jeher eine mehr literariſche, als eigentlich hiſtoriſche Entwicklung gehabt; ihre Geſchichte iſt zumeiſt Literaturgeſchichte, ihre Berühmtheiten ſind nicht ſowohl Männer der That, als Männer der Feder; Philoſophen, Poeten, Kritiker: ſiehe da die geiſtigen Puiſſancen, die wir den großen Feldherrn, den großen Staatsmännern — Gedichte, Syſteme, Kunſtbetrachtungen: ſiehe da die Erwerbungen, die wir den eroberten Provinzen, den wimmelnden Häfen anderer Nationen entgegenſetzen! — Zugeſtanden, daß ſich dies in neueſter Zeit ein wenig geändert hat oder doch mindeſtens, daß man ſelbſt anfängt, zu verſichern, es ſolle und werde und müſſe ſich ändern und das mit Nächſtem; zugeſtanden, daß die Nation der bloßen lite-

rariſchen Verdienſte, des bloßen poetiſchen Lorbeers ein wenig überdrüſſig geworden, ja, daß ſie Willens zu ſein ſcheint, durch verdoppelte, mitunter ſogar übereilte Anſtrengungen das Verſäumte nachzuholen und zu dem luftigen Gebiet der Theorie, dieſem wahren Beſitzthum in partibus, das wir ſeit Langem ſo glorreich wie nutzlos beherrſchen, endlich auch einige kühne Streifzüge zu thun auf den Boden der Wirklichkeit, in das Reich der concreten, praktiſchen Intereſſen: ſo dennoch, was iſt natürlicher, was näher liegend, als daß diejenigen, welche bis dahin in allen Angelegenheiten, von denen die öffentliche Aufmerkſamkeit zeither in Anſpruch genommen ward, in den Angelegenheiten alſo der Wiſſenſchaft, der Kunſt, die Stimmführer des Volks geweſen, daſſelbe nun auch auf dieſem neuen Wege nicht bloß begleiten, nein: leiten? nicht bloß verfechten, nein: ſogar vertreten? — Wir haben zu lange in der Theorie geſteckt, als daß nicht jetzt auch die Praxis, zu der wir uns in die Höhe zu ſchrauben ſuchen, noch ein ziemlich bleiches, ziemlich nüchternes — ja, daß wir den Widerſpruch des Ausdrucks nicht ſcheuen: ziemlich theoretiſches Anſehn haben ſollte. Wir haben uns zuſammengenommen, wir wollen Thaten thun, ja: und unſre erſten Thaten ſind auch jetzt wieder Bücher, in denen wir die künftigen ankündigen und zum Voraus kritiſiren; wir haben die Literatur ſatt, wir wollen Politik treiben, nichts als Politik: und unſer erſtes politiſches Debüt iſt die — politiſche Poeſie; wir ſchreien nach großen Männern, nach gewaltigen reformatoriſchen Genien, welche, mit unerſchrockner Hand, der gährenden, formloſen Maſſe den Stempel ihres Geiſtes aufdrücken: und ſchicken dabei in die Schanze — wen? Nun verſteht ſich, die Schriftſteller, die Poeten, die Zeitungsſchreiber. Man ſpricht hin und wieder von einer Verſtimmung, einem Zwieſpalt, einem Kampf zwiſchen den beſtehenden Gewalten und dem Volke: aber wo kämpft das Volk? wo tritt es überhaupt nur auf die Bühne? Nicht zwiſchen dem Volk und den Regierungen wird der Kampf geführt, ſondern allein zwiſchen der Polizei und den Schriftſtellern; dies bis zur Stunde iſt das Äußerſte, wohin deutſcher Liberalismus es

treibt, dies das Größte, wohin deutſche Freiſinnigkeit und deutſcher Muth es bringen, einen mißliebigen Zeitungsartikel, eine anſtößige Brochüre, ein verbotenes Buch zu ſchreiben. Wohlan denn: wer die Ehre hat, was in der Welt könnte billiger, was gerechter ſein, als daß der auch die Gefahr trägt? Wer den Heiligenſchein trägt, der trage auch das Martyrium; wer lüſtern iſt nach dem Ruhm, unter den Vorkämpfern der Zeit zu ſtehen, der nehme auch die Knüffe und Püffe mit hin, welche dabei unvermeidlich ſind; wem der Gewinn zu Gute kommt, der beklage ſich auch nicht, wird der Verluſt gleichfalls auf ſein Conto geſchrieben. — —

Es ſei ſo, wir haben nichts dagegen einzuwenden, ſogar wir wollen zugeben, daß, wie die Umſtände bei uns nun einmal waren und zum großen Theile noch ſind, die Entwicklung gar keinen andern Gang nehmen, keine andere Organe finden konnte, als ſie gethan: ſo wird es doch immerhin, hoffen wir, erlaubt ſein, aufmerkſam zu machen auf das Bedenkliche, Unzulängliche dieſer Entwicklung; ſo werden wir doch immerhin zweifeln dürfen, ob auf dieſem Wege allein das Ziel, welches man erreichen will, wirklich erreicht werden wird; ſo werden wir doch darauf hindeuten dürfen, wie gefährlich es iſt (gefährlich darum, weil reſultatlos), wenn ſich, ſtatt der Schriftſteller auf die Nation, vielmehr die Nation auf die Schriftſteller ſtützen will oder ſoll — und wie ſehr daher beide im Irrthum leben, ſowohl diejenigen, welche die Bewegung der Völker in der Perſon einiger Literaten zu unterdrücken, als die ſie, gleichfalls durch einige Literaten, zum Durchbruch und zum Siege zu bringen meinen.

Vor Allem aber möchten wir die Schriftſteller ſelbſt daran erinnern, daß dieſer kleine Krieg mit der Polizei, dieſe Literaten auf der Feſtung, dieſe Dichter en cachot weder etwas ſo Neues, noch (frei herausgeſagt) etwas ſo Wichtiges ſind, als ſie ſelbſt hie und da zu glauben ſcheinen. Freilich, wer möchte den Verluſt der Freiheit gering achten, und wär' es auch nur auf die Zeit weniger Monate, wär' es auch nur ein Arreſt, nicht härter, nicht drückender, als etwa eine ernſthafte Krankheit oder ähnliche Zufälligkeiten ihn uns wohl

öfters, auch ohne richterlichen Ausſpruch, auferlegen? Wer möchte den ſittlichen Muth, die Erhabenheit der Geſinnung verkennen, welche darin liegt, Angeſichts bekannter und angedrohter Strafen dennoch dem Genuß, ſeine Überzeugung rein und frei und unbemäntelt auszuſprechen, alle anderen Rückſichten, Rückſichten der Sicherheit, der Bequemlichkeit, des äußerlichen Fortkommens, willig zum Opfer zu bringen? Wer vor Allem möchte nicht den Staat, die Geſellſchaft beklagen, welche, ihre Exiſtenz zu ſichern, keine andern Mittel und Wege weiß, als dieſe?! Nur vor der Überſchätzung möchten wir warnen, wir möchten verhindern, daß dieſen Opfern, wie ehrenhaft auf der einen, wie nothwendig auf der andern Seite, ein Werth, vor Allem eine Wirkung beigelegt werde, die ſie in der That nicht haben, noch jemals haben werden. Wir haben ſie geſehen, wir kennen ſie, die jungen Schriftſteller, die Kritiker, die Poeten, wie ſie ſich, eine junge todesmuthige Garde, der Gefahr peinlicher Anklagen nicht bloß tapfer entgegenſtürzten, nein, ſich drängten um ſie, ſie herausforderten, um ſie buhlten, wie um eine Ehre, ein Glück, ja wie ſie gern, wär es nur angegangen, und hätte ſich nur ein Nero gefunden, der ihn ihnen abgenommen, ihren Kopf ſelbſt dem freien Bekenntniß der von ihnen verfochtenen Principien dargebracht hätten — weshalb? Weil ſie durch derartige Beiſpiele von Muth und Aufopferung die träge Maſſe zu ermuntern, weil ſie durch ihre Unerſchütterlichkeit die Verurtheilenden ſelbſt von der Unzulänglichkeit ihrer Mittel, von der Unmöglichkeit, der Bewegung einen Damm zu ſetzen durch bloße äußerliche Gewalt, zu überzeugen wünſchten; das, dachten ſie, müſſe doch endlich durchſchlagen, das müſſe, auf ein oder die andere Weiſe, zum Beſſern hindurchführen.

Nun? Und was iſt geſchehen? welchen Erfolg hat es gehabt? — Sie haben geſeſſen, ſie ſitzen zum Theil noch, ſie vertrauern hinter melancholiſchen Eiſenſtäben ihre friſche, heitre Jugend — und das Volk? Das Volk ißt, trinkt, ſchläft gerade ſo ruhig und mit ſo geſundem Appetite, wie vorher; die Woge der Entwicklung rauſcht weiter auch ohne ſie, man wendet

ſich andern, neuen Sternen zu — vergebliche Hoffnungen! nutzloſe Martyrien!

Aber ſie ſind auch nicht ſo neu, ſagten wir, wie man meint — und gingen dabei mit unſern Gedanken weder bis zu jenem Prynne zurück, dem Karl der Erſte, wegen mißliebiger Pamphlete, zweimal die Ohren abſchneiden ließ, nicht ahnend, daß man ihm ſelbſt ſpäterhin den Kopf abſchneiden würde — noch auch bis zur Baſtille, die bekanntlich ein volles Jahrhundert lang das ſtändige Quartier der franzöſiſchen Dichter, Philoſophen und Schöngeiſter war, ohne daß bei Alledem die franzöſiſche Revolution auch nur um eine Sekunde verzögert oder um einen Tropfen unblutiger ward — nein! auch unſre deutſche Literatur, auch unſre vaterländiſche Poeſie, in ihrer »klaſſiſcheſten« Periode, zur Zeit ihrer größten Dichter, zur Zeit der Klopſtocke, Wielande, Herder, Goethe, Schiller hat dergleichen Gefangene aufzuweiſen! auch in dem Gemälde ihrer glücklichſten, glorreichſten Periode fehlt ſie nicht, die kleine, dunkle Kerkerzelle, in welcher auf verfaultem Stroh, der Willkür unmenſchlicher Peiniger preisgegeben, herabgewürdigt und gemartert, wie es heutigen Tages keinem Dieb und Mörder mehr geſchieht, ein deutſcher Dichter, ein deutſcher Zeitungsſchreiber lag — lag, ohne Verhör, ohne Unterſuchung, ohne richterlichen Spruch — nicht Wochen, nicht Monate lang: nein, Jahre, faſt zehn Jahre lang — und auch ſeine Freilaſſung endlich war nur ein Act der Willkür!!

Der Leſer erräth, wen wir im Sinne haben: den Gefangene von Hohenaſperg, der Journaliſt, der eine unſchuldige Zeitungsente, einen Schlagfluß, der Marien Thereſien getroffen haben ſollte und, zur Freude ihrer Unterthanen und ihrer höchſteigenen Beruhigung, nicht getroffen hatte, mit zehnjährigen Kerkerqualen büßte, der Poet, deſſen ſtrotzenden, ungeſtümen Geiſt man in der Todesangſt einſamen Gefängniſſes zuſammenſchrumpfen ließ zu blöder, kopfhängeriſcher Frömmelei, ja, den man nöthigte, ſeine winſelnden Verſe mit einer Lichtſcheere einzukratzen in die harte Mauer ſeines Kerkers

und dem alsdann, als man es merkte, auch dieſe Lichtſcheere genommen ward — wem wäre er unbekannt, wer hätte nicht von ihm gehört und von den Martern, die er auszuſtehen hatte: Chriſtian Friedrich Daniel Schubart?

Sogar es iſt das Einzige beinahe, was das größere Publicum überhaupt noch von ihm weiß. Seine Schriften ſind vergeſſen und zerſtreut; kaum, daß einzelne (und unter ihnen, wie es zu geſchehen pflegt, nicht einmal ſeine gelungenſten) Gedichte von ihm hie und da in Schulen zu ſogenannten Declamirübungen verwendet werden: ſeine beſten Gedanken ſind verloren, ſein Dichten und Streben iſt untergegangen, ſelbſt ſeine übrige Perſönlichkeit iſt längſt in unſcheinbares Dunkel gehüllt: nur, aus einem ganzen vielbewegten Leben, aus einer reichen, ſelbſt überreichen Fülle von Ereigniſſen und Entwürfen und Beſtrebungen — nur dieſe Eine Thatſache ſeiner Gefangenſchaft iſt übrig geblieben, nur dieſer endloſen Reihe jammervollſter Tage und Nächte verdankt er es, daß, wird ſein Name genannt, hie und da wohl Einer aufhorcht und ſagt: Ah Schubart? wie iſt mir doch? war das nicht der da, Dings da, auf Hohenaſperg . . . .?

Sei es denn vergönnt, das abgebleichte Bild dieſes Mannes mit wenigen flüchtigen Pinſelſtrichen in dem Gedächtniß unſrer Leſer wieder aufzufriſchen. Auch uns bei dieſer Wahl hat nicht ſowohl das äſthetiſche, als vielmehr das hiſtoriſche, das politiſche Intereſſe geleitet und beſtimmt; es ſoll, hoffen wir, nicht unfruchtbar noch überflüſſig ſein, unſern gegenwärtigen Zuſtand zu meſſen gleichſam und abzuſchätzen an ähnlichen Zuſtänden vergangener Zeiten; ſogar wir verſprechen uns einigen Eindruck davon, eine Lehre vielleicht, eine Ermunterung, vielleicht auch eine Warnung, indem wir, unter die rüſtigen Kämpfer der Gegenwart den bleichen Schatten dieſes Unglücklichen heraufbeſchwörend, ihnen ſagen: Sehet da, es iſt Euer Vorgänger! ſehet da einen Mann, der das Martyrium, mit welchem Ihr ſpielt, in bitterm Ernſt, in zermalmender Schwere wahrhaft erduldet hat! einen Literatenproceß, die Gefangenſchaft eines deutſchen Dichters vor ſiebzig Jahren! Was war ſeine Verſchuldung? was ſeine Erfolge?

was lehrt ſein Beiſpiel? welchen Troſt, welche Erhebung könnt Ihr aus ſeinem Vorgang entnehmen, wenn auch Euch einmal ein ähnliches Verließ umſchlöſſe, wie ihn?

Nehme der Leſer denn die nachſtehende Skizze in dieſem Sinne freundlich auf. —

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart wurde am 26. März 1739 zu Oberſontheim in der Grafſchaft Limburg geboren. Sein Vater war Cantor, Schullehrer und Pfarrvicar daſelbſt; ſchon im folgenden Jahre kam er in gleicher Eigenſchaft nach Aalen. Hier alſo, in dem waldigen Kocherthal, unter einer Bevölkerung von derber, alterthümlicher Sitte (er ſelbſt ſchildert ſie als »bieder, geſchäftig, wild und ſtark wie ihre Eichen, Verächter des Auslandes, trotzige Vertheidiger ihres Kittels, ihrer Miſthaufen und ihrer donnernden Mundart«: ſ. Leben und Geſinnungen, I, 16 *)) verlebte Schubart ſeine früheſte Jugend; auch iſt er nicht abgeneigt, dieſer kernigen, aber rauhen und mitunter wohl auch rohen Umgebung jenen »derben deutſchen Ton« zuzuſchreiben, der ihm in der Folge eigenthümlich war und ſo manchen Unfall ſeines ſpäteren Lebens veranlaßte.

Aber neben dieſer allgemeinen Einwirkung des Ortes und der Nachbarſchaft machten noch zwei andere mehr zufällige Umſtände ſich frühzeitig in der Entwicklung des Knaben geltend. Zuerſt die muſikaliſche Neigung ſeines Vaters: »ſein Haus war, ſonderlich in ſeinen jüngern Jahren, ein beſtändiger Concertſaal, darin Choräle, Motetten, Klavierſonaten und Volkslieder wiedertönten« (a. a. O. p. 14). In erhöhtem Maße nun war dies Talent und dieſe Neigung auch auf den Sohn übergegangen; nachdem er, bei unſicherer Geſundheit, längere Zeit hinter der gewöhnlichen Entwicklung der Jahre zurückgeblieben war, ja ſich völlig talentlos, als ein Kind von geringſten Anlagen gezeigt hatte, war es zuerſt die Muſik, welche nicht allein die Rinde ſeines Geiſtes ſprengte, ſondern in der ſich auch ſogleich eine eigenthümliche Begabung ver-

*) Die Citate hier und im Folgenden beziehen ſich ſämmtlich auf die im Jahre 1839 zu Stuttgart erſchienene Geſammtausgabe: C. F. D. Schubarts, des Patrioten, geſammelte Schriften und Schickſale, in acht Bänden.

kündigte. Schon in ſeinem achten Jahre, wie er ſelbſt erzählt (p. 18), übertraf er ſeinen Vater im Klavier, ſang mit Gefühl, ſpielte die Violine, unterwies ſeine Brüder in der Muſik; im neuten und zehnten Jahre ſetzte er bereits Galanterie- und Kirchenſtücke, ohne in allen dieſen Dingen mehr als eine flüchtige Anweiſung genoſſen zu haben.

Wir haben hier alſo eines jener muſikaliſchen Wunderkinder, jener frühreifen Genies, an denen das achtzehnte Jahrhundert kaum minder reich war, als das unſrige, in welchem es bald vor lauter Frühreife keine Reife, vor lauter Kindern keine Männer mehr geben wird. Wenn die meiſten davon verſchollen und vergeſſen ſind, ſo liegt das einfach daran, daß dieſe vorzeitigen Knospen meiſtens hohl waren, damals ſo gut wie jetzt, und daß auf hundert kleine, ſchnellfingrige Genies noch lange nicht Ein Mozart kommt — Mozart, von dem es ſo ziemlich auch in Vergeſſenheit gerathen iſt, daß er gleichfalls einmal als muſikaliſches Wunderkind umhergeführt worden: nur daß bei ihm der Ruhm des Kindes nicht untergegangen iſt in der Unbedeutendheit, vielmehr er iſt überſtrahlt worden durch die größere, die Glorie des Mannes. — Was ſpeciell unſern Schubart angeht, ſo zählte eben damals ein Verwandter von ihm, wie er, Schubart, gewöhnlich indeß, in franzöſiſcher Verſtümmelung, Schobert, auch Schober geheißen, unter den berühmteſten Klaviervirtuoſen der Zeit. Es läßt ſich annehmen, daß dieſes Vorbild nicht ohne Einfluß auf den Knaben geblieben und ihn immer mehr in ſeiner muſikaliſchen Neigung beſtärkt — einer Neigung, die auf ſein ganzes ſpäteres Leben und Treiben die entſchiedenſte Wirkung gehabt hat und deren wir daher ſchon hier erwähnen zu müſſen glaubten.

Das Zweite ſodann war die Bekanntſchaft eines preußiſchen Werbeofficiers, eines Herrn von Maltitz, welche Schubart in ſeinem zwölften Jahre (1751) machte. — Aus Goethe's Jugendſchilderungen in Dichtung und Wahrheit iſt bekannt und ſeitdem vielfach zur Sprache gebracht worden, welche gewaltige Bewegung die Siege des großen Königs nicht bloß, das zunächſt davon betroffen ward, in Preußen

und Norddeutſchland überhaupt, ſondern weit darüber hinaus in ganz Deutſchland hervorgebracht ward, namentlich in den ſüdweſtlichen Landſchaften, in jenem wimmelnden Labyrinth kleiner reichsunmittelbarer Herrſchaften, freier Städte, geiſtlicher Fürſtenthümer ꝛc., das ſich in dieſer Ecke Deutſchlands damals zuſammenhäufte. Sogar man darf behaupten, daß die Wirkung hier noch nachhaltiger, die Begeiſterung noch urſprünglicher, noch ſtürmiſcher ſein mußte, je weniger hier auf dieſem zerſplitterten, armſeligen Terrain, in dieſem Flickwerk kleinſter und allerkleinſter Staaten, ſeit Jahrhunderten irgend eine bedeutende hiſtoriſche Bewegung vorgekommen, ja je weniger dergleichen, unter den damaligen Umſtänden, auf dieſem Terrain überhaupt nur vorkommen konnte. An dieſen kleinen liederlichen Reichsfürſten, deren ganzes Contingent in ſechs Mann beſtand und die in nichts groß waren, es ſei denn in der Verſchwendung, in nichts königlich, es ſei denn in ihren Schulden — an dieſen faulen bigotten Fürſtbiſchöfen, deren jeder die ungewiſſe Dauer ſeiner Herrſchaft um ſo eifriger benutzte zur Bereicherung ſeiner Nepoten, zur Verſorgung ſeiner Günſtlinge, das heißt alſo zum Ruin ſeines Ländchens — an dieſen wohlweiſen, wohlehrbaren Rathsherren, deren Geſichtskreis niemals weiter reicht, als der Grenzpfahl ihres Stadtgebietes, die kein Recht kannten, als ihre Privilegien, kein höheres Ziel, als den Bürgermeiſter- oder Schöffenmantel — an dieſem ganzen buntſcheckigen Hanswurſtkleide des ehmaligen heiligen römiſchen Reiches, was, in der That! gab es zu bewundern, woran hier konnte ein Geiſt ſich aufrichten, ein Herz ſich entzünden, eine Bevölkerung ſich fühlen lernen als Volk? Friedrich der Große war es zuerſt, der in die gedrückten, beengten Seelen dieſer kleinen, zerſtückelten Bevölkerungen das Bild eines großen Mannes, das Bild großer, ruhmvoller Thaten, weltbewegender Ereigniſſe warf; in ihm zuerſt, als einem gemeinſamen Brennpunkt, lernten dieſe vielfach zerriſſenen, eiferſüchtigen Landſchaften und Stämme in gleicher Begeiſterung ſich nachbarlich vereinigen; er zuerſt, durch den Ruhmesſchimmer, der von ihm aus ganz Deutſchland, ja ſeine Feinde ſelbſt verklärte,

ließ den engherzigen, kleinlichen Provinzialſtolz, den Localpatriotismus, das Pfahlbürgerthum mit ſeinen ſelbſüchtigen, eigenwilligen Beſtrebungen zerſchmelzen gleichſam und ſich auflöſen vor der Idee, der verſöhnenden, erhebenden, eines gemeinſamen deutſchen Vaterlandes, gemeinſamen deutſchen Ruhmes, deutſcher Herrlichkeit. — Es iſt dies ein Verdienſt, das immer und immer wieder hervorgehoben werden muß, darum ſchon, weil in ihm gleichſam die Sühne, die reichliche, überſchwängliche, enthalten iſt, mit welcher der König im Ganzen und Großen, ſo zu ſagen, vergütigte, was er durch ſeine perſönliche Überſchätzung franzöſiſcher Bildung im Einzelnen etwa verſehen mochte.

Kein Wunder demnach, daß auch der junge Schubart von der preußiſchen Glorie, wo ſie ihm in der Geſtalt eines preußiſchen Officiers gleichſam perſönlich nahe trat, eines Officiers, der unter Friedrich gefochten und geblutet hatte! lebhaft, ja ſtürmiſch ergriffen ward. Was aber dieſe Begeiſterung namentlich bemerkenswerth macht, das iſt die Energie, mit welcher er, in deſſen Weſen Beharrlichkeit und Standhaftigkeit ſonſt eben nicht lag, ſie durch ſein ganzes Leben feſt hielt, das iſt der — wir möchten ſagen — providentielle Einfluß, mit welchem, wie wir noch ſpäter ſehen werden, dieſe Sympathie mehrmals, in den gefährlichſten Kriſen ſeines an gewaltſamen Erſchütterungen nur allzureichen Lebens, begütigend, tröſtend, rettend eingriff. Auch gab ſie ihm frühzeitig Veranlaſſung zu allerhand geiſtigen Arbeiten und Productionen. Schon auf der Schule zu Nürnberg (1757), im Angeſicht der preußiſchen Huſaren, welche die freie Reichsſtadt damals neckend umſchwärmten und deren flüchtige Bewegungen er von ſeinem Dachboden aus begierig, ſehnſüchtig verfolgte — ſchon in Nürnberg, als Schüler, dichtete er Preußenlieder, welche, ſeiner Verſicherung nach (a. a. O. p. 33) damals allgemein bekannt und geſungen wurden; ſogar, was ſich ſpäterhin auf eine ſo traurige Art als ſein Schickſal erwies, nämlich gemißhandelt und zum Märtyrer zu werden für ſeine Überzeugung, begegnete ihm ſchon damals, indem ein Salzburgiſcher Soldat, ein Mitglied alſo der berühmten Reichs-

armee, Roßbachiſchen Andenkens, und als ſolcher natürlich ein Feind aller Preußen und Preußenfreunde, den jungen Poeten mit der Muskete niederſtieß, ſo daß »nur das Dazwiſchenſpringen der berühmten Nürnberger Fauſtſchläger, unter dem Namen der Ruſtgen bekannt« (p. 34), ihm das Leben rettete. Auch ſpäterhin, als Student, ſetzte er Gleims Soldatenlieder, welche damals in Aller Munde waren, in Muſik: und zwar, wenn die Muſe der Dichtkunſt ſich im obigen Falle gefahrbringend und mißlich erwieſen hatte, ſo machte die Tonkunſt gut, was jene verfehlt: ſeine Compoſition der Gleim'ſchen Kriegslieder ſingend, zog er, ein neuer Arion, bei der Rückkehr von der Univerſität, mitten durch einen Haufen preußiſcher Krieger, ohne von ihnen angefochten zu werden, im Gegentheil, ſeine preußiſche Begeiſterung nahm für ihn ein und diente ihm zur Sauvegarde (p. 46). —

Bei alledem war dies nicht das Einzige, ja kaum das Wichtigere, das er der Bekanntſchaft jenes Werbeofficiers verdankte: derſelbe Herr von Maltiz machte ihn auch mit Klopſtock bekannt, er brachte die fünf erſten Geſänge des Meſſias, die einzigen, welche bis dahin erſchienen waren, in das Haus ſeines Vaters und führte ihn zuerſt ein in die großartig phantaſtiſche, die übermenſchliche Welt dieſes »göttlichen Gedichtes.«

Ein Werbeofficier, werden unſre Leſer fragen, und Klopſtocks Meſſiade? Wie ſeltſam! wie ungewöhnlich! welche wunderliche Laune des Zufalls, welche dieſen Sonderling eben in Schubarts Behauſung führte!

Und doch vielleicht nicht ſo ungewöhnlich, als es ſcheint! nicht ſo ſonderlingsartig, als es ſich auf den erſten Blick anläßt! — Freilich ſind wir gewöhnt, uns unter einem Officier des alten Fritz alles Andere ehe zu denken, als einen Leſer Klopſtocks. Und nun gar einen Werbeofficier, einen Menſchen, beſtimmt, in Gutem und Böſem, durch Gewalt und Liſt, Überredung und Verführung die Leute zum Soldatenſtand zu bethören, um die Lücken auszufüllen, welche Krieg, Krankheit und — Deſertion in den königlichen Armeen hervorbringen: können wir uns einen Werbeofficier jener Zeit

vorſtellen, es ſei denn, wie eine Art Seelenverkäufer, einen Betrüger, einen Gauner, einen Hauptmann Poſert aus Iffland's Spielern oder ſo dergleichen?

Aber dieſe Annahme, wie verbreitet ſie ſei, ſo irrig iſt ſie; ſie überträgt Reminiscenzen aus der Zeit der Potsdamer Rieſengarde, Reminiscenzen von gekauften, geſtohlenen, geraubten Enaksſöhnen, wie Friedrich Wilhelm der Erſte ſie wohl zuſammenſchleppte, in eine völlig neue und andere Epoche. Zu geſchweigen, daß Männer, wie der General von Stille in Halle, der Mittelpunkt des bekannten Halle-Laublinger Kreiſes, Ewald von Kleiſt, ſowie aus ſpäterer Zeit Knebel und der ganze jüngere Potsdam-Berliner Kreis, der ſich um Ramler, den Profeſſor an der Kriegsſchule, zuſammenfand, — zu geſchweigen, ſage ich, daß Männer, wie die eben genannten, mehr als hinreichend ſind, das Vorurtheil der Roheit und Barbarei, dem die preußiſchen Officiere jener Zeit faſt aller Orten unterliegen, zum Wenigſten zu beſchränken und zu mildern: ſo glauben wir, was namentlich die preußiſchen Werbeofficiere betrifft, dieſelben ſogar umgekehrt als nicht unwichtige Mittelglieder in der Verbreitung literariſcher Bildung, als Apoſtel gleichſam jener feineren äſthetiſchen Cultur betrachten zu dürfen, welche damals (wie wir ſogleich des Näheren beſprechen werden) hauptſächlich in Norddeutſchland, in Sachſen und Preußen, ihren Sitz hatte — und die nun eben dieſe Officiere nach Süd- und Mitteldeutſchland verbreiten halfen. Wir wollen uns, zum Beweiſe dieſer (wie uns ſelbſt keineswegs entgeht) ungewöhnlichen, ſogar paradoxen Behauptung, keineswegs darauf ſtützen, daß das Werbegeſchäft an ſich gewandte Männer, von leidlicher Bildung und gutem Anſtand, nöthig machte und daß dergleichen Männern denn auch wohl einige literariſche Bildung, einige Kenntniß der Tagesliteratur ziemlich natürlich war, daß ferner die unvermeidliche Langeweile eines derartigen oft Monate-, oft Jahrelangen Werbeaufenthaltes die Beſchäftigung mit der Literatur, als einen willkommenen Zeitvertreib, wohl gar aufnöthigte: man könnte uns entgegnen, daß dies Allgemeinheiten, Vorausſetzungen und Annahmen ſeien, durch welche für die be-

ſtimmt ausgeſprochene Behauptung nichts entſchieden wird. Wir wollen ſogar nur ein geringes Gewicht darauf legen, daß auch Kleiſt, den wir bereits vorhin erwähnten, der Sänger des Frühlings, ſich längere Zeit als Werbeofficier in der Schweiz aufhielt: es mag ein Zufall, eine Laune des Schickſals, wenn nicht gar ein perſönlicher Wunſch des Dichters geweſen ſein, der dadurch Gelegenheit gewann, die Schweizer Ariſtarchen, die Selbſtherrſcher der damaligen Literatur, Bodmer und Breitinger, nicht zu ſprechen von Wieland, Geßner und Anderen, perſönlich kennen zu lernen. Wohl aber, was uns, in Verbindung mit Thatſachen, wie die obige aus Schubart's Leben, entſcheidend zu ſein dünkt und worauf wir, als auf einen vollgiltigen Beweis, uns allen Ernſtes ſtützen, das iſt der Umſtand, daß in den Romanen jener Zeit den preußiſchen Werbeofficieren dieſe Rolle der Literaturfreunde, der Aufklärer, der Bildungsverbreiter in der That beigelegt wird. Statt aller weiteren Beiſpiele genüge Eines, entſcheidend darum, weil es einem Roman entnommen iſt, der, wenn auch heutzutage wohl kaum mehr von irgend Jemand geleſen, doch ehedem das Entzücken von ganz Deutſchland bildete, ja der mit einem der größten Kunſtwerke deutſcher Zunge, mit Werthers Leiden ſelbſt, um die Palme des Beifalls ringen durfte und deſſen Name bis auf dieſe Stunde ſprichwörtlich geblieben iſt: dem Siegwart. Auch in dieſem Roman ſind es preußiſche Werbeofficiere, durch welche Klopſtock, Kleiſt, Geßner und andere Lieblingsdichter jener Zeit in der ſchwäbiſchen Familie eingeführt werden; auch hier iſt es Preußen, das als Mutterland des guten Geſchmacks in der Literatur geprieſen wird. Man vergleiche (vorausgeſetzt, daß unſre Leſer ſich nicht ſcheuen, die zerriſſenen Bände dieſes alten Romanes, der ſelbſt nur in wenigen Leihbibliotheken noch zu finden iſt, auch wirklich in die Hand zu nehmen), namentlich Stellen wie p. **102—187, 319** des erſten Bandes: ein Verzeichniß, das ſich ſowohl aus dem Siegwart ſelbſt, wie aus Millers übrigen Romanen mit leichter Mühe um ein Erſtaunliches vermehren ließe.

Inzwiſchen wie ſich dies auch verhalte: Thatſache iſt es

immer und wird durch Schubart's eigenes ausdrückliches Zeugniß (a. a. O. p. 21) erwieſen, daß jener Werbeofficier ihn, wie oben geſagt, zuerſt mit dem Meſſias bekannt machte, dieſem Gedichte, das eben damals die geſammte deutſche Jugend in ein ſchwärmendes Entzücken verſetzte und einen eigenen neuen Cultus des Genies, eine beſondere Gattung chriſtlich ſentimentaler Romantik — oder wie man es damals genannt haben würde: eine eigene ſeraphiſche Begeiſterung ins Leben rief.

Auch der junge Schubart vermochte ſich dieſem bewältigenden Eindrucke nicht zu entziehen: »eine Saite ſeines Herzens, von keinem Finger noch berührt, tönte da zuerſt und klang überlaut. Von dieſem Augenblick wandelte ihn die größte Ehrfurcht an, wenn man den Namen Klopſtock nur nannte. Er glaubte, ein Engel hätte ſich auf unſre Welt verirrt und nenne ſich ſo. Den Meſſias lernte er faſt auswendig und weinte, zitterte, ſchauerte vor Freuden, wenn er Stellen daraus deklamirte.« (a. a. O. ebendaſ.) — Auch dieſer Neigung blieb er durch ſein ganzes Leben getreu, von da ab, wo er als Nürnberger Gymnaſiaſt ſeinen Schulkameraden die Meſſiade vorlas und erklärte (p. 33), bis zu jenen öffentlichen Declamatorien der ſpäteren Zeit, von denen wir in der Folge reden werden und die für die weitere Ausbreitung des (wir haben kein anderes Wort) Klopſtockdienſtes, ſowie im Allgemeinen für die literariſche Cultur der Gegend von Augsburg, Ulm ꝛc. nicht ohne Bedeutung blieb.

Erwähnt ſei bei dieſer Gelegenheit noch eine Anekdote, welche auf ergötzliche Weiſe an ein ähnliches Hiſtörchen in Dichtung und Wahrheit erinnert und dem deshalb hier eine Stelle vergönnt ſein mag. Es war zu Mannheim, auf einem ſeiner vielen Streif- und Wanderzüge . . . Doch laſſen wir Schubart ſelber ſprechen, da es allerdings erſt ſeine Darſtellung iſt, welche der Geſchichte Intereſſe verleiht. »Faſt mit meinem letzten Geldvorrath,« erzählt er (p. 137), »kaufte ich mir die halliſche Ausgabe des Meſſias, fuhr auf dem grauen Rhenus, legte ein Brett über den Kahn, Klopſtocks Meſſias vor mir. Ich las eben den ſechzehnten Geſang und lag mit

der vollen Seele auf der Stelle, wie die gerichteten Seelen auf Tabor riefen:

— Jupiter, Gott des Donners! Erbarme dich unſer!
Brama! Tien! Allvater! Wir fehlten, ſündigten, irrten!
Zeus Kranion! Götterbeherrſcher! Erbarme dich unſer!

Raſch auf ſtand ich in der Begeiſterung und — Brett und Meſſias flogen in den Rheinſtrom. Wie angedonnert ſtand ich da und ſah bleich und ſtarräugig meiner lieben Meſſiade nach, die wie eine geſchoſſene Ente auf dem Waſſer fluderte und unterſank.« —

Dieſe drei Elemente alſo waren es, welche Schubart in früheſter Kindheit empfing und die, in wachſender Ausdehnung, dereinſt ſein Leben, innerlich ſowohl wie äußerlich, beſtimmen ſollten: die Muſik und mit ihr der Hang zum vagabondirenden, unſteten Virtuoſenthum; die Verehrung Preußens, ſpeciell Friedrichs des Großen und mit ihr der Patriotismus, die Freiſinnigkeit, die Aufklärung überhaupt; endlich die Klopſtockomanie und mit ihr die Sentimentalität, die Überſchwenglichkeit, die Genieſucht, wie ſie, aus Klopſtock'ſchen Anfängen ſich ableitend, endlich in der bekannten Erſcheinung der Stürmer und Dränger explodirte.

Mit ihnen ausgeſtattet, verließ er **1753** das väterliche Haus, um zuerſt in Nördlingen, ſpäter (ſeit **1756**) in Nürnberg ſich auf die Univerſitätsſtudien vorzubereiten. Beſonders dieſer letztere Aufenthalt wurde von Wichtigkeit für ihn, inſofern damals »Nürnberg eine ſehr muſikaliſche Stadt war — Kirchen, Häuſer, Gottesäcker, Gaſſen und Straßen, tönten vierſtimmige Moteten, Arien, Fugen und Choräle wieder.« (p. **31**). Natürlich, daß ſein Talent in dieſer Umgebung reichlichſte Nahrung fand: »ſeine Seele klang unter dieſen harmoniſchen Menſchen;« er wurde, obſchon noch Gymnaſiaſt, Frühmeſſer und Organiſt und befreundete ſich auf dieſe Weiſe ohne Zweifel immer mehr mit dem Gedanken, dereinſt als Virtuoſe, als wandernder Künſtler, ſein Heil zu ſuchen.

1758 begab er ſich auf die Univerſität nach Erlangen: er war ein Predigersſohn — was alſo konnte er ſtudiren, als gleichfalls Theologie?! Zwar ſeiner Neigung ſagte ſie

wenig zu, am Wenigſten in der trocknen, pedantiſchen Form, in welcher ſie dazumal in Erlangen, einem rechten Herd und Hafen dickköpfigſter Strenggläubigkeit, vorgetragen ward. Weit lieber, wär' es nach ihm gegangen, hätte er Äſthetik, Literatur der Alten und dergleichen gehört. Allein dies Alles war auf dem damaligen Erlangen eine unbekannte Waare; mindeſtens wird es von Schubart ſo verſichert (p. 43).

Denken wir uns nun zu dieſer wiſſenſchaftlichen Leere und Intereſſeloſigkeit das excentriſche, ausſchweifende Temperament des Muſikers (cantores amant humores — und Schubart hat Zeit ſeines Lebens dafür geſorgt, dies Wort in Kraft zu erhalten), ſowie die Roheit, ja Tollheit des damaligen Studentenlebens, ſo dürfen wir auch von Schubart, als angehendem Studenten, einige tolle Streiche wohl erwarten.

In der That war es damals eine ſchlimme Zeit für die akademiſche Jugend. Der ſiebenjährige Krieg, welcher gerade damals Deutſchland erſchütterte und kaum einen Fleck des weiten Reiches verſchont ließ (denn auch wohin die Brandfackel des Krieges ſelbſt nicht reichte, gab es doch wenigſtens Aushebungen, Durchmärſche, erhöhte Steuern — und in ihrem Geleit Verarmung, Elend und Zerrüttung), hatte auch, theils durch die Unſicherheit des akademiſchen Aufenthaltes ſelbſt, indem von Königsberg bis Marburg, von Leipzig bis Göttingen, gerade eine gute Zahl Univerſitätsſtädte unmittelbar vom Kriege berührt ward, theils und noch mehr vielleicht durch das verführeriſche Beiſpiel, daß ſo viel ſchnell geſtiegene Officiere, ſo viel ſiegreiche Freiſchaaren, ſo viel glückliche Abenteurer gaben — der ſiebenjährige Krieg, auf dieſe Weiſe, hatte auch die Bande akademiſcher Zucht und Sitte gelöſt und die lockeren Sitten des Feldlagers, nicht zum Vortheil der Univerſitäten, auf dieſe letzteren übertragen. Namentlich in Erlangen, welches, auf befreundetem Boden liegend und von den Unruhen des Krieges verhältnißmäßig nur wenig verſchont, ſich eben deshalb einer außergewöhnlichen Frequenz erfreute, floß der Auswurf der Akademieen zuſammen, Studenten, welche die verderbteſten Sitten und alle Burſchengräuel

dahin brachten: ſo daß es für einen feuerfangenden Jüngling höchſt gefährlich war, daſelbſt zu ſtudiren. (p. 43).

Das ſollte Schubart an Niemand deutlicher erfahren, als an ſich ſelbſt. »Ich war hier,« ſagt er (p. 40), »in meinem Element. Frei, ungebunden, durchſtreift' ich tobender Wildfang Hörſäle, Wirthshäuſer, Konzertſäle, Saufgelage — ſtudirte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und ſchlug mich herum.« Bald gerieth er in Schulden, wurde eingeſperrt, fing, kaum aus der Haft erlöſt, das alte Leben ſofort wieder von Neuem an: bis die Ältern endlich den verlorenen Sohn nach Hauſe riefen. (p. 46.)

Dies hätte nun zwar an ſich nichts zu ſagen, wenigſtens nichts Schlimmes. Oder wer in Ernſt wollte ſo kurzſichtig, ſo kindiſch ſein, dem gereiften, fertigen Manne die Ausſchweifungen und Irrthümer ſeiner Jugend anklagend vorzuhalten? Und wer, von der Mehrzahl unſrer vorzüglichſten Männer, wäre dann nicht zu verdammen?! Im Gegentheil, dieſe Stürme der Jugend, dieſe lockere, wüſte Studentenzeit iſt, bei kräftigen Naturen, vielmehr ein heilendes Bad, eine reinigende Kriſis, aus deren zuſammenſchlagenden Wellen ſie nur um ſo vollendeter, mit geläuterter Seele, wieder auftauchen.

Aber wohlgemerkt: nur bei kräftigen Naturen! Die Kraft wird durch den Kampf ſelbſt geſtählt, der eigene Sturz, mit elaſtiſchem Schwunge, richtet ſie ſelbſt wieder empor, während die Unkraft darin zu Grunde geht, die Schwäche ohnmächtig am Boden haften bleibt.

Dies war Schubarts Fall. Es iſt ein großer Unterſchied, ob Jemand einmal eine Zeit lang ein wüſtes Leben geführt hat, oder ob er daſſelbe fortführt, ohne Aufhören, ohne Erhebung, bis an ſeinen Tod. Für Schubart waren die Ausgelaſſenheiten und tollen Streiche ſeiner Studentenzeit keineswegs ein bloßer Übergang: ſogar er iſt über dieſen Standpunkt eines liederlichen, verlumpten Studenten niemals hinausgekommen, er hat es nie, zu keiner Zeit, über ſich gewinnen können, dem Thier in ihm zu gebieten und die Anforderungen ſeiner Sinnlichkeit mit den Geboten der Vernunft, der Sitte, der Wohlanſtändigkeit in Einklang zu bringen.

In jedem Becher Wein, in jedem Weiberantlitz, ja in jedem Goldſtück, wie ſauer erworben es ihm war, lauerte für ihn ein Dämon, eine zwingende teufliſche Gewalt, der er ſinnlos ſich ſelbſt, ſeine Ehre, ſeine Würde zum Opfer brachte. Für ihn keine Heiligkeit der Ehe, kein Gebot der Pflicht, ſogar kein Zwang der Noth: der Becher ſchäumte, verbuhlte Augen lockten — und weg waren gute Vorſätze, edlere Neigungen, Gefühl des Wahren und Schönen! —

Aber, werden unſre Leſer fragen, wie war dies möglich bei einem Manne, den die Kunſt mit weihender Hand berührt hatte? Die Gabe der Muſe hat ſonſt überall eine befreiende, läuternde Kraft: Schubart war Muſiker, er war Poet — drang denn von all dieſen Harmonien, die er erweckte, keine einzige, verſöhnend, beſchwichtigend, in ſein eigenes Gemüth? Fand denn von all dieſen Lehren der Weisheit, der Tugend, ſogar der Frömmigkeit, des Glaubens, der Demuth, welche er in ſeinen Liedern verkündigte, kein einziges einen lebendigen Nachhall in ſeiner eignen Bruſt? Vor Allem er liebte Klopſtock, er verehrte ihn, er betete ihn an, er vergoß Thränen der Bewunderung, Thränen ſehnſüchtiger Schwärmerei über den Vortrag der Meſſiade, der Oden — Gedichte Alles voll reinſter Empfindung und von einer Keuſchheit, einer Würde des Ausdrucks, wie ſie nicht ſtrenger, nicht erhabener gedacht werden kann. Trug dies Alles denn für ſeinen innern Menſchen keine Frucht? Dieſe majeſtätiſchen Rhythmen der Klopſtockſchen Dichtung, mit deren volltönendem Ausdruck er die Ohren, die Herzen ſeiner Hörer erfüllte — ließen ſie nur ſein eigenes leer und kalt und unbewegt? Seine Augen perlten von Thränen, er raſte und ſchrie, indem er die Qualen Abbadonna's, die ſanften Segnungen des göttlichen Mittlers las — und ſeine Seele wäre trocken geblieben und hätte nichts gefühlt?! —

Und dies iſt der kranke Punkt in Schubarts ganzem Weſen, dies der Mehlthau, der ſo viel ſchöne Knospen, ſo viel tüchtige und ehrenwerthe Eigenſchaften dennoch zu keiner Blüthe, keiner Frucht gelangen ließ: daß es ihm an Wahr-

heit des Willens, an Ernſt der Sittlichkeit gebrach. Seine Talente, die wir nicht verkennen, ſeine liebenswürdigen perſönlichen Eigenſchaften, die wir nicht läugnen wollen, ſtatt ihm dabei im Wege zu ſtehen, halfen vielmehr ſeinen ſittlichen Verfall noch beſchleunigen: einem kranken Körper gleich, dem, bei der allgemeinen Verdorbenheit der Säfte, ſogar die geſundeſte Nahrung nur zur Verbreitung ſeines Giftes dient. Namentlich die Sentimentalität, die Klopſtockſche Gefühlsſchwärmerei, der abſtracte Kunſtenthuſiasmus, ſo wie überhaupt dieſe ganze erhöhte Nervenſtimmung, in welcher er ſich befand, iſt dabei ein ſo wichtiges, wie nachtheiliges Moment. Schubart gehört dadurch auf die äußerſte Seite der Stürmer und Dränger, zu den Lenz, Hahn, Wagner u. ſ. w., ſowie andrerſeits zu den Romantikern unſerer Tage, von Stolberg bis auf Gentz, Werner und Fr. Schlegel, deren gemeinſames Merkmal dieſes iſt, daß all ihre Bildung, all ihr Talent, all ihre Begeiſtrung ſelbſt ewig nur eine abſtracte, unlebendige, unfruchtbare bleibt; ihre Kenntniß wird niemals zur Erkenntniß, ihre Studien machen ſie wohl klüger, aber niemals weiſer, Talent und Sittlichkeit, Kunſt und Leben ſind bei ihnen durch eine breite Schlucht geſchieden, über welche keine Brücke führt, geſchweige denn, daß ſie beide nur Strömungen Einer Quelle, Adern Eines Bluts ſein ſollten. — Zugegeben, daß Schubart hierin nicht bloß eigene perſönliche Schuld, daß er darin zugleich die Verſchuldung ſeines ganzen Zeitalters trug und daß von vielen berühmten, glänzenden Namen, auf dieſe Wage der Wahrhaftigkeit gelegt, nur ſehr wenige in ihrem Glanze ſich erhalten werden: ſo bleibt die Thatſache darum nicht weniger richtig, ſo iſt dieſe innere Lüge nichts deſto weniger der Wurm geweſen, welcher ſeine beſte Kraft aushöhlte und verdarb, ſo knüpft nichtsdeſtoweniger hier, an dieſer wunden Stelle, jenes Netz ſich an, das endlich, fortgeſponnen durch eigene Schuld wie durch fremde Bosheit, ihm den Untergang bereitete, ja in das er ſich eben damals erſt recht verſtrickte, da er es endlich gelöſt zu haben hoffte.

Aber noch hat er einen weiten Weg zu dieſem Ziele vor ſich; begleiten wir ihn denn auch fernerhin und ſehen, wie er geworden, was er endlich ward. —

Nach der Rückkehr von der Univerſität trieb er ſich zuerſt, auf Theologenmode, einige Jahre als Hauslehrer umher; dann (ſ. p. 66) wurde er Cantor und Schulmeiſter in Geißlingen, einem kleinen ſchwäbiſchen Städtchen, damals unter Ulmiſcher Oberhoheit, in einem engen, entlegenen Thal, fern von der Welt und ihrem wechſelnden Verkehr. — Allein auch davon abgeſehen, war die Stelle ſchlecht genug und giebt uns einen üblen Begriff von dem damaligen Zuſtande des öffentlichen Unterrichts in Schwaben: die Schule, der er vorgeſetzt ward, ſah, nach ſeinem eignen Ausdruck (p. 68), einem Stalle ähnlicher, als einem Erziehungshauſe für Chriſtenkinder; über hundert Schüler, »roh und wild wie unbändige Stiere,« wurden ihm auf die Seele gebunden — und zwar mußte er täglich neun Stunden unterrichten.

Zwar ſuchte Schubart einige Zeit hindurch, mit anerkennenswerther Selbſtüberwindung, ſich dieſen kleinen drückenden Verhältniſſen anzugewöhnen. Schon 1764, unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Geißlingen, hatte er geheirathet, die Tochter eines Zolleinnehmers, ein einfaches, häusliches Weſen, deſſen Liebe, wie es ſcheint, ſein einziges und allerdings auch völlig ausreichendes Talent war — nur nicht ausreichend für einen Mann von ſo unſteten, ſo verzehrenden Trieben, ſo heftigen Leidenſchaften, wie Schubart war. Auch las er viel und ſuchte durch verſpätetes, ungeordnetes Studium die Lücken ſeiner academiſchen Zeit zu ergänzen; als ſeine Lieblingslectüre aus dieſer Zeit führt er Klopſtock, Oſſian, Shakſpeare, Young, Gerſtenberg ꝛc. an: lauter Schriften alſo, welche, in der leidenſchaftlichen, ſtürmiſchen Art, wie er ſie las, die Überſchwänglichkeit ſeiner Empfindungen nur ſteigern, das zerſtörte Gleichgewicht ſeiner Seele nur noch mehr erſchüttern mußten.

Ja auch er ſelbſt war in dieſer Zeit als Schriftſteller öffentlich aufgetreten. Schon auf der Univerſität hatte ſich, neben dem muſikaliſchen, ein leichtfließendes, natürliches Ta-

lent zur Dichtkunſt entfaltet; er durfte ſich rühmen (p. 42), Beides zu ſein, der beſte Muſiker von Erlangen und der beſte Dichter. Jetzt war er, außer einzelnen gelegentlichen Aufſätzen und Gedichten, mit denen er hie und da in ſchwäbiſchen Localblättern debütirte, mit einer Sammlung von Todtengeſängen aufgetreten. — Characteriſtiſch genug! Denn wenn er auch die nächſte Veranlaſſung zu dieſen Liedern aus ſeiner amtlichen Stellung (er mußte, außer der Schulmeiſterei, auch die Leichen zu Grabe bringen helfen und gelegentlich dabei parentiren: p. 70) entnommen hatte, ſo iſt es doch immer bezeichnend und ſpricht ſich auch darin ſein halber, innerlichſt unwahrer Standpunkt aus, Grabgeſänge ſchreiben, während man in Wahrheit das Leben in dulci jubilo genießt, Todtenlieder dichten, während man ſich in altem und jungem Wein berauſcht, mit den Bildern von Grab und Tod und Vergänglichkeit ſpielen, während man an aller feilſten Luſt des Lebens mit gieriger Lippe hängt.

Aber immerhin ſo fühlte er ſich nun als Schriftſteller, ſeine Todtengeſänge hatten Beifall gefunden, ſein Name wurde hin und wieder genannt und gelobt: die Stille ſeines kleinen Ortes, die Enge ſeiner amtlichen Verhältniſſe wurden ihm drückender denn je, er wünſchte ſich heraus, er ſehnte ſich nach literariſchem Umgang und Verkehr, die lockende Außenſeite eines freien, unabhängigen Literatenlebens geſellte ſich zu jenen Träumen des Virtuoſenthums, die ihn von ſeiner Kindheit her begleiteten.

Und hier iſt nun ein zweiter Punkt, welcher für die Wendung ſeines Schickſals von weſentlichſtem Einfluß war und bei dem wir deshalb einige Augenblicke verweilen müſſen. Es betrifft das Verhältniß, in welchem ſich zu jener Zeit die Literatur in Schwaben, überhaupt in Süddeutſchland befand, verglichen mit Norddeutſchland, hauptſächlich mit Sachſen und Preußen.

Es iſt bekannt, von welchen Punkten, nämlich gleichzeitig von Norden und Süden, von Sachſen und der Schweiz, die Regeneration unſrer Literatur um Mitte des vorigen Jahrhunderts ausging und welchen Antheil an dieſem Werk der

Wiederherſtellung und Befreiung namentlich auch dem Süden gebührt. Allein während Leipzig nur den Mittelpunkt, nur den erſten Anſtoß einer Bewegung bildete, die bald, in immer weitern Kreiſen, das ganze nördliche Deutſchland, von Königsberg bis Hamburg, erfaßte und überall ein reichblühendes, vielgeſtaltiges literariſches Leben erweckte: ſo ſtanden umgekehrt die kritiſchen Herren in Zürich ziemlich allein, ſie mußten, um nur überhaupt Anknüpfung und geiſtigen Verkehr zu haben, ihre Hand quer über Schwaben, die Pfalz und Franken hinweg, jenen jungen vielverſprechenden Genien darreichen, die ſich damals in Sachſen und Preußen, in Quedlinburg und Halberſtadt, in Halle und Berlin entfalteten. Ja es darf ja heutigen Tages, nachdem Süddeutſchland, nachdem insbeſondere Schwaben, als das Heimathland unſrer vorzüglichſten Dichter und Denker, ſeine geiſtige Ebenbürtigkeit auf eine ſo glorreiche, ſo unbezweifelbare Weiſe an den Tag gelegt hat — es darf, ſage ich, ja wohl heutigen Tages ausgeſprochen werden, was freilich damals, als Gottſcheed es drucken zu laſſen wagte, einen höchſt feindſeligen Lärm erregte: nämlich daß zu der Zeit, von der wir ſprechen, in den mittleren Decennien des vorigen Jahrhunderts, Süddeutſchland gegen Norddeutſchland an literariſcher, wie überhaupt an geiſtiger Kultur um ein Außerordentliches zurückſtand. Es fehlten hier nicht allein die Schriftſteller, die glücklichen und fruchtbaren Talente, welche eben damals in den nördlichen Provinzen unſers Vaterlandes eine ſo reiche geiſtige Ernte in Ausſicht ſtellten: es fehlte vor Allem auch das Publikum, das an dieſen Dingen Theil genommen, es fehlte die Maſſe der Gebildeten, die ſich dafür begeiſtert hätte, es fehlte an jenen vortrefflichen und wohlgeordneten Schulen, welche, namentlich in Sachſen, frühzeitig eine reiche Strömung geiſtiger Anregungen und Intereſſen um ſich verbreiteten und den Boden lockerten zu jeder edlen und verheißungsvollen Saat; es fehlte jener leidlich wohlhabende, gebildete, auf etwas mehr bereits, als den bloßen täglichen Erwerb gerichtete Mittelſtand, vor Allem es fehlte jener Hauch der Freiheit, jener entwölkte Himmel der Aufklärung, jene ſcharfe Bergluft der Kritik und des

unbefangenen, freien Urtheils, was Alles im Norden, und hier wieder vornämlich in Preußen, ſolche herrlichen Früchte zog und, mitten in den Sandſteppen der Mark, dies verfälſchte, verflachte, frivole Berlin nichtsdeſtoweniger zum Brennpunkt der geiſtigen Bewegung, zu einem Hauptſitz unſrer literariſchen Bildung erhob. Wo ja einmal in Süddeutſchland ein Talent auftauchte, da eilte es, ſobald wie möglich dieſen ſchweren bäotiſchen Himmelsſtrich zu verlaſſen und ſich in der geiſtig freien Atmoſphäre Norddeutſchlands, am Liebſten Preußens anzuſiedeln: Abbt hatte ſich freiwillig expatriirt, Wieland, in einem armſeligen Neſt, einer Karikatur von freier Reichsſtadt, die kein anderes Verdienſt hatte, als ihm das Muſter ſeiner Abderiten an die Hand gegeben zu haben, verkümmernd unter Acten und Rechnungen, ſehnte mit Ungeduld die Stunde herbei, wo ein günſtiges Geſchick auch ihn dieſem geiſtigen Sibirien entrücken, ihn unter Menſchen und Dichter bringen würde.

Es iſt nicht nöthig, die Gründe dieſer Erſcheinung erſt mühſam aufzuſuchen; ſie liegen, um von Vielen nur Einiges zu erwähnen, in den vielen kleinen Regierungen, den verwahrloſten Schulanſtalten, vor Allem und hauptſächlich in der Pfaffenherrſchaft und dem bornirten fanatiſchen Katholicismus, wie er damals einen guten Theil jener Gegenden noch beherrſchte, ſo deutlich zu Tage, daß man nur eben auf ſie hinzuweiſen braucht.

Dagegen ein anderer Umſtand, der freilich mit all dieſen Verhältniſſen, als eine nothwendige Folge derſelben, ſehr nahe zuſammenhängt, ſcheint uns bemerkenswerth; er betrifft das Verhältniß des damaligen ſüddeutſchen Publikums zu den Schriftſtellern. In den meiſten Fällen zwar wird von einem derartigen »Verhältniß« gar nicht haben die Rede ſein können: das Publikum bekümmerte ſich eben nicht um die Schriftſteller. Wo dies nun aber doch einmal geſchah, wo ein Dichter, ein Schriftſteller, aus dem bloßen gelehrten Nimbus heraustretend, mit dem Volke ſelbſt bekannt, wo er, wie man es heutigen Tages nennt, populär ward, da wurde dieſe Popularität auch alſogleich eine falſche, eine Popularität der

Weinhäuſer und Bierbänke, eine Popularität, geſtützt auf die Anſicht, ſo ein Versmacher, das ſei doch wohl nur eine andere Art von Hanswurſt, ein ſchnakiſcher Kerl, der für Geld und gute Worte einem Jeden ſeine Faxen vormachen müſſe, ein Tauſendſaſſa, ein Schwerenöther, wie man in Berlin ſagt, dem man nur erſt durch einige Schoppen Wein einheizen muß, dann kriegt er's. Es iſt dies eine Art von Popularität, eine Art ſpießbürgerlicher Bewunderung — oder beſſer geſagt: Verwunderung, die auch in dieſen unſern vorgeſchrittenen Zeiten noch nicht völlig verſchwunden iſt, ja der noch zur Stunde manch ſchönes Talent, manche hoffnungsreiche Perſönlichkeit zum Opfer wird — Opfer der Gemeinheit und der eignen Haltungsloſigkeit! Gewiß, wir wollen keiner falſchen Vornehmheit der Schriftſteller das Wort reden, wir wollen keine geiſtige Ariſtokratie predigen, die ſich für beſſern Blutes achten ſoll, als die übrigen Menſchen und ſich deshalb dem offenen Verkehr eigenſüchtig, in kindiſchem Stolz, entzieht. Aber bei alledem giebt es auch heute noch hin und wieder eine gewiſſe kleinſtädtiſche Branche, ein gewiſſes philiſterhaftes Publikum, — ein Publikum, das (man verzeihe das Bild!) jenem Eſel in der Fabel gleicht, welcher ſeinen Herrn liebkoſen will — aber vielmehr, indem er liebkoſen will, tritt er mit Füßen! —

Recht eigentlich ein Publikum dieſer Art bildeten jene an ſich ſehr wackern, ſehr ehrenwerthen, aber literariſch völlig einſichtsloſen, völlig unzurechnungsfähigen bürgerlichen Kreiſe, in denen, wie wir alsbald ſehen werden, der Schriftſteller Schubart ſich bewegte: ein Umſtand, der die Schwierigkeit ſeiner Stellung noch um ein Bedeutendes erhöhte, den Erfolg und die Dauer ſeiner Wirkſamkeit um ein Anſehnliches beeinträchtigte, indem er es in keiner Weiſe verſtand, den Verführungen und Mißlichkeiten dieſes Verhältniſſes zu widerſtehen. —

Einſtweilen, wie wir geſehen haben, war ihm am Meiſten darum zu thun, aus der Schulmeiſterei in Geißlingen herauszukommen. Es war dies ein ſo billiger wie gerechter Wunſch, der vielleicht durch ernſte Arbeit, in Folge tüchtiger, eindringlicher

Studien, zu erreichen geweſen wäre. Aber Schubart wollte die Erfüllung vom Glück in den Schooß geworfen haben: und das Glück verweigerte ſie ihm.

Er knüpfte Verbindungen an mit Haug, damals in Ludwigsburg, dem Herausgeber des ſchwäbiſchen Muſeums, der Anthologie und anderer journaliſtiſcher Unternehmungen, deren Zweck ſämmtlich dahin ging, die zerſtreuten, in der Zerſtreuung verkümmernden literariſchen Talente Schwabens zu einem thätigen Mittelpunkte zu vereinigen (vgl. in Kürze a. a. O. p. 101). Er ſchrieb ferner an Wieland nach Biberach — Juni 1763: ſ. Bd. VII, p. 223 fgg., wo auch die Antwort Wieland's, ſowie einige ſpätere Briefe, ingleichen ein erläuterndes, faſt kann man ſagen berichtigendes Schreiben Wieland's an Schubart's Sohn, den Herausgeber ſeiner Werke, von 1810: p. 229 in der Note) und trug ihm ſeine Bewunderung, ſeine Freundſchaft an. Auch zeigte ſich Wieland, leicht bewegt, ja enthuſiaſtiſch, wie er dazumal war, über die Entdeckung dieſes neuen ſchwäbiſchen Talentes, das er, nach ſeiner Weiſe, mit leeren Schmeicheleien und Lobeserhebungen überſchüttete, äußerſt erfreut; er ſprach davon, ihn zu ſich nach Biberach zu ziehen und mit ihm, als einem theuren Bruder in Apoll, ein trauliches Poetenleben zu beginnen. Indeſſen, wer Wieland's Briefwechſel überhaupt und genauer kennt, der weiß auch, daß derartige Verſprechungen und Ausſichten bei ihm nicht ſchwer wogen; es war eine Art poetiſcher Zierlichkeit, weiter nichts. Ob auch in dieſem Falle, können wir (doch vergleiche den bereits erwähnten Brief von 1810: a. a. O.) allerdings nicht entſcheiden; der Erfolg indeſſen ſpricht jedenfalls dafür, die Sache zerſchlug ſich, noch ehe ſie recht angefangen — und Schubart, um in Geißlingen nicht geiſtig zu verkümmern, griff endlich wirklich nach jenem Wanderſtabe des fahrenden Muſikanten, den er ſchon ſo frühzeitig in Ausſicht gehabt hatte.

Der erſte Anfang war glücklich genug. Er hatte, bei einer Vergnügungsreiſe, auch Ludwigsburg beſucht, die Reſidenz damals Herzogs Karl von Würtemberg, und als ſolche der Mittelpunkt jener verſchwenderiſchen Feſte, jener aſiatiſchen

Üppigkeit, jener öffentlichen, durch die Flittern einer falſchen, trügeriſchen Kunſt nur ſchlecht verhüllten Befehdung aller Sittlichkeit und alles Rechtes, darin dieſer Fürſt, das rechte Muſter eines Herrn »von Gottes Gnaden« aus dem achtzehnten Jahrhundert, ſich dazumal gefiel. Das kleine Würtemberger Land, verſchuldet und ausgeſogen, wie es war, hatte nichtsdeſtoweniger damals einen Hof zu erhalten, der ſeinen Ruhm und ſeine Größe darin ſetzte, zu wetteifern mit den berüchtigten Verſchwendungen des Verſailler Hofes zur Zeit Ludwigs XV. oder des Dresdner unter Auguſt dem Starken. Namentlich die Oper genoß eines weit verbreiteten Rufes; ſie galt für die erſte — nicht in Deutſchland allein: das hätte wenig zu bedeuten gehabt, da der Einzige, der noch eine anſehnliche Oper hielt, Friedrich der Große, anerkanntermaßen ein viel zu guter Wirth war, um jemals die ſogenannte Kunſtliebe ſeiner Beſonnenheit und — ſeinem Beutel über den Kopf wachſen zu laſſen: nein, ſie galt für die erſte Oper Europa's überhaupt. Hier ſtand Jomelli an der Spitze des Orcheſters, »des gebildetſten der Welt« (Schubart a. a. O. p. 83), hier ſpielte Velli, der berühmteſte Violiniſt des Jahrhunderts, entwarf Noverre die Ballets, übertrug das berüchtigte Corps der blauen Schuhe die verrufenen Myſterien des Parc aux Cerfs ſchamlos, aller altwürtembergiſchen Zucht und Sitte Hohn ſprechend, auf Gaſſen und Markt.

Man erwäge, wie dieſe Umgebung auf einen Mann wirken mußte, von ſo brennender Empfänglichkeit, ſo reizbarem Temperament, wie Schubart. Alles, was in ſeinem Innern wogte, ſeine muſikaliſchen Talente, ſeine Kunſtliebe, aber auch ſeine Sinnlichkeit, ſein Hang zu Abenteuern und Liederlichkeiten fand hier eine mächtige, unwiderſtehliche Anregung. Der Anblick der Oper berauſchte ihn — beſchloſſen war es: ade Geißlingen! ade Studien! ade häusliche Beſchränkung! »Liebe zur Veränderung und zum freien Genuß des Lebens« (dies ſeine eignen Worte, a. a. O. p. 84) zogen ihn unaufhaltſam in den Strudel dieſer üppigen, glänzenden Nichtigkeit.

Durch Haug's Vermittlung erhielt er eine Stelle als Organiſt und Muſikdirector mitten im Centrum dieſes bac-

chantiſchen Getriebes, in Ludwigsburg ſelbſt. Aber dieſer ſchlammige Boden, ein Boden, wo unter den lockenden Blumen der Kunſt und der höfiſchen Grazie, eine unendliche ſittliche Verworfenheit, eine allgemeine Proſtitution aller Ehre und Zucht und Sitte, ein Abgrund von Servilismus, Frivolität und Beſtechlichkeit verborgen lag, war zu gefährlich für ihn: er trug ihn nicht, er verſchlang ihn. Er ſelbſt weiß für ſein damaliges wüſtes und verworfenes Leben, ſein Schwelgen in Wein, Weibern, Spiel und Üppigkeit keinen bezeichnendern Ausdruck, als daß er ſagt, er hätte damals gelebt, »wie ein Italiener, denen man hier faſt Alles zu Gute hielt« (p. 105). Eine Trennung von ſeiner Frau und ſeiner Familie wurde nöthig — für ihn nur die Löſung einer Feſſel, die ihn drückte, eine Veranlaſſung, die Zügel noch freier ſchießen zu laſſen.

Es würde ſo überflüſſig als widerlich ſein, wollten wir Schubart in die Einzelheiten der abenteuerlichen, vielfach verſchlungenen und zerrütteten Laufbahn begleiten, die ſich fortan für ihn eröffnete. Er ſelbſt, in ſeiner oft erwähnten Lebensgeſchichte, hat dies Thema bereits auf eine Weiſe breit getreten und mit einer Ausführlichkeit durchſprochen, daß man öfters in Zweifel geräth, ob man dieſe Geſtändniſſe als Freimuth achten, ob man ſie als Schamloſigkeit verachten ſoll. Und was wäre hier überhaupt von dieſen Verirrungen zu ſagen, da Liederlichkeit überall dieſelbe Phyſiognomie trägt, ein Säufer immer nur ein Säufer, ein Spieler ein Spieler iſt — und das iſt Alles!

Aber das Schlimmſte war, daß dieſer Rauſch der Sinnlichkeit bei Schubart gar nicht einmal ein kräftiger, glühender Rauſch, eine überſtrömende Trunkenheit war — nein, es war ein ewiger Katzenjammer, ein ewiges Schwanken und Taumeln von Ausſchweifung zu Reue, von Reue zu Ausſchweifung, ohne daß weder ihm die eine, er der andern jemals wahrhaft genügte. Was wir ſchon oben, bei Gelegenheit ſeines ſtudentiſchen Treibens, ſagten: der Himmel bewahre uns, den Sittenrichter zu ſpielen und Verdienſt und Werth eines Schriftſtellers, eines öffentlichen Charakters nach den Gläſern Weines zu bemeſſen, die er trinkt oder nicht trinkt. Wohl

aber, wo dieſe Dinge den Charakter ſelbſt erſchüttern und untergraben, wo ſie zum Tyrannen werden, der alles Andere vernichtet und unterdrückt, da freilich muß es erlaubt ſein, auch dieſen Schleier des Privatlebens zu lüften und warnend hinzudeuten auf eine Gefahr, welche, mehr oder weniger, in dieſer oder jener Geſtalt, ein Jeder von uns in ſich trägt: die Gefahr, ſein edleres Selbſt zu verlieren und preiszugeben an die Forderungen der gemeinen, irdiſchen Natur. Auch im Rauſche eines wüſten, verworrenen Lebens (wir haben es ſchon oben zugegeben) kann noch etwas Großes, etwas Geiſtiges liegen, auch über der empörten Brandung gemeiner, unſchöner Sinnlichkeit kann noch der Blitz des Genies, der Funke des Geiſtes ſchweben: dahingegen wo der Liederlichkeit ſelbſt die Energie fehlt, wo ſie Thränen weint und Beſſerung ſchwört und alle Heiligen im Himmel anruft — und auf friſcher That geht ſie hin und beginnt das alte Spiel aufs Neue, — da wenden wir uns kaum mehr mit Bedauern, wir wenden uns mit Ekel, mit Verachtung ab.

Und doch ſtand, wie bereits erwähnt, Schubart auch hierin zum guten Theile nur in der allgemeinen Schule ſeiner Zeit, deren krankhaft gereizte Sentimentalität, deren Koketterie mit Gefühlen und Empfindungen, vor Allem deren affectirte Starkgeiſterei und Überſchwänglichkeit nothwendig in derlei Erſcheinungen zu Tage kommen mußte. Wir wollen in dieſer Hinſicht eine Stelle aus Schubart's Lebensbeſchreibung herſetzen, welche die Beſchaffenheit dieſes Zuſtandes ſehr deutlich bezeichnet, ja die, ſogar in der Form, in Wort und Ausdruck an ähnliche Expectorationen und Scenen in den Stücken der Stürmer und Dränger, der Lenz, Klinger ꝛc., ſowie andrerſeits der Romantiker erinnernd, einer gewiſſen allgemeineren Giltigkeit nicht entbehrt.

»Wer (ſagt er: p. 160; vgl. einige ſehr ähnliche Stellen ebendaſ. p. 134. 180 ꝛc.) ſollte glauben, daß ich unter ſo tauſendfachen Vergnügungen des Geiſtes und Herzens oft die gewaltigſten Anwandlungen von dicker, ſchwarzer Schwermuth hatte! — Ein Menſch, der aus dem Zauberkelche der ſinnlichen Ergötzungen des heißen Giftes zu viel ſchlürft, wird

bald ſatt und überladen. Ich ging oft (es iſt in der Zeit ſeines Aufenthalts in Mannheim und Schwetzingen) im Heſperidengarten; ſah meine lieben Statuen und empfand nichts; wandelte unter hohen ſchattichten Gängen und blieb kalt; ſah die ſekulariſche Aloe blühen, ſchwamm in den Gerüchen des ganzen Blumenreichs — und ſchauerte vor Ekel. Im dickſten Gebüſche wollten ſchwarze Gedanken nagen und am Fuße des Felſen, der aus dem Rheine hieher gebracht ward und Waſſer herabgoß, weinte ich oft die bitterſten Thränen. Meine Seele ſuchte und fand nichts. Ich ſtürzte mich in Opern und Konzerte, und alle himmliſche Töne prallten ohne Kraft und Eindruck von mir ab. Meine Seele ſuchte und fand nicht. Tänzer und Tänzerinnen, Spiele, Trinkgelage, wo Rheinwein perlte und Scherz und laute Lache ſcholl, Spaziergänge im Thiergarten, wo uns der ſtolze Damhirſch anglotzte, ſelbſt die Miene des Freundes konnte meine verſunkene Seele nicht aufrichten. Ach Gott! du weißt's, ich ſuchte und ich fand nicht. Noch denke ich daran, wie ich mich einſtmals aus Schwetzingen riß, den hohen Rheinſtrom ſuchte, an ſeinen Ufern, unweit Speier, ſtaunend ſtand und nach langer Pauſe gen Himmel ſchrie: Du, droben in Deiner Höhe! Weltſchöpfer! erbarme Dich meiner, ich darbe im Überfluß! ich trinke dieſen Strom aus und dürſte! O nichts, nichts iſt für mich geſchaffen! Die Schönheiten Deiner Natur nicht, die Freuden Deiner lieben Menſchen nicht; denn mich Armen hat wüthende Leidenſchaft zum Sklaven gemacht! — Erbarme Dich meiner! — Doch der wird ſich Deiner erbarmen, deſſen Du ſpotteſt! Mit dieſem niederſchmetternden Gedanken rannte ich wieder nach Hauſe und ſuchte Lärm und Kelchglas, um mein wimmerndes Gewiſſen zu betäuben und zu erſäufen.« —

Da haben wir ihn denn vollſtändig beiſammen, den Katechismus unſrer Romantik, bis hinunter auf die allerjüngſte Fraction derſelben, mit ihrem Weltſchmerz, ihrer Blaſirtheit, ihrer inneren Zerriſſenheit; ſogar jener anſäuerliche Ton der Zerknirſchung, jene pietiſtiſche Salbung des Bekehrten, zu der auch unſre romantiſche Lucinden ſich ſchließlich zurückzuwenden pflegen, fehlt dieſem Bekenntniß nicht.

Doch kehren wir für jetzt noch zu Schubart's perſönlichen Schickſalen zurück! — Sein Aufenthalt in Ludwigsburg war nur von kurzer Dauer; wegen ſchlechter Streiche in Arreſt gebracht, wurde er bald darauf ſeines Amtes entſetzt und ſogar des Landes verwieſen. Wir finden ihn nun mehre Jahre hindurch bald in Heilbronn, wo er Muſikunterricht giebt und leichtfertigen, liederlichen Edelleuten bei ihren Zech- und Spielgelagen Geſellſchaft leiſtet (p. 126 fgg.) — bald in Mannheim, mit Projecten zu Erziehungsanſtalten und Vorleſungen beſchäftigt (p. 186) — bald gar auf der offenen Landſtraße, »mit fünf Kreuzern in der Taſche, ein ſaubres Kleid auf dem Leibe und ein Paar Hemden in der Taſche,« von den zugeworfenen Biſſen der Laune und des Zufalls ſeinen Unterhalt erwartend (p. 138) — dann in Heidelberg, wo er Docent werden will (p. 141) — dann zum zweiten Male wieder in Schwetzingen, dem Kurfürſten Karl Theodor vorgeſtellt und von ihm, wiewohl vergeblich, Brod und Anſtellung erbittend (p. 150—170) — dann, aus Schwetzingen ſchimpflich verjagt, an der Seite eines baieriſchen Miniſters, auf dem Wege nach München, bereit, katholiſch zu werden, wenn es ihm nur was einbringt (p. 171 fgg.) — dann in München ſelbſt, aufs Neue den wüſteſten Ausſchweifungen hingegeben, die lauen Bemühungen angeblicher Gönner und Beſchützer durch Unbeſonnenheiten aller Art freiwillig vereitelnd (p. 184—207) — endlich auf dem Wege nach Stockholm, Wien oder Petersburg, er wußte ſelbſt nicht recht wohin: wahrlich ein deutſcher Gilblas braucht nicht ärger umhergetrieben zu ſein, als, im Zeitraume weniger Jahre, dieſer vagabondirende Muſiker es ward!

Auch ſind ſeine Schilderungen dieſer verſchiedenen Städte, ihre geſelligen und literariſchen Zuſtände von unzweifelhaftem literariſchem Werth; wer das ſüdweſtliche Deutſchland in den ſechziger Jahren ſchildern will, darf dieſe Schubart'ſchen Skizzen, die an Unmittelbarkeit der Zeichnung, an Lebhaftigkeit der Farben von wenig anderen übertroffen werden möchten, nicht außer Acht laſſen. Unſerm Zwecke freilich liegen dieſe

Zuſtände fern: und müſſen wir uns daher begnügen, den Leſer auf das Buch ſelbſt zu verweiſen.

Nur einen Punkt indeſſen wollen wir auch hier hervorheben, der wiederum für Schubart's Leben entſcheidend ward, ja der an dieſer ewigen Flucht und Wanderung, dieſem Mißlingen aller Pläne und Projecte den weſentlichſten Antheil hatte. Das iſt der Einfluß, den dazumal in dieſen ſüddeutſchen Landſchaften die Geiſtlichkeit hatte. Aber was ſprechen wir noch von Einfluß! Es war eine Tyrannei, eine offenkundige brutale Herrſchaft, ein fanatiſcher Geiſteszwang, zu welchem orthodoxe, frömmelnde Lutheraner und glaubenswüthige, einfältige Mönche, proteſtantiſche wie katholiſche Jeſuiten ſich brüderlich die Hand reichten. Die Schilderungen, welche Schubart von dieſer Pfaffenherrſchaft macht, und mit welch eiſernen Banden ſie jede Regung geiſtiger Kultur, jede Blüthe der Wiſſenſchaft, jeden Aufſchwung der Kunſt, jede Veredlung des Geſchmacks gefeſſelt hielt, grenzen zum Theil an das Unglaubliche. Daß in Heidelberg, einer Univerſitätsſtadt, trotz der zugeſicherten Parität der Bekenntniſſe, die Buchhändler dennoch, aus Furcht vor den Jeſuiten, auch nicht die unſchuldigſten proteſtantiſchen Bücher, nicht einmal Gellertſche Schriften zu verkaufen wagten, das zur Noth läßt ſich glauben und erklären: Cenſur iſt überall Cenſur, und in dieſen unſern vortrefflichen, freiſinnigen Zeiten würden wir um ähnliche Beiſpiele, wenn auch aus andern Fächern, nicht verlegen ſein. Dagegen wenn er erzählt (p. 268), wie, zur Zeit ſeines Aufenthalts in Ulm, das heißt alſo in der Mitte der ſiebziger Jahre, ein Student aus Tübingen, ein junger katholiſcher Juriſt, weil er die Unvorſichtigkeit begangen, einige Voltaireſche Maximen in einem katholiſchen Wirthshauſe auszuplaudern, aufgegriffen, im Kloſter Weiblingen ins ſcheußlichſte Gefängniß gelegt und (wie ſein Urtheil lautete) aus Gnaden und Barmherzigkeit, als ein Läſterer Gottes und der Heiligen, enthauptet, verbrannt und ſeine Aſche in die Iller geſtreut ward — wenn, ſage ich, man dergleichen bei Schubart lieſt, ſo gehört die ganze Genauigkeit ſeiner Angaben, ſo gehören

die Namen und Nebenumſtände, es gehört vor Allem dies dazu, daß ſeine Erzählung niemals eine Widerlegung gefunden hat, ja daß zum Theil er ſelbſt perſönlich in dieſe Angelegenheit verwickelt war, um uns ein derartiges Ereigniß, würdig der finſterſten Zeiten des Mittelalters — oder der ſchauerlichſten Partieen eines ſchlechten Räuberromanes, überhaupt nur glaublich und möglich zu machen.

Daß einer ſolchen ungeheuren, unerträglichen Pfaffenherrſchaft Schubart überall, wo er konnte, ſich widerſetzte, daß er die Mönche und die Prieſter verfolgte, ja haßte — wer möchte es ihm verargen? im Gegentheil, wer möchte ſich ſeines Muthes, ſeiner Tapferkeit nicht ſogar erfreuen?!

Der Kampf ſelbſt war unzweifelhaft ein würdiger und gerechter: aber nur die Waffen, mit welchen Schubart ihn führte, waren weder das Eine noch das Andere. Dem Fanatismus des Glaubens ſetzte er den Fanatismus des Unglaubens entgegen; jene waren bigott, er war frivol; jene glänzten durch frömmelnde Gebete, durch Litaneien und mönchiſches Geſalbadre, er wollte glänzen durch ſogenannte Freigeiſtereien, durch Blasphemieen und Zoten; es galt die Sache der Freiheit und des Geiſtes und er münzte grobe Bierwitze und unflätige Anekdoten daraus, die groben Nerven ſeiner ſchwelgenden Patrone zu erſchüttern und der Mode der Zeit zu ſchmeicheln, welche damals von den »Gebildeten« verlangte, Atheiſten zu ſein, wie heutzutage Pietiſten — und der Unterſchied iſt gar ſo erheblich nicht.

Mit einem Worte: wer in geiſtigen Kämpfen eine wahre und würdige Oppoſition führen will, der muß auch geiſtig größer zu ſein wiſſen, als ſeine Gegner; er muß ſich nicht auf perſönliche Launen, auf gelegentliche Ab- und Zuneigungen, er muß ſich auf ein Princip ſtützen, ein berechtigtes, wahres, ſelbſtbewußtes — ein Princip, das ihn trägt, wo die eigene Kraft ihn verläßt, ja vermöge deſſen er auch beſiegt noch ſiegt.

Hievon bei Schubart keine Spur. An allgemeinen Redensarten von Freiheit und Geiſt und Aufklärung ließ er es zwar nicht fehlen, er meinte es auch gewiß perſönlich außer-

ordentlich ehrlich und gut. Aber große Worte ſind noch kein Princip, guter Wille noch keine guten Thaten. So nahm er ſeinen Lohn dahin: der Beifall, welchen ſeine Tiſchgenoſſen ihm zuwieherten, wenn er kirchliche Gebräuche und Lieder auf frivole Weiſe parodirte (vgl. p. 122), der Ruf eines »ſtarken Geiſtes,« eines Kerls, der Haare auf den Zähnen habe und es aufnehme mit Gott und Teufel, die ſtumpfſinnige Bewunderung kleiner ungebildeter Geiſter, die er bei Bier und Taback mit »ketzeriſchen« Witzen unterhielt, genügten ihm —: ſo durfte er, in dieſem Kampfe, wo, genau beſehen, nur Gemeinheit gegen Gemeinheit, Willkür gegen Willkür ſtand, ſich auch nicht beſchweren, wenn die Gemeinheit der Pfaffen die größere, die Willkür der Prieſter die mächtigere war — und er ſelbſt als Opfer derſelben zu Grunde ging.

Vorläufig ahnte er von dieſer Kataſtrophe noch nichts; vielmehr ſein Schickſal ſchien ſich erſt recht günſtig geſtalten zu wollen. Auf der Wanderung nach Stockholm zu einer kurzen Raſt in Augsburg angelangt, ward ihm unerwarteter Weiſe hier angeboten, was er ſo lange vergeblich geſucht, eine bleibende Stätte und ein Stück Brot. Der Buchhändler Stange bat ihn, »etwas Gangbares zu ſchreiben.« Schubart, der ſich ſelbſt wohl einigermaßen als Gil Blas fühlen mochte, wollte ihm Anfangs einen Roman verfertigen. Allein es wollte nicht recht fließen und ſo erbot ſich Schubart, ihm eine populäre Zeitung, ein Blatt fürs Volk zu ſchreiben. Der Verleger ſchlug ein — und die »deutſche Chronik« war geboren (1774 ſ. a. a. O. p. 22).

Hier haben wir zweierlei nachzuholen: erſtlich Schubarts eigene bisherige Schriftſtellerei, ſodann den damaligen Zuſtand der deutſchen Zeitungswelt. Über Beides müſſen flüchtige Andeutungen genügen.

Seines ſchriftſtelleriſchen Debuts mit den im Jahre 1767 in zwei Bänden erſchienenen »Todesgeſängen« haben wir bereits erwähnt. In demſelben Jahre ließ er noch einige Oden folgen — wohlgemerkt: was man dazumal in der Zeit, nicht ſowohl der Klopſtocke, als der Denis, der Willamov ꝛc. Oden

nannte: gewaltſam ſchwülſtige Ergießungen, ſtrotzend von froſtigen Allegorien, mythologiſchen Bildern, künſtlichen Inverſionen, in einer wunderlich berechneten Unform, einer reflectirten Unregelmäßigkeit und Unverſtändlichkeit des Ausdrucks, womit man die vielgeprieſene pindariſche Erhabenheit und jenes ſchöne, erſchütternde Stammeln der Leidenſchaft, jenen großartigen Schwung der Begeiſterung zu erreichen meinte, welche damals für das bevorzugende Kennzeichen der Ode galten: die eine auf den Tod Thomas Abbt's, ſeines Landsmannes, die andere auf das Ableben Kaiſer Franz des Erſten (vgl. Sämmtl. W. p. 186—195), die dritte unter der Überſchrift »Die Badekur«: alle drei, der Schmeichelreden ungeachtet, mit denen, ſeiner ſanften, geiſtlichen Natur getreu, Wieland den angehenden »lieben Bruder in Apollo« begrüßte, ihn für einen Genius erklärte, »den er nur mit einer Art Ehrfurcht anſieht« (ſ. die früher gedachten Briefe: VII, 296. 297), in der That ziemlich fade, geſchmackloſe Declamationen, ganz in jenem Stil der Überſchwänglichkeit, in jener ſtotternden, markloſen Fülle, welche auch Schubarts ſpätere Poeſien — nicht eben zu ihrem Vortheil — charakteriſirt. Gleichzeitig erſchien eine Sammlung »Zaubereien«, in ſogenannter poetiſcher Proſa (jetzt im VI. Bd. der Werke zu Anfg.), welche Wieland zwar wiederum »ſehr originell und vortrefflich« fand, im Übrigen ihm aber doch zuredete (a. a. O. p. 246), dies Genre aufzugeben. — Von der journaliſtiſchen Kritik, zumal von der Berliner, der Kritik der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, als dem bedeutendſten Organ derſelben, waren alle dieſe Veröffentlichungen ziemlich ungünſtig behandelt worden. Seine vermeintliche Ode auf den »Tod Franciscus des Erſten« hatte an Nicolai ſelbſt (unter dem Zeichen K.: ſ. Allg. deutſche Bibl. Bd. V. Stück 2. p. 53—58) einen um ſo ſtrengeren, unnachſichtigeren Beurtheiler gefunden, je mehr gerade das Weſen und die Theorie der Ode von den Berliner Ariſtarchen (vgl. namentlich die Literaturbriefe) unterſucht worden war und je mehr ſie daher das Publikum, Autoren wie Leſer, über die Bedingungen einer guten und eigentlichen Ode durften aufgeklärt zu haben glauben. Auch jene übrigen Productio-

nen waren von der Allg. Deutſch. Bibl. die uns, wie geſagt, als die Vertreterin der damaligen Kritik im Allgemeinen gelten darf, theils lau, theils mit entſchiedener Ungunſt aufgenommen worden, vgl. X, 2, 233: ſehr natürlich, da dieſer Niederſchlag Klopſtockſcher Art und Kunſt, dieſe Miſchung von Schwulſt und Plattheit, Trivialität und Bombaſt allerdings niemand weniger zuſagen konnte, als gerade dem nüchternen, ſtrengen Sinne dieſer Berliner Kritik.

Indeſſen was that dies Alles dem neuen Journal, welches jetzt von Schubart geſchrieben werden ſollte? Mochten ſeine bisherigen Productionen immerhin vor dem gelehrten Forum wenig Gnade gefunden haben — aber dies Journal ſollte ja vor gar kein gelehrtes Publicum kommen, es ſollte ja nur eine Zeitung werden für Bürger und Bauer, eine populäre, eine volksthümliche Zeitung, Allen verſtändlich und von Allen geleſen.

Denn dies war, um es mit kürzeſten Worten zu bezeichnen, die allerdings wichtige und folgenreiche Wendung, welche die deutſche Journaliſtik zu Anfang der ſiebziger Jahre genommen hatte: jene breiweichen, langathmigen »Moraliſchen Wochenſchriften«, dieſe wahrhaften Ablagerungen und Sammelplätze Alles deſſen, was von Trivialität, von Spießbürgerei und fader, ſelbſtgefälliger Geſchwätzigkeit in den guten Deutſchen ſteckte, hatten aufgehört, das Intereſſe der Leſewelt zu befriedigen; die großen Fragen der Nationalität, des Patriotismus, der Freiheit, welche Klopſtock und ſeine Schule in begeiſterter Rede wiederhallten, hatten, unterſtützt durch die Vorgänge in Amerika, angefangen, einen gewiſſen patriotiſchen Enthuſiasmus, eine gewiſſe politiſche Theilnahme in den Gemüthern hervorzubringen — eine Theilnahme, die ſich nun auch nicht mehr begnügen mochte an der Trockenheit, der Farbloſigkeit und Leere der bisherigen Zeitungen. Zeitungen — da lag es! Man fing an ſich für die Tagesgeſchichte zu intereſſiren, nicht blos aus Neugier, nein, auch mit dem Herzen; man wollte wiſſen, wie es ausſähe in der Welt; die Kritik, müde, immer nur Bücher und Bücher zu verſchlingen, wollte die Kraft ihres Zahnes

auch an der ſtachlichten Rinde unſrer öffentlichen Zuſtände erproben. Als die Spitze dieſer Richtung iſt der berühmte Schlözerſche Briefwechſel (ſeit 1775) zu bezeichnen; allein auch vor und neben ihm gehen eine Maſſe kleinerer Journale und Zeitungen, welche, zum Theil in engſten Grenzen, auf kleinem, völlig provinziellem Bezirk, mit ähnlichen Mitteln ähnliche Ziele verfolgten und deren gemeinſame Tendenz vornämlich dahin ging die große Maſſe, das Volk als ſolches zu gewinnen.

Und das ließ ſich nun allerdings nicht läugnen: wie überhaupt in Schubarts ganzem Weſen die ſchroffſten Gegenſätze unvermittelt neben einander liegen, ſo auch, neben jener ſeraphiſchen Überſchwänglichkeit, jenem Lallen, Stammeln, Locken ſeines Oden- und Hymnenſtils, ſtand ihm allerdings auch eine — vielleicht etwas triviale, vielleicht etwas rohe — aber gewiß doch eine verſtändliche, populäre, volksthümliche Sprache zu Gebote. Wir wollen in dieſer Hinſicht nur an ſeine ſchwäbiſchen Bauernlieder (in der neueſten Ausgabe der S. W. III, 209—215. 291 ꝛc.), ſowie an das berühmte Märchen (»Es ſtarb einmal ein Bäuerlein«: ebendaſ. 293) erinnern: Productionen, die wir kein Bedenken tragen, zu dem Beſten zu rechnen, das unſere Literatur in dieſer Art überhaupt beſitzt, die wir ſogar anderen berühmten »Bauerliedern« jener Zeit, den Voſſiſchen, Millerſchen ꝛc. (nur freilich nicht den Claudiusſchen) vorziehen möchten. Alſo in dieſer Hinſicht wenigſtens ſchien Schubarts Beruf, eine populäre Zeitung zu ſchreiben, nicht wohl in Abrede zu ſtellen.

Recapituliren wir denn noch einmal: ein Mann von unzweifelhaftem Talent und einer achtbaren natürlichen Begabung, aber ohne alle Studien, ohne Bildung, ohne Kenntniß; ein warmes, ehrliches Herz, Feind der Lüge und der Knechtſchaft, aber ſitten- und haltungslos, von gemeinen Leidenſchaften verzehrt, ein Spielball ſeiner Launen und Begierden; ein witziger Kopf, ein angenehmer Geſellſchafter, aber angenagt vom Roſt der Liederlichkeit, vagabondirend, ſchmarozerhaft; ein leidliches ſtiliſtiſches Talent, aber auch hier ohne Sicherheit, ohne Geſchmack, ohne Durchbildung, abſchweifend

nicht ſelten aus dem ebnen Gange einfacher, verſtändlicher Darſtellung in den faden Schwulſt ſeiner Oden- und Hymnenſprache; endlich zu der ſpeciellen Aufgabe der Zeitungsſchreiberei ohne Zweifel den beſten Willen, den redlichſten Eifer mitbringend, aber ohne alle Einſicht in die Verhältniſſe, die er ſchildern, ohne Kenntniß der Geſchichte, die er darſtellen wollte — ſiehe da die Anſprüche, welche Schubart auf die Würde eines Volksſchriftſtellers, Volkslehrers zu erheben, ſiehe da die Berechtigung, die er auf die Ehre hatte, Sprecher des Volks, Verfechter der Freiheit, Wächter des Vaterlandes zu ſein! Wie? hätte man ihm ſagen können: der Freiheit willſt Du Herzen anwerben — und Dein eigenes iſt ein Sklav ſeiner Leidenſchaften und Lüſte? Deine Nation willſt Du bilden — und biſt ſelbſt roh und ungebildet, vom Duft der Gemeinheit übergoſſen? Deine Zeit willſt Du in die Schule nehmen — und haſt ſelbſt keine andere durchgemacht, als die Schule des Unglücks, des ſelbſtverſchuldeten, die Schule der Laſter, der Irrthümer, der Leiden? Auftreten willſt Du für jedes edlere, jedes wahrhafte Recht, willſt Bürgerpflichten lehren und Muth und Überzeugungstreue — und Du ſelbſt haſt nicht einmal die nächſten natürlichen Rechte, die Rechte des Blutes, der Familie geachtet? und haſt die Pflichten des Gatten, des Vaters des Bürgers mit Füßen getreten? und haſt — wie lange iſt es her?! katholiſch werden wollen und Deinen Glauben abſchwören für ein Stück Brot?! Schützen und wahren willſt Du die Ehre des deutſchen Namens — und Dein eigener Name ſtarrt von Schmutz, Deine Ehre geht in Lumpen, Du biſt (will man das Beſte ſagen, was ſich von Dir ſagen läßt) ein ſchiffbrüchiges Talent, ein verſoffenes Genie?!

Indeſſen wie dies ſei: Schubart ſelbſt ſcheint keine Bedenken dabei gefunden zu haben — und eben ſo wenig das Publikum. Die »deutſche Chronik« wurde richtig begonnen (1774: ſ. Th. I, p. 221 mit der charakteriſtiſchen Schilderung: »Ich ſchrieb ſie — oder vielmehr dictirte ſie im Wirthshauſe, beim Bierkrug und einer Pfeife Taback, mit keinen Subſidien, als meiner Erfahrung und dem Witz ver-

ſehen, womit mich Mutter Natur beſchenkt hatte«) und vom Publikum mit lebhaftem, raſch wachſendem Beifall aufgenommen. Mit welchem Rechte, fällt dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes inſofern ſchwer zu beurtheilen, als es ihm, trotz vielfach angewandter Mühe, bisher nicht hat gelingen wollen, ſich ein vollſtändiges Exemplar der erwähnten Zeitſchrift zu verſchaffen; ja er zweifelt, daß dieſelbe überhaupt noch anderswo, als etwa in Süddeutſchland, in Privathänden, exiſtirt. Seine Kenntniß beſchränkt ſich daher, eine flüchtige Beurtheilung abgerechnet, welche in der Allg. Deutſch. Bibliothek, Bd. XXVII, St. 2. p. 594 flg. zu leſen ſteht und die namentlich unterrichtender iſt für den Mechanismus, die äußere Einrichtung der Zeitſchrift, als für ihren Charakter und ihren innern Werth, lediglich auf die, allerdings ziemlich umfangreichen Auszüge aus derſelben, welche die ſämmtlichen Werke, Bd. VI bis VIII. enthalten. Dürfen wir nach dieſen Bruchſtücken das ganze Unternehmen abmeſſen, ſo hat daſſelbe, im Verhältniß zu den übrigen Journalen der Zeit, allerdings ſeine ſehr anſehnlichen Verdienſte gehabt: der Stoff iſt mannigfach, mit Geſchick gewählt, die Sprache, wenn auch ungleich und manierirt, doch im Ganzen gebildet, verſtändlich und von einer gewinnenden Lebhaftigkeit, die Geſinnung überall und durchgehends die ehrenwertheſte.

Wenn das Journal bei alledem weit zahmer, weit ungefährlicher erſcheint, als man nach ſeinem Rufe vermuthen möchte: ſo liegt dies hauptſächlich in den veränderten Begriffen der Zeit, welche damals, was heut zu Tage kaum wie ein Mückenſtich empfunden wird, ſchon als eine ſehr bedenkliche, ſehr gefährliche Wunde empfand. Erklären, daß jeder Menſch von Natur frei und gleich geboren ſei, die Fürſten in allgemeinſten Ausdrücken zu Gerechtigkeit, Weisheit, »väterlichem« Regiment ermahnen, polemiſiren gegen Jeſuiten und Pfaffenwirthſchaft — nun ja, bei uns, Angeſichts unſrer viel concreteren, viel drängenderen Zuſtände, würde es wenig verfangen, wennſchon auch dieſe billigſte Sorte von Liberalismus auch in unſerer Zeitungspreſſe noch keineswegs ausgeſtorben iſt: für jene Zeit aber war es ſchon immer

etwas Ungewohntes, etwas Großes, ein Wageſtück, eine That.

Das zeigt nicht nur der Beifall, welchen, wie bereits berichtet, die Chronik beim Publikum fand: das zeigt auch deutlich die Oppoſition, der Widerſtand, die Verfolgung, welche ſie und um ihretwillen Schubart ſelbſt erfuhr. Der erſte Sturm ging von Augsburg ſelbſt aus, gleich zu Anfang ihres Erſcheinens. Schubart (wir bedienen uns ſeiner eigenen Worte: I, 223) hatte am Schluß ſeiner Anzeige geſagt: »Und nun werfe ich mit jenem Deutſchen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und ſpreche: »O England, von Deiner Laune und Freiheit nur dieſen Hut voll!« ſo ſtand der damalige Bürgermeiſter von Kuhn im Senate auf und peroirte: »Es hat ſich ein Vagabond hereingeſchlichen, der begehrt für ſein heilloſes Blatt einen Hut voll engliſcher Freiheit — nicht eine Nußſchale voll ſoll er haben!« Und damit wurde das Blatt in Augsburg verboten und der Druck mußte nach Ulm verlegt werden.

Der Herausgeber in Perſon blieb vorläufig noch unangefochten; ſogar ſein Blatt erwarb ihm unter der Bürgerſchaft viele Freunde und Gönner, und nicht lange währte es, ſo ging auch hier wieder, wenn auch in engern Schranken, das lockere Leben los auf Bierbänken und Weinſtuben, wie er es bisher getrieben. Daneben gab er Klavierſtunden und Konzerte, hielt Vorträge über allerhand Künſte und Wiſſenſchaften, *) machte Gelegenheitsgedichte, ſchrieb eine Art Converſationslexikon für junge Kaufleute ꝛc. Das meiſte Aufſehen, als etwas damals ganz Neues und Unerhörtes, machte er jedoch als Vorleſer, durch die ſogenannten »Leſeſtunden,« die er zu Augsburg in Privathäuſern und öffentlichen Sälen anſtellte und damit eine merkliche Revolution im Geſchmacke jener Gegenden veranlaßte. Er las Anfangs »die neuſten Stücke von Göthe, Lenz, Leiſewitz und die Gedichte aus den Muſenalmanachen mit einge-

*) Dieſelben wurden ſpäterhin, während ſeiner Gefangenſchaft, auch in Druck gegeben, zum Vortheil ſeiner Familie, aber nicht zum Vortheil ſeines Rufes: ſ. Allg. Deutſche Bibl. VI., 1, p. 201 flg.

ſtreuten Erklärungen vor, und da er großen Beifall erhielt, ſo wählte er Klopſtocks Meſſias, um an einem wichtigen Beiſpiele zu ſehen, ob ſich die Odeen der Alten (?) auch auf deutſchen Boden verpflanzen ließen, und ob ein Rhapſode auch unter uns ſein Glück machen würde ... Der Erfolg war über ſeine Erwartung groß. Mit jedem neuen Geſang vermehrten ſich ſeine Zuhörer —; der Meſſias wurde reißend aufgekauft; man ſaß in feierlicher Stille um ſeinen Lehnſtuhl her; Menſchengefühle erwachten, ſo wie ſie der Dichter weckte. Man ſchauerte, weinte, ſtaunte ... Klopſtock fand in Augsburg allenthalben Bewunderung unter Katholiken und Lutheranern, Edlen und Unedlen, Männern und Weibern. Man wiederholte den abgeleſenen Geſang zu Hauſe, fragte ihn über ſchwere Stellen und fühlte nicht ſelten die Kraft ſeines hohen Genius.« (I. 240—242). Daß der Auctobiograph hiebei nicht etwa übertrieben, daß der Eindruck ſeiner Vorleſungen wirklich ein bedeutender war, ja daß dieſelben für die Kulturentwicklung und den literariſchen Geſchmack jener Gegenden wirklich ein einflußreiches Moment geworden, das beweiſen die übereinſtimmenden Berichte gleichzeitiger Journale und Zeitungen, beweiſen namentlich auch die Reminiscenzen, die auch hievon wieder in die obengenannten Millerſchen Romane, den Siegwart ſowohl, der ſelbſt in dieſer Zeit entſtand, als die ſpäteren, übergegangen ſind.

Doch ſollte die Freude nicht lange währen. Schon hatte die fortdauernde Polemik gegen die Geiſtlichkeit, beſonders gegen die Jeſuiten bei Beamten und Behörden, die, Kraft ihrer Legitimität auch die Legitimität der Jeſuitenwirthſchaft behaupten zu müſſen meinten, böſes Blut, Argwohn und Feindſchaft erregt: da ſchlug ein Artikel über den berüchtigten Pfarrer Gaßner, der eben damals ſeine Wunderkuren, ſeine Teufelsbeſchwörungen ꝛc. zu treiben anfing, dem Faß völlig den Boden aus — ein Artikel übrigens, ſo zahm, ſo unſchuldig, daß man heut zu Tage gar nicht begreift, wie er ſolche Folgen hat haben, ja überhaupt nur Anſtoß erregen können. Wir theilen ihn, zur Characteriſtik jeſuitiſch reichsſtädtiſcher Cenſur, als Beitrag zur Geſchichte der Preßfreiheit

in den ſiebziger Jahren, dieſer Glanzepoche unſerer Literatur, unſern Leſern unter dem Texte mit. *) Aber wie unbegreiflich es ſei, genug: Schubart wurde auf Befehl des Augsburger Rathes verhaftet, ſeine Papiere wurden mit Beſchlag belegt und unterſucht, und wiewohl ſich dabei (wie es zu geſchehen pflegt) nichts Staatsgefährliches herausſtellte, ja wiewohl man ſelbſt verſchmähte, irgend welche Rechtstitel für dieſes Verfahren aufzuſuchen, ſo hielt ein Wohlweiſer Rath der freien Stadt Augsburg es nichts deſtoweniger für angemeſſen, Schubart aus Augsburg auszuweiſen. — C'est tout comme chez nous. —

Schubart flüchtete, wie früher ſein Blatt, ſo etzt ſeine Perſon nach Ulm. Von dieſer Flucht iſt nur eine Äußerung bewahrt, die wohl charakteriſtiſch genug iſt, um auch hier eine Stelle zu finden. Die Reiſe war nicht ohne Gefahr für Schubart; ſein Weg führte ihn mitten durch Rudel empörter Mönche, die den Pöbel aufreizten und in ihrem Hottentotten-Dialekt trillirten: »Jützt hand mer den Galgenkerl, den Schubart! werden'm wohl d'Zung rausreißen, und da Kerla lebendig verbrenna!« In dieſer Gefahr ſtand ihm wiederum ein preußiſcher Werbeofficier treulich zur Seite; er gab ihm einen andern Namen und brachte ihn unter ſeinen Schutz auf ulmiſches Gebiet. Da — aber laſſen wir auch hier wieder Schubart ſelber ſprechen (a. a. O. p. 255): »Mein preußiſcher Begleiter trank eine Flaſche Burgunder mit mir, klopfte mir mit ſoldatiſcher Derbheit auf die Schulter, und ſagte beim Abſchied: »Herre, ſind Sie man gut Preußiſch, ſo wird Ihnen kein Teufel was thun!« — Wahrlich unter den hunderttauſend Ehrenzeugniſſen, die Friedrich der Große ſich auf-

*) Der Artikel ſtand im Jahrgang 1774. p. 589 und lautete, laut Lebensbeſchreib. I, p. 245 in der Note, wörtlich folgendermaßen: „Der Pfarrer Gaßner in Klöſterla fährt fort, den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepſien — nicht durch Arzneien, ſondern durch das bloße Auflegen ſeiner prieſterlichen Hand. Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie man dem Teufel widerſtehen ſoll, wenn er in Menſchen und Häuſern rumort, und da giebts noch tauſend Menſchen um mich her, die an dieſe Narrheiten glauben. — Heiliger Socrates erbarme Dich meiner! Wann hören doch einmal auf, Schwabenſtreiche zu machen?“ —

gerichtet, iſt dieſer Ausſpruch nicht der kleinſte! — Freilich läßt ſich noch eine ſchönere Verſion denken: »Herre, ſind ſie man gut Deutſch« — aber wann wird dieſe kommen?!

Aus Augsburg war Schubart durch pfäffiſchen Einfluß vertrieben worden: in Ulm ſollte er erfahren, daß die weltliche Macht, die Diplomatie, die Politik, ſogar noch gefährlichere Waffen hat. — Der kaiſerliche Miniſter in Ulm, Graf Ried, ein ſtolzer, hochfahrender Mann, von Schubart perſönlich gereizt, vermuthlich auch durch mönchiſche Kabale angeſtiftet, lauerte ſeit Langem auf eine Gelegenheit, ihn ſeinen Zorn empfinden zu laſſen. Siehe da, eines Tags ſteht in der Chronik zu leſen, die Kaiſerin Marie Thereſie ſei plötzlich vom Schlage gerührt worden: eine ſehr unſchuldige Nachricht, ſollte man meinen, ſchlimmſten Falls eine Zeitungslüge, nicht wahr? Aber der General ſah die Sache anders an, er glaubte es nun endlich zu haben, das crimen laesae, auf das er ſchon ſo lange gelauert. Er entwarf einen Plan, Schubart aufheben und auf eine Feſtung in Ungarn abführen zu laſſen. Aber noch war Schubart Unterthan des Herzogs von Würtemberg; ihm daher theilte der General ſeinen Entwurf mit und bat um die Erlaubniß der Ausführung — etwa wie wir unſern Nachbarn bitten, uns doch einmal auf ſeinem Revier jagen zu laſſen.

Es iſt hier kein Raum, auf eine ausführliche Charakteriſtik Herzogs Karl von Würtemberg einzugehen; auch iſt derſelbe, wenn nicht weiter, ſo doch wenigſtens aus Schillers Leben, aus der Einrichtung der Karlsakademie, der Geſchichte der Räuber ꝛc. auch dem großen Publikum der Hauptſache nach bekannt. Wir haben ihn oben das Muſterbild eines patriarchaliſchen Regenten genannt; wer da weiß, wohinaus die Verehrer und Lobredner der »patriarchaliſchen Muſterſtaaten«, des »väterlichen Regimentes« zielen, der weiß auch, was wir mit dieſem Ausdruck gemeint, er weiß gleichfalls, wie Herzog Karl den Antrag des General Ried wird aufgenommen haben.

Es heißt ſonſt: Schlägſt Du meinen Juden, ſo ſchlag' ich Deinen. Das patriarchaliſche Regiment des achtzehnten

Jahrhunderts ging noch einen Schritt weiter, es ſagte: Eh' Du meinen Juden ſchlägſt, lieber ſchlag' ich ihn ſelbſt. Und ſo geſchah es.

Durch eine gemeine, feige Liſt auf Würtembergiſches Gebiet (von welchem er, wie der Leſer ſich erinnern will, ſeit ſeiner Ludwigsburger Epoche verbannt war) verlockt, ward Schubart in Auftrag des Herzogs gefangen genommen und ſofort, ohne Unterſuchung, ohne Spruch, ja ohne Anklage auf den Hohenaſperg geführt. Der Fürſt ſelbſt war zugegen, als er auf der Feſtung ankam; mit eigener Hand bezeichnete er den Kerker, in welchen Schubart geführt ward: ein enges, feuchtes, dunkles Felſengewölbe, kein Geſicht in ſeiner Nähe, als das eherne, vertrocknete Geſicht des Kommandanten Rieger, deſſelben, der in dem finſterſten Kerker dieſer Feſtung, die er jetzt befehligte, ſelbſt vier Jahre gefangen gelegen hatte, das Original zu Schillers bekanntem »Spiel des Schickſals« — kein Schreibzeug, kein Buch, als allein die Bibel!

In dieſem Verließ ſaß Schubart länger denn ein Jahr; ſpäter wurde ihm ein leidlicheres Zimmer eingeräumt, ſeine Geſuche um Freilaſſung aber, die Fürbitte ſeiner Freunde, die Verwendung hoher Gönner — es blieb Alles vergebens, lange, lange Jahre hindurch.

Was den Herzog zu dieſer Gewaltthat veranlaßte? veranlaßte gegen einen Mann, einen Schriftſteller, der, ſo viel bekannt iſt, ihn perſönlich niemals beleidigt hatte?

Nun, die beſte Abſicht von der Welt: er wollte ihn beſſern, wollte ihm ſein Trinken, ſeinen Leichtſinn, ſein Scandaliren abgewöhnen; es war ein pädagogiſches Experiment, wie er deren auf der Karlsakademie ſo viele machte, nur in etwas größerem Maßſtab. Darum war er dem Manne ſelbſt auch gar nicht böſe: in demſelben Moment, da er Schubart wider Recht und Geſetz in den Kerker warf, mit eben derſelben fürſtlichen Hand warf er ſeiner Familie ein Jahrgehalt von etlichen hundert Gulden zu. Auch ließ er ihm öfters Grüße und Ermahnungen zukommen, ließ ſich von ihm anſingen, ja ließ ihn wohl gar in Perſon vor ſich kommen — ein gnä-

diger, ein gütiger Oger, der Oger des patriarchaliſchen Regiments!

Und das Publikum? und die deutſche Nation? Je nun, ſie ließ ihn ſitzen, wo er ſaß; ſie gewöhnte ſich an ſein Elend, dieſer Gefangene von Hohenaſperg, mit dem zottigen Haar, den langen Nägeln, gehörte mit zur Staffage der Tagesliteratur; man bedauerte ihn — aber man fand doch auch, daß er ſehr leichtſinnig, ſehr unvorſichtig gehandelt; man beklagte ihn — aber man erinnerte ſich doch auch, daß er von jeher ein Taugenichts, ein Vagabond, ein Säufer geweſen — und ſo ſchlichen die Tage, die Monate, die Jahre dahin!

Wahrlich, wir wollen dieſe Stumpfſinnigkeit, dieſes ächte Michelthum des Publikums, dieſes Stillſchweigen ſeiner Schriftſteller, dieſes Verſtummen ſeiner Dichter, die auf ihrer Leier Töne hatten für Alles und Jedes, nur für ihren gefangenen Mitbruder hatten ſie keine! . . . wir wollen es nicht beſcheinigen: aber daran erinnern zu müſſen glauben wir doch, eine wie ganz andere Glorie dies Märtyrerthum des armen Gefangenen umgeben haben würde, hätte er vor dem Andenken des Publikums geſtanden, frei von ſittlicher Schuld, ein feſter Charakter ſtatt eines ſchwachen, ein männliches, ſtolzes Herz, ſtatt eines weiblichen, zerriſſenen, ein reiner Name ſtatt eines befleckten, zweideutigen!

Und doch, das Bischen Achtung und Mitgefühl, das man ſeinem Elend zollte — Niemand war eifriger, es zu zerſtören, als Schubart ſelbſt. Wohl in einzelnen Momenten raffte er ſich zuſammen, wohl in einzelnen Gedichten bäumte er ſich auf, wie ein gefeſſelter Löwe — Gedichten, die, wenn nicht die Kunſt, ſo doch wenigſtens das heilige Recht des Zornes adelt, und von denen die »Fürſtengruft« (S. W. IV, 70) bei Weitem das gelungenſte, daher mit Recht auch heute noch unvergeſſen iſt. Aber das waren eben nur einzelne Momente, einzelne aufwallende Überreſte einer Kraft, mit der er ſelbſt zu verſchwenderiſch, zu unweiſe umgegangen war, als daß ſie ihm, er ihr auch jetzt noch treu geblieben wäre.

Daß wir es kurz machen: die Hure wurde Betſchweſter

— Lahn (Hahn), Oetinger und andere ſchwäbiſche Pietiſten nahmen ihn in Arbeit, Rieger, ſelbſt in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes zum Gläubigen »wiedergeboren«, redete ihm zu: Schubart wurde fromm; er dichtete — nein, dichtete nicht, heulte Buß-, Reu- und Sterbegeſänge, entwarf wunderſame Pläne zu myſtiſch-theologiſchen Heldengedichten, in denen Oetinger und Klopſtock wild durch einander wirbeln, ſchrieb eine Lebensgeſchichte voll Selbſtanklagen, Widerruf und Heuchelei — recht ein Bekenntniß unter'm Galgen! —

Schon mehr als neun Jahre hatte er geſeſſen; ſeine Haft war leidlich geworden; er durfte Gedichte ſchreiben und Bücher drucken laſſen: da erregte ein Hymnus von ihm auf den Tod Friedrichs des Großen, an ſich ein ſchwülſtig geſchmackloſes Ding, aber das getragen ward durch die Zeitſtimmung aufs Neue das Intereſſe des Publikums. Man erinnerte ſich wieder des vergeſſenen Arreſtanten, einflußreiche Perſonen legten ſich aufs Neue ins Mittel: wohlan, Herzog Karl hielt die Erziehung für vollendet, er gab den Gefangenen frei — und der Freigelaſſene küßte die Hand, die ihn geſchlagen.

Schubart ward nun als herzoglicher Theaterdichter in Stuttgart angeſtellt; er durfte auch ſeine Chronik wieder herausgeben; er verdiente auch viel Geld, nahm jährlich vier-, fünftauſend Gulden ein; ſeine Gedichte erſchienen geſammelt in wiederholten Auflagen — Ob er bei alledem glücklich war?

Am 10. October 1791, in ſeinem drei und funfzigſten Jahre ſtarb er.

Und ſo ſei auch hier dieſe Skizze geſchloſſen. Es hieße die Geduld der Leſer ermüden, wollten wir Schubarts Schriften noch beſonders durchgehen und ſie einzeln einer ausführlichen äſthetiſchen Würdigung unterwerfen; aber auch an der Einſicht der Leſer hieße es zweifeln, wollten wir, wiederanknüpfend an die Einleitung unſers Aufſatzes, mit einem ſchulmeiſterlichen Haec fabula docet dieſe Lebens- und Kerkergeſchichte eines deutſchen Dichters chrienhaft erläutern und erklären. Nur eine Bemerkung ſei uns ſchließlich erlaubt, auch

ſie eine verbrauchte und oft gehörte — aber niemals, glauben wir, zu oft! Nämlich daß das Talent allerdings ein freies Geſchenk der Götter, dagegen der Charakter, die Geſinnung, die ſittliche Würde jedes Mannes eigenes, freies Beſitzthum iſt: ein Beſitzthum, für deſſen Verwendung und Beſchaffenheit daher auch ein Jeder verantwortlich bleibt, ſich ſelbſt ſowohl und ſeinem eigenen Bewußtſein, als dem richtenden Urtheil der Geſchichte. —

Miscellen und Notizen.

I.

Zur Chronologie der Schauspiele des Jakob Ayrer.

Von K. G. Helbig.

Wer sich mit der deutschen Literaturgeschichte beschäftigt, der weiß, wie Vieles es hier noch zu berichtigen giebt, was bei völligem Mangel oder nicht gehöriger Benutzung der Quellen früher angenommen worden und aus einem Buche in das andere übergegangen ist. Denn natürlich kann auch der gewissenhafteste Literarhistoriker nicht jedes Einzelne selbst prüfen. Da müssen denn bald sorgfältige Specialforschungen, bald auch ein glücklicher Zufall aushelfen, der nicht selten, was den mühsamsten Studien entgangen, dem begünstigten Finder von selbst zuführt. — Ein solcher zufälliger Fund gestattet nun auch mir, der ich mich zeither vorzugsweise mit einem andern Theile der deutschen Literaturgeschichte beschäftigt habe, in der Kürze Einiges über Ayrer zu berichtigen, was seit Tiecks Untersuchung überall und auch noch in der neusten Ausgabe des trefflichen Grundrisses unserer Literaturgeschichte von Koberstein (Erste Abth. Leipz. 1845) S. 424 ff. festgehalten worden ist.

Tieck sagt bekanntlich in der Vorrede zu seinem deutschen Theater (1817), daß Ayrer, von dessen Lebensumständen man sehr wenig weiß, bis gegen 1618 gelebt habe. Das »gegen« ist hier von Bedeutung, da die Vorrede zu dem in Nürnberg 1618 gedruckten Opus theatricum *) vom 1sten Januar 1618 datirt ist,

*) Das Opus theatricum enthält 30 Lust- und Trauerspiele und 36 Fastnacht- und Singspiele, welche schon 1610 gedruckt, aber wahrscheinlich erst mit den obigen 30 Dramen herausgegeben worden sind. Die Titel sind ausführlich verzeichnet in Jos. Kehrein's Geschichte der dramatischen Poesie der Deutschen. Leipzig 1840 Bd. 1 S. 146 ff.

in der Vorrede ſelbſt aber von dem Dichter, als einem bereits verſtorbenen, geſprochen wird. Es hätte demnach nicht das Jahr 1618 als Todesjahr Ayrers, auch nicht als ungefähres, bezeichnet werden ſollen. Weiter beweiſt Tieck, daß der in dem erwähnten Buche abgedruckte **Julius redivivus 1610** geſchrieben ſei. So weit iſt Alles richtig. Wenn er aber ſodann weiter behauptet, das die wenigſten der Ayrer'ſchen Dramen vor **1610** geſchrieben wären, ſo muß dies auf Grund eines auf der Königlichen Bibliothek in Dresden befindlichen Manuſcriptes, das Tieck wahrſcheinlich ſpäter ſelbſt in Dresden kennen gelernt, aber nicht weiter beachtet hat, als irrthümlich widerlegt werden. Tieck ſchließt nämlich aus der in vielen Dramen Ayrers bemerkbaren Bekanntſchaft mit den Dramen der um **1600** in Deutſchland herumziehenden ſogenannten engliſchen Komödianten, daß Ayrer die meiſten ſeiner Schauſpiele nicht vor **1610** geſchrieben habe. Dieſe Bekanntſchaft weiſt er, neben der augenfälligen Nachahmung in der ganzen Geſtaltung der meiſten Dramen, insbeſondere in den auf engländiſche Art eingerichteten Singſpielen und in dem oft auftretendem Narren (gewöhnlich Jahn oder Johy Poſſet genannt), dem engliſchen Clown, nach. Daher vermuthet er auch, daß in die noch etwas rohen und daher wahrſcheinlich vor der Bekanntſchaft mit den Engländern geſchriebenen Dramen aus der ältern römiſchen Geſchichte (im **Opus Theatricum** № 1—4) »der Bott und Engländiſche Narr, Jahn« ſpäter eingeſchoben ſei. —

Das erwähnte Manuſcript nun enthält zehn Tragödien und Komödien und zwölf Faſtnachts- und Singſpiele Ayrers *mit genauer Angabe der Zeit, in welcher ſie geſchrieben ſind*, von derſelben Hand, womit die Stücke ſelbſt geſchrieben. Kann auch nicht *bewieſen* werden, daß es, was übrigens nicht unmöglich wäre, Ayrers eigene Handſchrift, ſo weiſt doch Orthographie und Handſchrift auf einen ſehr alten Abſchreiber, einen Zeitgenoſſen Ayres ſelber, hin. Beim vierten Stück aus der ältern römiſchen Geſchichte lautet die Überſchrift ſogar: »Der viertte Theyl *meiner* Gedicht auß **Titto Liuio**, Tragedia von Seruy Tuly Regiment ꝛc., durch Jacobum Ayrer, **Seniorem, Publicum Notarium** der Gerichten Procuratore und Burgern zu Nurnberg«. Entweder alſo hat der Abſchreiber Ayrers Concept vor ſich gehabt: oder es iſt dieſes Stück von Ayrer ſelbſt aufgezeichnet. Auch ſcheinen mir die Schriftzüge, die ſich hier vorfinden, dieſelben zu ſein wie in den meiſten Dramen dieſes Manuſcriptes überhaupt.

Von den oben erwähnten Dramen der Handſchrift ſind, *mit Ausnahme von drei Schauſpielen*, alle im **Opus thea-**

tricum abgedruckt. *) Die dabei ſtehenden Data ſind folgende: »Tragedia von Erbauung der Stadt Rom ꝛc.« (Op. Theatr. 1) »angefangen denn 28. July Anno 1595«, und zu Ende: »Vollend denn 20. Auguſti 95« mit der Unterſchrift: Jacob Ayrer; »der Ander Deil auß dem Ditto Liuio ꝛc.« (Op. theatr. 2) »angef. 24. May Anno 96«; »der dritte Theyl auß dem Tito liuio ꝛc.« (Op. theatr. 3) »angef. 4. Septembris Anno 96«; »der viertte Theyl ꝛc.« (Op. theatr. 4) »angef. den 24. February Anno 98.« In dieſen drei letzteren Stücken kommt, wie im gedruckten Opus theatricum, »der Bott Jahn« vor. Sodann folgen zwei noch nicht gedruckte Dramen: 1) Tragedia vom reichen Man und armen Lazaro Lucas am 16. Capitl. Mit 6 Aktus ꝛc. Angefangen 1. July Anno 98, vollend 9. July Anno 98. Darunter der Vers:

Es ſoll dennkhen ein reycher Man
Daß er nit alzeit leben kan,
Und ſeines guts nicht mit im geht
Wenn er ſchon die gantz Welt het.

Jacob Ayrer P.

2) »Komedia von Nicalay, dem verlornen Sohn« mit 6 Aktus nach Hans Sachs, den 3. April 1597 von Ayrer erweitert. — Darauf folgen die beiden Tragedien von der Meluſine (im Op. theatr. 20 und 21), die erſte geſchrieben vom 8—19. März, die zweite angef. den 20. März 1598; die noch nicht gedruckte Komödie: »Der Knaben Spigl« in 7 Aktus, angefangen den 10. April 1598 **) und endlich die Tragedie von Theſeus nach Hans Sachs, um 1172 Verſe erweitert, 22. July bis 5. Aug. 1598 (im Op. theatr. 15). — Daran ſchließen ſich 12 Faſtnachts- und Singſpiele, die ſich ſämmtlich im Opus theatricum unter № 2, 10, 11, 18, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35 vorfinden. Die Faſtnachtſpiele 2, 18 und 11 ſind 1595, das Faſtnachtſpiel 10 und die Singſpiele 28—35 ſind ſämmtlich 1598 geſchrieben. Bei mehreren dieſer Singſpiele findet man in der Überſchrift geradezu die Hinweiſung auf »das Engländiſch Spill«, was im Opus theatr. fehlt, ***) z. B. bei № 30 von den drei böſen Weibern »im

*) Demnach iſt Kehrein (a. a. O. S. 146) zu berichtigen, welcher das in der Vorrede zum Op. theatricum gegebene Verſprechen, daß noch 40 Dramen Ayrers herauskommen ſollten, erwähnt, und hinzufügt, daß dieſe handſchriftlich in Dresden ſich befänden.

**) Dieſe Comödie, ſo wie de oben erwähnte Tragödie vom reichen Manne ꝛc., habe ich für Herrn Dr. Kurz in Aarau abſchreiben laſſen, der ſie wahrſcheinlich herausgeben wird. Die Comödie vom verlorenen Sohn denke ich gelegentlich bekannt zu machen.

***) Im Op. theatr. ſteht dies nur bei № 33: „Im Thon, wie man den engliſchen Roland ſingt.“

Dhon, wie man den Engeländiſchen Rolant ſingt« und bei № 35 von etlich Reden des Claus Narren »im Dhon, wie man das Engeländiſch Spill: Laßt uns ein Weil bei einander pleyben« ꝛc. ſingt. —

Aus dieſen Bemerkungen geht hervor, daß, da Ayrer ſchon ſeit dem Jahre **1596** genauere Bekanntſchaft mit den Dramen der engliſchen Comödianten gemacht haben muß, aus dieſer Bekanntſchaft kein Grund genommen werden kann, irgend ein Stück deſſelben, deſſen Abfaſſungszeit wir nicht kennen, in das **17te** Jahrhundert zu verſetzen. Die Tragödie vom griechiſchen Kaiſer in Konſtantinopel (**Op. theatr. 11**) und die Komödie: Spiegel weiblicher Zucht und Ehr (**Op. theatr. 26**), in denen Jahn vorkommt, ſo wie die Faſtnacht- und Singſpiele von Jahn Poſſet (**Op. theatr. 21—23**) können eben ſo gut in den letzten Jahren des **18ten** Jahrhunderts geſchrieben ſein, wie die oben erwähnten Dramen Ayrers. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß Ayrer, der, wie man aus den obigen Bemerkungen ſieht, namentlich ſeit **1596** ſo im Zuge war,*) die meiſten ſeiner obigen Stücke noch vor **1600** oder kurze Zeit nach **1600** geſchrieben hat. Es geht aber auch aus den chronologiſchen Bemerkungen des intereſſanten Manuſcripts hervor, daß die engliſchen Komödianten, wie ſchon Tieck angedeutet hat, ſchon vor **1600** in Deutſchland herumgezogen ſind.

---

*) Als Beweis dafür, wie ſchnell Ayrer arbeitete, kann angeführt werden, daß die Singſpiele im **Opus theatricum 33** und **34** jedes in einem Tage fertig geworden ſind.

II.

Heinrich Janßen, der Bauernpoet, ein Zeitgenoſſe Hagedorns.

Von J. W. Schaefer.

Im December des Jahres **1717** wurden die Deiche des Budjadinger Landes an der Weſermündung durch eine hohe Sturmfluth ſehr beſchädigt. König Friedrich **IV.** von Dänemark, als dermaliger Landesherr der Grafſchaft Oldenburg, wandte auf die Wiederherſtellung derſelben große Summen, die indeß nur als ein der Budjadinger Bauernſchaft geleiſteter Vorſchuß angeſehen und ſpäter zurückverlangt wurden. Friedrichs Nachfolger, Chriſtian **VI.**, gewährte gleich bei ſeinem Regierungsantritt im Jahre **1730** der ſchwergedrückten Provinz eine ſeit lange vergeblich erbetene Gunſt, die Aufhebung der Landmiliz. Dieſer königliche Gnadenbeweis ermuthigte die Vogteien Eckwarden, Stollham, Burhave und Blexen, welche durch die Überſchwemmung am Meiſten gelitten hatten, mit dem Dank die Bitte um weiteren Nachlaß des Deichvorſchuſſes zu verbinden. Eine Deputation ward nach Kopenhagen geſandt, um das Anliegen des Landes vorzutragen. Sie überreichte (deutſche Sprache war damals in Dänemark noch hoffähig) ein hochdeutſches Gedicht, welches dieſe Petition um ſo eindringlicher machte, als es von einem Dichter aus der Mitte der Bauernſchaft verfertigt war. Folgende Strophen ſchilderten in rührender Weiſe dem Könige die Noth des Landes:

Wir müſſen jetzt mit Flehn zu Deinem Thron uns fügen,
Geſalbter Souverain! Ach ſchaue, wie vor Dir
Eckwarden und Stollham, Burhav' und Blexen liegen!
Sie klopfen tief gebückt an Deine Gnadenthür:
Erbarme Dich der Noth der treuen Unterthanen,
Wo einſt das Stammhaus war von Deinen großen Ahnen.

Huldreicher Chriſtian! ſei gnädig, wie Du pflegeſt,
Wie Deine Großmuth uns ganz friſche Proben giebt,
Indem Du eine Bürd' uns von den Achſeln legeſt,
Der Landmilizen Laſt, die uns ſo hart betrübt.
Gott laſſe Dich dafür ſo manche Luſt genießen,
Als Vivat drob erſchallt, als Freudenthränen fließen.

Wir können dadurch ja mit Ruh' die Felder bauen,
Die Söhne tragen nun der grauen Väter Laſt,
Und dürfen weiter nicht vorm Exercirplatz grauen,
Der Pflug wird ſtatt der Flint' vom Bauer angefaßt.
Wir dürfen künftig nicht die ſchweren Koſten tragen,
Es lieget keine Laſt hinfort auf unſern Lagen.

Der Weihrauch unſers Danks ſoll unaufhörlich brennen,
Geheiligter Monarch! auf unſerm Bruſtaltar;
Dies Feuer ſoll die Welt als ewig's Feuer kennen,
Das unauslöſchlich iſt, wie keins der Römer war.
Wir Arme ſind nunmehr nach vieler Noth erfreuet,
Wofern der Deichvorſchuß das Elend nicht erneuet.

Dies, dies iſt uns zu ſchwer, dies beuget unſern Rücken.
Ja, ſpanneten wir gleich gebog'ne Hälſe dran,
So wird uns dieſe Laſt dennoch zu Boden drücken.
Schau, unſer König, ſchau den großen Jammer an.
Laß auch in dieſer Noth uns Deine Gnade küſſen,
So wird die Welt mit uns darob erſtaunen müſſen.

Vermehre Deine Huld! mach' unſern Jammer minder!
Laß unſre Wohlfahrt ganz in Deiner Gnade blühn.
Erbarm' Dich über uns und über unſre Kinder,
Die wir recht kümmerlich mit Müh' und Schweiß erziehn,
Die lallend ſchon mit uns für Dich zum Himmel flehen,
Doch, ohne Deine Huld, mit uns bald betteln gehen.

Nein, lieber wollen wir von ihnen heimlich ſcheiden,
So werden wir durch Gram wohl bald ins Grab gebracht,
Und überwinden ſo im Sterben unſre Leiden:
Ihr Weiber! lebet wohl! Ihr Kinder, gute Nacht!
Bezahlt für uns mit Blut, was unbezahlt geblieben,
Bis ihr durch Deich und Damm mit uns ſeid aufgerieben.

Halt ein, Verzweifelung! du mehreſt unſre Plagen!
Wir wollen, was uns drückt, dem großen Gott allein
Und Dir, o Chriſtian, o Landesvater! klagen,
Du wirſt, wie allemal, auch hier erbarmend ſein.
Erblick', erquick' uns doch! ſo wirſt Du hier auf Erden
Der milden Gottheit gleich an Güt' und Gnade werden.

Dieſe treuherzige Beredtſamkeit verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König erließ den Vogteien **180,000** Thaler und bewilligte eine längere Friſt zur Abtragung des Reſtes.

Der Verfaſſer dieſer poetiſchen Bauernpetition verdient als eine merkwürrige Erſcheinung in jener Zeit gelehrter Hofpoeſie eine beſondere Beachtung.

Hinrich Janßen, Sohn eines Bauern im Budjadingerlande, 1697 zu Eckwarden (unweit des Jahdebuſens) geboren, beſuchte die gelehrten Schulen zu Jever und Quedlinburg, um ſich den gelehrten Studien zu widmen. Jene unheilvolle Waſſerfluth vernichtete ſeine Ausſichten. Da ſich die Ältern der Mittel beraubt ſahen, ihn ſtudiren zu laſſen, ſo mußte er nach Hauſe und zu den Geſchäften des Vaters zurückkehren.

Schon auf der Schule war der Trieb zur Poeſie in ihm erwacht; ſie beſchäftigte ihn auch noch in ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit, ohne daß ihn Ehrgeiz antrieb, öffentlich mit ſeinen poetiſchen Verſuchen hervorzutreten, bis ihm die oben erwähnte Bauerngeſandtſchaft eine würdige Veranlaſſung darbot. Es entſtand jene poetiſche Gratulation und Bittſchrift, welche die Aufſchrift erhielt: Allerunterthänigſte gemiſchte Leidcypreſſen und Freudenpalmen mit fußfälliger Bitte u. ſ. w. Es machte dies Gedicht damals in dem Kreiſe der gelehrten Hofpoeten nicht geringes Aufſehen. Gelehrte Zeitungen ſprachen mit einer, wenn auch mit vornehmem Lächeln gemiſchten Bewunderung von dem »Bauernpoeten«, dem »beſten Land- und Feldpoeten«. Man entdeckte Nachahmungen horaziſcher Stellen darin und war um ſo mehr erſtaunt, als Janßen die Verſicherung gab, bis dahin noch nicht die lateiniſchen Dichter verſtanden zu haben.

Dieſer unerwartete Beifall ermunterte ihn, ſich in der Dichtkunſt regelrechter auszubilden. Man überſandte ihm Gottſcheds »Dichtkunſt«: und da er von ihm wie von Andern Horaz und die Franzoſen als Muſterdichter geprieſen ſah, ſo verſchaffte er ſich von einem benachbarten Landprediger eine Ausgabe deſſelben. Obgleich er auf der Schule beim Cornelius Nepos ſtehen geblieben war und ſein Latein überdies faſt vergeſſen hatte, ſo brachte er es doch durch angeſtrengten Fleiß mit Hilfe der Minelliſchen Anmerkungen ſo weit, daß er ſich einige Gedichte überſetzen konnte. Auch ſuchte er in ſeinen letzten Lebensjahren noch die franzöſiſche Sprache zu erlernen, um die ihm angeprieſenen Dichter leſen zu können. Der Tod ſetzte im Juli des Jahres 1737 ſeinem Streben ein Ziel. Sein Sohn, Johann Hinrich Janßen, Prediger zu Waddens, erfüllte den Wunſch des Vaters, eine Sammlung ſeiner Gedichte zu veranſtalten; ſie erſchien zu Stade 1768.

Daß in der Bruſt dieſes vergeſſenen »Bauernpoeten« ein ächteres Dichtertalent wohnte, als bei den gefeierten Ceremonien-

meiſtern und den Gottſcheden zu finden war, mögen noch einige Strophen aus dem Eingange des Gedichts darthun, die dem Andenken Königs Friedrichs V. gewidmet ſind und im Vergleich mit der verſchrobenen Schmeichelei der Hofpoeten gerade durch ihre ſchlichte Einfalt gewinnen.

Sein Scepter war gerecht, ſein Purpur lauter Güte;
Der Unterthanen Wohl ſein höchſt-beliebter Thron;
Sein himmelhoher Geiſt, ſein königlich Gemüthe
Der beſte Edelſtein in ſeines Hauptes Kron'.
Die Klugheit, die bei ihm den Reichsſtab pflag zu führen,
War würdig, mehr die Welt, als Reiche zu regieren.

Man ſahe Fried' und Ruh' in ſeinen Ländern blühen,
Er hat aus Neid und Geiz den Nachbar nie geſchreckt;
Doch zwang ihn Übermuth, ſein Heldenſchwert zu ziehen,
So hat er's niemals ſonſt, als ſiegend, eingeſteckt.
Da wußt' er ſchon die Wuth des Feindes zu ermüden,
Und machte gern, doch ſtets mit Nutz und Ehren, Frieden.

Die ſeltne Gottesfurcht, die Sorge für die Seinen,
Die uns und unſer Land der Fluth entriſſen hat,
Verewigt ſeinen Ruhm, vermehret unſer Weinen.
Zollt, Augen, zollet Blut, an heißer Thränen Statt!
Auch dieſes reicht nicht zu, den Trauerfall zu klagen,
Der ſo viel Tauſenden die Seelen wund geſchlagen.

Jedoch der Alles lenkt, mißbilligt ſolches Klagen,
Ihm hat es ſo beliebt, ſein Thun iſt ganz gerecht.
Des großen Königs Haupt muß Himmelskronen tragen,
Ihm waren irdiſche hienieden viel zu ſchlecht.
Er pflanzet ſeinen Thron bei Seraphinen-Thronen,
Drum laßt den Friederich im Friedens-Pallaſt wohnen.

Janßen brachte noch ſpäter bei mehren Gelegenheiten dem Könige ſeine poetiſchen Huldigungen dar, doch nicht mehr in dem anfänglichen ſchlichten Ausdrucke, ſondern er ſchraubte ſich zu der Phraſenfülle der Hofpoeten hinauf, die man ihm in die Hände zu bringen bemüht war. Doch erfreut uns noch in manchen Stellen die ungeſchminkte Gemüthswahrheit. Als er in einer ſeiner Jubeloden die Worte gewagt hatte:

Dein ſchlechtſter Knecht, ein armer Bauer,
Nimmt, wird ihm gleich ſein Leben ſauer,
Doch Theil an Deiner Königsluſt —.

ſo erhielt er von Brockes, dem Koryphäen der hamburger Poeten, eine gereimte Zurechtweiſung, welche für die hofmänniſche Geſinnungsloſigkeit der derzeitigen Literatur charakteriſtiſch genug iſt, um hier einen Platz zu verdienen.

Ich hab' in Deiner Jubelode ein ſolches edles Feuer funden,
Das mich zum billigen Bewundern, ja zum Erſtaunen faſt gebracht,
Und in mir einen regen Trieb zur Gunſt und Freundſchaft angefacht.
Ich halt' aus eben dieſer Freundſchaft mich Dich zu warnen auch verbunden,
Den von Dir ſelbſt mit großem Rechte ſo hoch geprieſ'nen Chriſtian,
Der Dänen mächtigen Monarchen, die Luſt von jedem Unterthan,
Und ſeinen himmelhohen Ruhm doch bei der Nachwelt nicht zu kränken.
Denn wär' es nicht was Unerhörtes, von ſeiner Großmuth zu gedenken,
Sie litte, daß in ſeinem Land ein am Gemüth ſo edler Bauer,
Mit Recht die bittre Klage führt: Ob würd ihm hier ſein Leben ſauer!

Daß übrigens unſer Janßen kein bloßer Gratulationspoet war, ſondern auch einer freieren Bewegung der Phantaſie ſich gewachſen fühlte, davon zeugt namentlich ſeine Ode auf einen »künſtlich ſingenden Papageien«, den nämlich die Staatsräthin von Stöcken, Gemahlin des däniſchen Landvoigts im Budjadingerlande, ſingen und ſprechen gelehrt hatte. Es ſind Strophen von ſo leichtem Fluß der Verſe und ſo heiterm Humor, daß ſie dem Janßen eine Stelle neben Hagedorn anweiſen, an den man durch manche Wendung erinnert wird. Da Wenigen die Sammlung jener Gedichte in die Hände kommt, ſo dürften einige der ſechsundzwanzig Strophen einer Mittheilung nicht unwerth ſein:

Ein wundernswerther Papagei
Und indianſche Luftſirene
Singt in des Kerkers Sklaverei
Auch gar verſchiedne reine Töne:
Noch mehr! der Singekunſt gemäß —
Und noch weit mehr! ſo thut er es
Mit deutlich hellen klaren Worten,
Nicht wie ein Vogel tirelirt,
Der muttermäßig muſicirt,
Nachdem der Schnabel wächſt; die hat man aller Orten.

Erſt ließ ihn gleiche Barbarei
Zwar weder ſingen oder ſprechen;
Allein die Perl' wird endlich frei,
Und muß durch Nacht und Muſchel brechen.
Sein gutes Schickſal führt ihn hin
Zu einer edlen Meiſterin
Und zu der Zierde unſrer Zeiten,
Die Stand, Geburt und Art und Witz
Vortrefflich macht, und die ein Sitz
Der ächten Tugenden und Vollenkommenheiten.

Von der hat dieſer Indier
Des Phöbus Sängerei gelernet,
Nachdem man ihn, wie andre mehr,
Von ſeines Vaters Haus entfernet.
Sein Glücksſtern trieb ihn weg von da
Und ließ ihn wie den Tunghoa
Nicht unberühmt am Stamm erſterben.
Er ſollte durch die edle Kunſt
In fremder Luft ihm Huld und Gunſt
Und einen ſchönen Kranz von Ehrenpreis erwerben ....

Wenn er zuweilen phantaſirt,
Erſchollen ſolche Lieblichkeiten,
Die auch mit Allem, was da rührt,
Um Rang und Vorzug billig ſtreiten.
Man wird dadurch ſo ſehr entzückt,
Bezaubert aus ſich ſelbſt gerückt,
Daß man faſt gar nicht anders meinet,
Als wenn die holden Grazien
Die Quinteſſenz des Lieblichen
Mit ſeiner reinen Stimm' und ſchönen Kunſt vereinet ...

O ſchöner Joſt, du edle Luſt
Des beſten Herrn, der beſten Frauen!
Wer hört dich ohn' entzückte Bruſt?
Wer kann Dich unergötzt beſchauen?
O Sänger, dem kein Sänger gleich!
Und gält es gar ein Königreich!
Du indian'ſcher Virtuoſe!
Du einziger von deiner Art,
Worin Natur und Kunſt gepaart,
Was rar- und ſeltner iſt, als eine ſchwarze Roſe! ...

Doch Joſt iſt kein Platonicus,
Er lebet nicht nach Plato's Sätzen,
Er will, gleich wie Horatius,
Den Epicurum höher ſchätzen.
Er hält auf Thee, Kaffee und Wein,
Rühmt Fiſch' und Krammetsvögelein,
Und ſingt und ſagt von Leckerbiſſen.
Er ſorgt nicht für die Folgezeit,
Lebt ohne Gram und Herzeleid,
Begehrt das Künftige vorher auch nicht zu wiſſen.

Ja Joſt, die kunſtgeübte Stimm'
Wird dich auf Famens Ehrenwagen,
Trotz Mißgunſt und des Neides Grimm,
Viel weiter als die Flügel tragen.
Dieweil dein Nam' verewigt iſt
Im Lande, wo du Fremdling biſt,
Entfernt von deinem Vaterlande,
Entgehſt du trotz der Dienſtbarkeit
Dem Moder und Vergeſſenheit,
O ungemeines Glück, bei ſolchem Sklavenſtande ...

Bei deinem Grabe wird gewiß
Die Stimm' der Nachtigallen
Viel lieblicher und ja ſo ſüß
Wie bei des Orpheus Gruft erſchallen;
So wird auch dies mein frohes Lied
Auf meinem hellen Bauern-Riet,
Wie dein Geſang, beſtändig bleiben,
Und meinen Preis durch deinen Ruhm
Ins diamantne Heiligthum
Der unvergeßlichen beliebten Dichter ſchreiben.

Durch Singen werden du und ich
Uns über unſers gleichen ſchwingen.
Ich kann durch dich und du durch mich
Bis in die ſpätſte Nachwelt dringen.
Mein Kiel, der ſchlecht und ehrlich ſchreibt,
Und allen Firniß von ſich treibt,
Rühmt nie gemeine Kreaturen;
Er rühmt, was groß und ſelten iſt,
Wie du vor allen Vögeln biſt,
Und dies entfernet mich von Pimplens Pöbelfluren.

Es war dies eines ſeiner letzten Gedichte, aus dem man zugleich erſieht, daß die Ermahnungen ſeiner gelehrten Gönner an ihm nicht verloren gegangen waren, und daß er nicht unterlaſſen hat, Einiges anzubringen, was ihn in der Achtung der gelehrten Poeten heben konnte. Daher ertheilte ihm auch Brockes in Bezug auf dieſe Ode das Zeugniß, »daß die vernünftige Anlage und Einrichtung ſeiner Werke, das erhabene Feuer, die ungemeine Beleſenheit, die liebliche Flüſſigkeit ſeiner Verſe ihn ſo ſehr gerührt hätten, noch mehr aber, daß er dieſem allen eine ſo galante und polirte Tour beigefügt hätte, daß er dem geſchickteſten Hofmann ihn zu übertreffen Mühe geben würde.«

Hat man neuerdings Brockes und Drollinger den Ehrenkranz nicht vorenthalten, ſo verdient auch wohl das Grab des beſcheidenen »Bauernpoeten« ein friſches Blatt des Andenkens.

III.

Einige Bemerkungen zur Charakteriſtik des Dichters Reinhold Lenz.

Von K. G. Helbig.

Wir haben jetzt unſre politiſche Sturm- und Drangperiode. Viele tüchtige Jünglinge ſind in ihr bereits zu Grunde gegangen und viele andere werden noch darin zu Grunde gehen; denn ſie iſt wohl noch lange nicht abgelaufen. Iſt es da Recht, den Blick von der Gegenwart und ihren Opfern wegzuwenden und auf ein wohl genug gefeiertes Opfer der vergangenen, längſt vergangenen Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur zu werfen? Warum nicht: wenn das im Allgemeinen bekannte Bild des Dichters, den wir meinen, durch einige kleine Striche dem Originale ähnlicher und lebendiger uns vergegenwärtigt werden kann, ſo daß wir darin, wenn wir nur wollen, manche Mahnung für die Gegenwart finden?

Der Jugendgenoſſe Goethe's, Jacob Michael Reinhold Lenz, geboren zu Seßwiegen in Liefland **1750**, geſtorben in Moskau **1792**, iſt von Gervinus in ſeiner Literaturgeſchichte (1840) ſehr ſcharf beurtheilt worden. Es ſteht dieſes Urtheil in ſchroffſtem Gegenſatze zu der innigen und warmen Theilnahme, mit welcher Tieck in der Einleitung zu ſeinen geſammelten Schriften zwölf Jahre früher über ihn geſprochen hat. Die ernſtere Stimmung unſrer Zeit, die ſittlich entſchiedene Geſinnung des geiſtvollen Hiſtorikers erklärt dieſen Gegenſatz. Gewiß iſt Gervinus in vollem Rechte, wenn er hervorhebt, daß Lenz aus Mangel an eigentlicher Sittlichkeit und aus Dünkel verkommen ſei. Ebenſo kann man beiſtimmen, wenn er vieles Widrige und Ungeheuerliche in ſeinen Productionen findet. Aber ſicher zu weit geht er, wenn er ihm alles wirkliche Talent abſpricht und ihm frivole und wollüſtige Tendenzen zuſchiebt. Die letztere Anklage läßt ſich leicht zurückweiſen. Dieſe Leute ſchilderten damals gern abſonderliche Leidenſchaften mit den grellſten Farben, wie eben Lenz eine Geſchwiſterehe (im neuen Mendoza), die Liebe eines Kombabus zu einem unſchuldigen Landmädchen (im Hofmeiſter), ohne deshalb durch einen geilen Kitzel dazu angetrieben zu werden. Dies zeigt am Beſten die ganz achtbare Oppoſition, die in dieſen Stücken in einzelnen Charakteren dieſer widrigen Leidenſchaftlichkeit entgegentritt. Es waren allerdings ſeltſame Stoffe, die zum Theil aller Poeſie Hohn ſprachen: aber unſittliche Tendenzen hatte der Dichter

ſicherlich nicht. Daß er unter allen Umſtänden ein ſchönes, leider in maßloſer Leidenſchaftlichkeit verkommenes Talent für das Drama beſaß, dafür zeugen laut genug einzelne ganz vortrefflich gezeichnete Charaktere (z. B. der Major und der Schulmeiſter im Hofmeiſter), viele lebenswahre und originelle Situationen und die Lebendigkeit des Dialogs in ſeinen Stücken. Freilich geht es darin ſo wüſt durch einander, die kräftige Zeichnung wird ſo oft zur Karrikatur, die Leidenſchaftlichkeit tritt oft ſo frech hervor, die natürliche Derbheit wird ſo oft zur eklen Gemeinheit, daß Einem alle Freude an jenen Vorzügen genommen wird. Dies darf uns aber nicht ſo verſtimmen, daß wir jene Vorzüge gar nicht mehr anerkennen wollen. So wird wohl Gervinus' Urtheil die traditionell gewordene Bewunderung des unglücklichen Dichters vermindert haben, aber vernichten kann es nicht das Intereſſe derer für ihn, welche mit ſeinen Schriften bekannt ſind. Auch fernerhin wird man ihn der Theilnahme werth halten, welche Goethe und ſeine Freunde für ihn hatten, und bedauern müſſen, daß ein ſo kräftiges Talent ſich nicht aus dem wüſten Treiben zum Maßhalten und zu ſchöner Form herausarbeiten konnte.

Nach dem Erſcheinen der Literaturgeſchichte von Gervinus ſind einige Reliquien von Lenz herausgegeben worden, welche das begründete Urtheil jenes Kritikers über den Charakter des von uns beſprochenen Dichters theils beſtätigen, theils näher erläutern. Die eine, ziemlich bekannte Schrift von Stöber über Lenz und Friederike von Seſenheim (1842) giebt theils in den an Salzmann in Straßburg gerichteten Briefen, theils in den Aufzeichnungen des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Elſaß ein treues Bild der geiſtigen Beweglichkeit und Gemüthlichkeit, aber auch der Zerfahrenheit, des völligen Mangels an ſittlicher Energie des Dichters. Jedem Eindrucke giebt er ſich leidenſchaftlich hin, nie kommt er zu einer beſtimmten Beſchäftigung, nie zu einem ruhigen Genuß, kurz er lernte ſich nie regeln und beherrſchen. Als ihn nun aber der Wahnſinn ergriffen hatte *), ſo trieb er's auch in dieſem Zuſtande ſo, wie er es früher getrieben. Am Tage war er ganz vernünftig, freundlich und lenkſam, wie ein Kind, in der Nacht aber, wenn er allein war, lief er vor dem Hauſe herum, ſtieß ſchreckliche Klagetöne aus, patſchte in den Brunnentrog, ſtürzte ſich aus dem Fenſter in den Hof und verſuchte, ſich zu tödten. Das war noch kein entſchiedener Wahnſinn, in welchem alle Zurechnung

*) Nach Stöbers Mittheilungen kam Lenz im Januar 1778 ganz verſtört zum Pfarrer Oberlin und ängſtigte dieſen durch ſein tolles Weſen ſo, daß er ihn nach einigen Wochen nach Straßburg bringen ließ, von wo er zu Schloſſer kam.

aufhören muß, es war ein halbbewußtes Tollen, das natürlich endlich in unbewußte Raſerei ausarten mußte, wie ſpäter in Schloſſers Hauſe, wo man den Unglücklichen in Ketten legen mußte. Wie ganz anders erſcheint dagegen der Wahnſinn des liebenswürdigen Hölderlin! Stöber vermuthet, daß die Auflöſung eines innigen Verhältniſſes zu Friederike von Seſenheim den Wahnwitz des Dichters veranlaßt habe. Er führt dafür die 1772 an Salzmann geſchriebenen Briefe an, worin Lenz mit der größten Beſtimmtheit von einem innigen Verhältniſſe mit Friederike Brion ſpricht, und die Mittheilungen Oberlins, nach denen er ſich wegen einer verlaſſenen Geliebten Vorwürfe gemacht und in ſeinem Jammer einmal den Namen Friederike ausgeſprochen habe. Wohl mag auch die Erinnerung an Friederike ihn in jenen ſchrecklichen Stunden gequält haben. Schwerlich hat aber ein Mann, wie Lenz war, ein ſolches Verhältniß ſechs Jahre lang fortgeſetzt, ſchwerlich iſt der Schmerz über die früher verlorene Geliebte ſo ſpät zum Wahnſinn geworden. Er wollte wirken und genießen, konnte es aber zu keiner That und zu keinem Genuſſe bringen, weil er in krankhafter Leidenſchaftlichkeit immer wieder verlor, was er gewonnen hatte. So ſah er ſich aller Ausſichten auf Glück und Ruhm beraubt und wüthete in dem, ſeinem Dünkel unerträglichen Bewußtſein ſeiner Unfähigkeit gegen ſich ſelbſt: bis er am Ende ganz raſend wurde. So iſt denn durch dieſe Mittheilung erwieſen, daß Gervinus ganz Recht hat, wenn er ſagt, daß dem Lenz alle ſittliche Energie gefehlt habe, und daß er dadurch, beſonders durch ſeinen Dünkel, zu Grunde gegangen ſei. Beiläufig muß noch erwähnt werden, daß ein von Friederiken nach der erſten Verbindung mit Goethe, ſo ſchnell mit Lenz angeknüpftes Liebesverhältniß in der That auffällig iſt. Wir wollen nicht darüber urtheilen: aber es muß, wenn Lenz in jenen Briefen nicht bloße Einbildungen mitgetheilt hat, ein ſehr leicht erregbares Mädchen geweſen ſein. —

Die andere wenig bekannte Reliquie von Lenz iſt ein in Berlin 1845 vom Dr. Blum in Dorpat herausgegebenes Feſtſpiel: »der verwundete Bräutigam«, welches Lenz in ſeinem ſechzehnten Jahre geſchrieben hat. Der Herausgeber klagt in der Einleitung über die ſchneidende Luft, welche ſeit der erwähnten Beurtheilung des Dichters durch Gervinus über ſeinem Grabe wehe, und ſucht die Leſer für die frühere Theilnahme, für das durch Tieck geltend gemachte Urtheil über den Dichter wieder zu gewinnen. Es mag dies ſchon gut gemeint ſein, es mögen auch manche treffende Bemerkungen in dieſer gut geſchriebenen Einleitung Beachtung verdienen: aber widerlegt iſt Gervinus' Urtheil, ſoweit es uns ein berechtigtes ſchien, dadurch durchaus nicht. Sogar das abgedruckte

Feſtſpiel, und was Blum von ſeiner Entſtehung erzählt, trägt nur dazu bei, dieſe in Anſpruch genommene Kritik als eine völlig gerechte zu erweiſen, aber auch die obigen Äußerungen über das ſchöne dramatiſche Talent des Dichters zu beſtätigen. Den Stoff zu dieſem Drama hat folgender Vorfall gegeben. Ein ruſſiſcher Officier, von Igelſtröm, war 1766 kurz vor ſeiner Hochzeit von ſeinem deutſchen Kammerdiener, aus Rache, weil er ihn früher einmal wegen Ungehorſams mit dem Stocke beſtraft hatte, überfallen und gefährlich verwundet worden. Doch konnte er, geheilt, nach einigen Monaten ſeine Hochzeit feiern. Dieſe Geſchichte ſtellte Lenz in einem Drama dar. Bedenkt man nun noch, was Blum beiläufig erzählt, daß jener Kammerdiener in Dorpat von allen Bürgern bemitleidet wurde, daß Igelſtröm der öffentlichen Brandmarkung des Verbrechers mit ächt ruſſiſcher Brutalität ſelbſt zuſchaute, ja dem mitleidigen Scharfrichter zuſchrie, er ſolle keine Umſtände machen, worauf ihm dieſer ſeine Handſchuhe mit den Worten zuwarf: »der Baron paſſe ſich beſſer, als er, zu ſeinem Amte, darum wollte er es ihm überlaſſen —« bedenkt man dies, ſo kann man leicht erkennen, in welchen Umgebungen ſich Lenz damals befinden mußte, daß er dieſen Igelſtröm in einem Drama zur Feier ſeiner Hochzeit verherrlichte. Solche Verhältniſſe, ſolche Umgebungen müſſen nachtheilig auf den Charakter eines Jünglings wirken, das iſt keine Schule zu einer tüchtigen ſittlichen Bildung. Aber wie mag auch der Hochmuth in dem ſechzehnjährigen Lenz erregt worden ſein, wenn er in dieſem Alter zur Hochzeit des Herrn von Igelſtröm ein Feſtſpiel machen durfte! Hier in ſeiner Erziehung, in ſeinen frühern Verhältniſſen liegen ſchon die Keime ſeines Verderbens, hier ſchon entwickelte ſich die Selbſtüberſchätzung und der Dünkel, der im Verkehr mit Goethe in Straßburg genährt wurde. Was aber das Stück ſelbſt betrifft, ſo zeigt es überall die außerordentlichen Talente des Dichters. Freilich darf man nicht vergeſſen, daß der Stoff an und für ſich kein großes Intereſſe erregen kann und daß der Dichter erſt ſechzehn Jahre alt war. Aber überraſchend iſt, wie er dieſen Stoff behandelt hat, überraſchend auch hier die Friſche und Lebendigkeit des Dialogs. Von den ſpäteren Übertreibungen des Dichters in Situationen und Sprache iſt hier noch keine Spur; denn zu dieſen wurde er erſt durch das Studium des Shakſpeare und durch die Anregungen der Straßburger Genoſſen verleitet. Dagegen tritt die damals in ganz Deutſchland ſehr beliebte Sentimentalität auf eine oft lächerliche Weiſe hervor, von der ſich Lenz in ſpätern Zeiten ganz frei gemacht hat.

Das uns vergegenwärtigte Bild des Dichters ſollte eine Mahnung ſein für unſere Zeit. Denn nur der Mann von ſittlicher

Energie, der ohne Eigendünkel vorwärts ſtrebt, kann in einer ſolchen Sturm- und Drangperiode ſich wirkſam geltend machen und, wenn er geiſtig bedeutend iſt, die allgemeine Anerkennung der dankbaren Nachwelt gewinnen.

IV.

Eine Supplik G. A. Bürgers.

Königlich-Großbritanniſche zur Churfürſtlich Braunſchweig-Lüneburgiſchen Landesregierung Hochverordnete Herren Geheime Räthe,

Hochgebohrne Reichsgraf und Freiherren,
Hochgebietende Gnädige Herren.

Die mir vor viertehalb Jahren gnädigſt aufgetragene außerordentliche Profeſſur der Philoſophie auf der hieſigen Univerſität habe ich zwar damals ohne Gehalt, jedoch nicht ohne die billige Hoffnung dazu übernommen, und bis hieher nach dem Maße meiner Kräfte verwaltet. Weil ich unter allen Dienſten, welche die hieſigen Lehrer der Univerſität leiſten, auf die meinigen gewiß ſelbſt den geringſten Werth lege, ſo habe ich mich bisher nicht nur dabei beruhiget, daß ich vielleicht unter allen der Einzige bin, der ganz ohne Gehalt dient: ſondern würde auch ferner, wenn gleich noch ſo lange, in beſcheidener Stille gewartet haben, bis Euer Excellenzen aus eigener hoher Bewegung meine Hoffnung einmahl zu erfüllen geruhet hätten. Allein Umſtände nöthigen mich jetzt, meinem Charakter ſelbſt Gewalt anzuthun, und Hochdero Großmuth mit einer unterthänigen Bitte anzugehen, die den Verdacht einer unbeſcheidenen und läſtigen Andringlichkeit erwecken könnte, wenn nicht eine unbefangene Darſtellung meiner Lage mir dagegen das Wort reden müßte.

Das Glück iſt mir in meinem ganzen Leben gar wenig günſtig geweſen. Zwölf Jahre lang habe ich bei einer ſehr magern Gerichtshalterſtelle auf dem Lande ein anſehnliches ererbtes Vermögen zuſetzen, und nachher wieder beinahe neun Jahre ohne alle Beſoldung, ohne Vermögen, von geringem Erwerbe aus academiſchen und litterariſchen Arbeiten mich durchbringen müſſen. Ich enthalte mich, andere unverſchuldete, meinem Vermögen, ſowie

meinem geiſtigen und leiblichen Wohlſeyn höchſt nachtheilige Lebensbegegniſſe zu erwähnen.

Hätte ich Niemand weiter als bloß meine eigene Perſon zu verſorgen, ſo würde ich, ſo lange mir nur noch eine einzige Kraft zu irgend einem Geſchäfte übrig bliebe, nicht leicht einem Sterblichen mit meinen Bedürfniſſen beſchwerlich fallen. Allein ich habe vier unerzogene Kinder, deren Verſorgung, und oben drein noch Schulden, ohne deren Bezahlung es mir bitter iſt, zu leben und noch bitterer dereinſt ſeyn würde, aus der Welt zu ſcheiden. Die letzten ſind zwar nicht ſo beträchtlich, daß ein Mann, der nur ein bis zwei Hundert Thlr. jährlich erübrigte, ſie nicht in wenigen Jahren tilgen könnte. Weil ich aber in meiner jetzigen Lage gar nichts zu erübrigen vermag, ſo müſſen mir auch unerhebliche Schulden zu einer großen und drückenden Laſt gereichen. Tägliche ſowohl als nächtliche Sorgen und Unruhen, die mir hieraus erwachſen, zehren an meinen edelſten Kräften, die ich doch wohl weit würdiger zum Nutzen der hieſigen Univerſität und der Litteratur unſeres Vaterlandes verwenden könnte.

Dieſe Lage ſcheint es nicht nur zu entſchuldigen, ſondern mir es ſogar zur Pflicht zu machen, daß ich zu Euer Excellenzen Hoher Gnade meine Zuflucht nehme, und unterthänig bitte, mich baldmöglichſt mit einem nur einigermaßen unterſtützenden Gehalte zu erfreuen. Auch darf ich wohl nicht fürchten, daß dieſe Bitte ihre Wirkung auf Hochdero vorſorgende Großmuth verfehlen werde, wenn gleich Schüchternheit und Delicateſſe mich abhalten ſollten, dieſelbe künftig eben ſo oft, als vielleicht andere, anders als ich organiſirte Bittſteller, zu wiederholen. Geſetzt daher auch, die Umſtände geſtatteten es nicht, mein Geſuch ſogleich zu erfüllen, ſo würde mir doch ſchon eine gnädige, Hoffnung gebende Reſolution von großem Werthe ſeyn, und ich würde glauben, Euer Excellenzen Huld durch nichts würdiger ehren, und das Gefühl meiner Dankbarkeit durch nichts mehr adeln zu können, als durch das ſtille Zutrauen und die beſcheidene Geduld, womit ich einer gewiſſen Erfüllung zur gelegenen Zeit entgegen ſähe. In dieſen Geſinnungen erſterbe ich mit tiefer Ehrfurcht

Euer Hochgräfl. und Hochfreyherrl. Excellenzen

Göttingen,
am 6. März 1793.

ganz unterthäniger Diener
Gottfr. Aug. Bürger.

Zur richtigen Auffaſſung von Bürgers Stellung und der faſt zu beſcheidenen Bittweiſe obiger Supplik muß bemerkt werden, daß Bürger im Jahre 1789 auf Heyne's

Empfehlung zum außerordentlichen Professor ernannt, ihm aber dabei gleich eröffnet wurde: diese Ernennung gewähre ihm weder Anspruch noch Hoffnung auf Gehalt. Das diese Ernennung betreffende Rescript des Universitäts-Curatorii an Heyne ist nicht ohne Interesse. Dasselbe lautet:

»Unsere ꝛc.

Die von Euch angerühmten Fähigkeiten des M. Bürger sind auch Unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen, und würden Wir nicht anstehen, bei Sr. Königl. Majestät auf Ertheilung einer außerordentlichen Professur in der philosophischen Facultät für denselben anzutragen, wenn Wir nicht das Bedenken hätten, daß der M. Bürger nach erhaltener Professur um eine Gehalts-Ertheilung nachsuchen möchte. Da die Euch am besten bekannte beschränkten Umstände der Universitäts-Casse Uns nicht erlauben gedachtem Magister dazu einige Hoffnung zu ertheilen; So habt Ihr ihm solches bekannt zu machen und demnächst zu berichten, ob unter diesen Umständen dem M. Bürger annoch mit der Ertheilung des Professor-Charakters gedient seyn dürfte? Auch würde es sich gedachter Magister gefallen lassen müssen, daß vorerst die Censur des Musen-Almanachs von Euch noch ferner respicirt würde. Wir sind Euch ꝛc.«

Hannover, den 21. August 1789.

Königliche ꝛc.

An v. Beulwitz.

den Hofrath Heyne in Göttingen.

Ob eine Gewährung von Bürgers Bitte erfolgt sei, wissen wir nicht, glauben es aber auch nicht, zumal in dem Jahre 1793 das Churfürstenthum Hannover bereits durch die politischen Constellationen in einer Weise berührt war, die es unwahrscheinlich macht, daß damals die Kassen Mittel zu einer Gehalts-Ertheilung gehabt haben sollten, die sie im Jahre 1789 nicht hatten. Im folgenden Jahre aber, am 8. Juni 1794, starb Bürger schon.

Druck von C. F. Kius in Hannover.

61623763